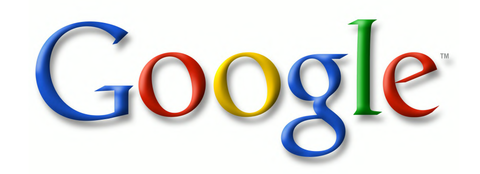

Google





Schattenbilder
der
Vorzeit.

Ein Kranz
von
Geschichten, Sagen, Legenden, Mährchen, Skizzen und Heldenmahlen.

Aus allen Gegenden Deutschlands
und des österreichischen Kaiserstaates.

Gesammelt und erzählt
von
Leopold Ziegelhauser.

Dritter Theil.

Wien, 1844.
Bei Michael Lechner, Universitäts-Buchhändler.

Sagen von Helfenstein.

Der Satansbrunnen.

(Mährische Sage.)

Jahrhunderte nach seinem Gründer war **Helfenstein** der Sitz eines Raubritters, der Reisende und wehrlose Pilger anfiel und auf seine Burg schleppte, um dort durch sinnreiche Martern ein hohes Lösegeld zu erpressen oder sie im gräulichen Verließe zwischen modernden Gerippen und faulenden Leichen verschmachten zu lassen; oder in die nahen Ortschaften brach, Männer und Kinder niedermetzelte, die Weiber mit fortschleppte, Vieh und Habe raubte, Hütten und Fluren durch Feuer verheerte.

Der Jammer der hilflos Gemarterten und Beraubten stieg zum Himmel empor, und drang auch zu den benachbarten Adeligen, welche, empört ob all' der Gräuel, dem Morden und Rauben ein Ziel zu setzen, mit ihren Mannen entschlossen, vor die Räuberburg zogen, und diese Mordhöhle eng umzingelten. — Rache und den Tod am Hochgerichte hatten sie ihm zugeschworen, das war dem Buschritter nicht fremd geblieben.

Der Räuber, keinen Ausweg vor sich sehend, vertheidigte die festen Mauern mit all' seinem wilden Muth, und die Verzweiflung war mit ihm. Bei solcher Vertheidigung spotteten die trotzigen Felsenwälle jeder Anstrengung der Stürmenden. Da gaben

Unwille und Ohnmacht ihnen den feigen Gedanken ein: die Quelle am Fuß des Hügels abzugraben. Diese List wurde sofort bewerkstelligt, und der einzige Brunnen auf Helfenstein begann zu versiegen. Vergebens, daß der Räuber den Fallstrick bemerkt hatte und einen neuen Brunnen zu graben begann. Eh die schwache Kraft der Gefangenen die Erde tief genug aufgewühlt hatte, um auf Wasser zu kommen, traten die furchtbaren Folgen der Wassernoth ein. Die Rosse verschmachteten vor Durst, die Menschen labten sich am Blut der gefallenen Thiere. Ein Tag noch und kein fernerer Widerstand war möglich.

So blieb ihm und seinen Gesellen nur die Wahl, zwischen dem Henkertod und langsamen Verschmachten! Da (so erzählt das Mährchen) rief er, von Verzweiflung gefoltert, einen gräßlichen Helfer. In grauser Mitternacht versuchte er Satan aus der Hölle herauf zu beschwören, und verhieß ihm seine Seele, mit dem Beding, daß er, noch vor dem ersten Hahnenschrei die Burg mit Wasser versorge. Noch hat solches Trachten Jeden betrogen, der darauf traut, und wer damit spielen will, wird des eigenen Irrwahns entsetzliches Spiel!

Dicht an der östlichen Felsenmauer war der neue Brunnen begonnen und mit starken Quadern ausgemauert worden, nun — zum ersten Mahle schallte es herauf: »Wasser! Wasser im Ueberfluß!«

Voll Freude eilte der Burgherr hinab, und beugte sich spähend über den Rand des rettenden Bornes. Da wehte ihm kalter Grausen im Nacken, er wähnte den bösen Feind hinter sich, der ihn ergreifen wolle. Taumelnd und schreckbetäubt stürzt

er kopfüber in die Tiefe, und zerschmetterte sein Gebein am Felsgrunde des Brunnens.

Drei Tage lang tränkte blutiges Wasser seine Mordgenossen, die, als sie keine menschliche Hilfe mehr vor sich sahen, die Burg übergaben, und ihren Sündenlohn empfingen.

Heute noch ist der Brunnen wohl erhalten zu schauen, gräßlich seiner Tiefe, blutgefärbt das Wasser, wenn man Steine hineinwirft, gleich als ein Gedächtniß der hier begangenen Frevel, zur Warnung vor Gottes Zorngericht!

Des Wassers Beschaffenheit ist Thatsache, obgleich leicht ersichtlich, eine andere Ursache ihr die Farbe verleiht, welche der Ausgang der Sage mit einem Wunder zieren half. Mährchen von blutigen Wassern sind uralt, wie zum Beispiele in Syrien vom schönen Thamuz.

Die Armensünderblume.

(Altteutsches Volksmährchen.)

Ein edler Ritter liebte eine Maid treu und innig. Im Herzen war sie ihm hold, doch begegnete sie dem Werber hart, und ließ ihm nicht den kleinsten Schimmer von Hoffnung. Da faßte ihn endlich Verzweiflung und er stürzte hinaus in den Tod. Langehin hörte die Jungfrau nichts von ihm.

Einst sprengte ein Knapp auf den Hof, schwarz war sein Roß, schwarz seine Rüstung. Er begehrte

vor das Burgfräulein geführt zu werden, und redete sie an: »Mein Ritter ist todt, ich bringe seinen letzten Gruß. Er hat sein Herz, das Euch treu und eigen war, weil Ihr es verschmähtet, in Kampf und Tod getragen, denn er wollte sterben!«

Die Maid trat schneebleich zurück, Thränen rollten ihr über die blassen Wangen. Endlich brach ihr Schmerz in die Worte aus: »Weh über mich! Ich hatt' ihn geliebt, und konnt' ihn dennoch zur Verzweiflung treiben! O Mutter laßt mich fort! Ich brach ein Herz, so treu noch keins auf Erden schlug! ich hab ihn gemordet! Ich muß mich dem Blutgerichte übergeben, auf daß Gott mir gnädig sei.«

Sie eilte fort aus der Vaterburg, nach dem Blutgericht und klagte sich an. Die Schöppen hörten die Selbstanklägerin, doch sie konnten die Unglückliche ob des unfreiwilligen Mordes nicht verurtheilen.

Da rief die Jungfrau: »Sei es! Spricht das Gericht mich frei, so will ich mich richten, daß einst der Himmel sich mein erbarme! An der Mark, dort, wo man die Mörder zu Grabe trägt, da will ich von nun an stehen, will stehen vom erwachenden Tage bis zur sinkenden Nacht. Sobald die Sonne den Lauf beginnt, schließ ich die Augen auf! O Sonne! will ich dann denken, wär ich auch so rein wie Du! Und wenn sie schlafen geht ins Meer, schließ ich die Augen wieder. Ich will die Finsterniß nicht schauen! Ach finster war das Werk, so ich vollbracht! Wer dann vorbeigeht und mich stehen sieht an der Mark, der

schenkt mir wohl ein mildes: Gott sei der Sünderin gnädig!

Und Tag für Tag stand nun die Jungfrau an der Mark, wo man Selbstmörder und Gerichtete begrub, im weißen Gewande das blonde Haar hing wirr um die blassen Wangen, und den Nacken. Bei dem ersten Sonnenstrahl schlug sie die blauen Augen auf, stand da, weinend und schweigend, den Blick niedergeschlagen, oder zum Himmel erhoben, und beim letzten Blick der Abendsonne schloß sie die Augenlieder zu.

Die des Weges kamen und sie an der Stätte sahen, schauten mitleidig auf die Dulderin und sprachen dann oft herzlich bewegt: Gott helfe der armen Dulderin.

Und nachdem sie viel Mondenlang, tagüber da gestanden, da erbarmte Gott sich ihrer, und verwandelte die Maid in eine Blume. Klein, von blauer Blüthe, wächst sie auf öder Stätte, in einsamer Au. Wenn die Sonne am Himmel heraufzieht, schließt sie ihre blauen Blüthen auf, und wenn die Sonne zur Ruh ins Meer hinunter sinkt, schließt sie den blauen Kelch wieder. Jung und Alt im Laude kennt sie als Armensünder-Blume.

Die Spinnerin am Kreuz.

(Niederösterreichischer Mährchenkranz.)

I.

Das Kreuz der Spinnerin.

Im Heere Herzog Leupolds von Oesterreich war Bertram, dessen Vasall nach Palästina gezogen, das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen reißen zu helfen. Alles was ihm lieb und theuer war im Vaterlande zurücklassend. Das höchste Kleinod jedoch war Berta, sein junges Gemahl. Züchtig hatte sie sich vorgesetzt, die Zeit, in der ihr Bertram im heiligen Lande stritt, in Einsamkeit zu verleben. Das alte, hölzerne Spinnerin-Kreuz, gelobte sie im frommen Sinn, durch ein neues, zierlich aus Stein gehauenes, ersetzen zu lassen, Und das nöthige Geld mit ihrer Hände Arbeit durch Spinnen zu verdienen; wenn Gott den Gatten gesund in ihre Arme zurückführe.

So spann sie Monden, Jahre lang am Kreuze, oft nach der Straße blickend, auf der ihr Bertram kommen mußte. Nach drei ewig langen Jahren, war die Summe des, mit ihrem Gespinnste verdienten Geldes schon so hoch gestiegen, daß nur mehr der Werth eines Rockens fehlte, den Betrag der Kosten für das Kreuz und den Lohn des Künstlers voll zu machen. Noch aber kam Bertram nicht, und keine Nachricht sagte Berta, wie es dem Gatten ergehe.

Eines Abends — sie hatte eben den letzten Rocken angelegt, und dachte sehnsüchtig des lang entbehrten Gatten, — eines Abends saß sie an

der Straße emsig spinnend wie immer. Da auf Ein Mahl — nein, ihr Ohr täuschte sie nicht, — da wirbelten auf Ein Mahl die Heer-Pauken, schmetterten Trompeten, tönten die Kriegshörner munter drein, und herankömmt auf wiehernden, bäumenden Rossen ein stattlicher Reiterzug. Ein Ritter fliegt aus den glänzenden Reihen hervor, jagt zur hocherstaunten Berta hin, springt ab, und schließt sie in seine Arme.

Es ist Bertram! der glückliche Bertram, den des Allmächtigen Hand durch alle Gefahren des Krieges und seines Gefolges wohl und glücklich nach der Heimath brachte. Umringt von Gefahr und Tod hatte er, mit seinem Herrn und Herzoge freund- und feindliche Lande durchzogen, mit gekämpft dessen Schlachten; geschaut des Brittenkönigs tollen Uebermuth und unglaublich tapfere Kriegesthaten, geschaut seines Fürsten Heldenlauf vor Accon, und die trotzenden Mauern den Ungläubigen abringen helfen; hatte geschaut den argen Zwiespalt der Kreuzfahrer; wie Einer nach dem Andern um gekränkter Ehre willen die heilige Sache verließ, und Richard Löwenherz, erst Allen trotzend, Alle herausfordernd allein, hilflos, bedroht, alle mühesam und blutig erkämpften Früchte des Sieges verloren sehend, am Geschick verzweifelte und heimfloh in sein bedrohtes Reich.

Wiedrige Winde hatten die Kreufzahrer aufgehalten, drum kehrte Bertram nicht früher zurück. Nun machten die glücklichen Gatten Anstalt, das Gelübde zu erfüllen, und bald stieg glänzend und blank empor:

Das Kreuz der Spinnerin,

wie es zum Andenken der züchtigen Berta im Volksmunde hieß.

II.

Das Kreuz der Spinnerin.

Um Huldas Hand buhlten die Edlen des Landes, doch die Jungfrau hatte ihr Herz dem edlen ritterlichen Walter von Merkenstein geschenkt, und verschloß ihr Liebesglück in stiller Brust; denn ihr Erkorner war, wenn gleich ebenbürtig und tapfer, arm und der Stolz ihres Vaters, des mächtigen, reichen Heinrich von Hohenstaufen auf Sanct Helena, ließ nimmer Einwilligung zu einem Ehebündnisse mit solch dürftigem Freier hoffen.

Wieder zogen Scharen von Kreuzrittern nach der heiligen Erde, dem Grabe der abendländischen Heldenblüthe, und mehr als je drangen Huldas Freier in ihren Vater um bestimmte Antwort, und günstigen Bescheid. Heinrich von Sanct Helena, der so gerne seine Tochter glücklich und glänzend vermählt gesehen hätte, und die stattliche Schar der edlen Bewerber weder zurückscheuchen, noch durch längeres Hinaushalten beleidigen wollte, drang jetzt ernstlich in sein Kind, Einen aus dem Kranze der freienden Helden zu wählen.

Hulda — sie durfte weder den Geliebten nennen, noch konnte sie einem andern Manne auf Erden sich verbinden, — Hulda bezeichnete den Tag, an welchem jene Kreuzfahrer, deren Sammelplatz ihres Vaters Burg war, abziehen würden, als den Zeitpunkt der Erklärung ihres fest-

bestimmten Entschlusses. Am bestimmten Tage versprach sie jenem Ritter ihre Hand reichen zu wollen, welcher ihr aus dem Morgenlande das nützlichste Geschenk mitbringe.

Dieser, das Ziel ihrer Wünsche aufs neue in die endlosen Räume ungewisser Zukunft hinaushaltende Bescheid, machte die meisten Brautwerber zurücktreten, nur Adolf von Liebeck blieb unerschütterlich und verhieß nach dem Kleinod zu ringen.

Im teutschen Heere fand er einen Ritter, welchen er an der Farbe seines Kreuzes für einen Oesterreicher erkannte, (es war Walter von Merkenstein) und schloß Waffenbruderschaft mit diesem. Durch gegenseitiges Geständniß erfuhren sie, daß beide Einer Herrin dienten, und weit entfernt, sich durch die Entdeckung zu wilder Feindschaft hinreißen zu lassen, zog sie das Band der Freundschaft zwischen ihnen nur noch fester. Sie beschlossen nach vollendetem Kreuzzuge noch ferner auszuharren, und ihrer Herrin zu Ehren zu streiten. So trugen sie ihre Waffen und Hulda's Nahmen an den Jordan und Nil und in drei Erdtheilen erscholl ihr Lob.

Der Ruf ihrer Thaten erklang nach der Rückkehr des Kreuzheeres auch in Oesterreich und drang in das heimathliche Thal der Hochgefeierten. Seitdem duldete es Hulda nicht länger in den reichen Hallen der väterlichen Prachtburg „Zwei edle Ritter streiten im Morgenlande zu meines unwürdigen Nahmens Ehre, und ich sollte im Schooß der Ueppigkeit träg und müssig weilen? Nein! Ich will ihrer werth zu sein suchen. Bis die edlen Kämpfer ins Vaterland heim-

kehren, verlobe ich mich zum hohen Kreuz der Spinnerin, das auf dem Wienerberge steht. Dort will ich sitzen und spinnen von Morgenroth bis zum Abendroth, wie einst Berta, und will bethen um freudige Heimkehr der Heldenbrüder.“

Kein Zureden der Eltern half, sie ließ sich im festen Entschlusse nicht wankend machen, und bald saß sie, in frommer Demuth an den Stufen des Kreuzes ihre Tagszeit theilend in Arbeit und Gebeth. Oftmahls schön war die Sonne über ihr Treiben aufgegangen, da erblickte sie eines Abends einen Pilger neben ihr knien an den Stufen des Kreuzes, im heißen Gebethe verzückt. Als er aufgestanden war, wendete sich Hulda zu ihm, um nach Walter und Adolf zu fragen. Sie blickt ihm ins Auge, er faßt sie mit seinen Blicken — stutzt, sinkt dann zu ihren Füßen, die heißen Lippen auf ihre Hände drückend, und sie erkennt im Pilger ihren Walter, der nach langer Heldenfahrt allein zurückgekehrt, um ihr Adolfs von Liebeck Tod zu hinterbringen.

Huldas Vater blieb nicht unerbittlich, und legte die Hände der beharrlich Liebenden in einander. Das Volk aber erhielt eine zweite Veranlassung, das Hochkreuz bei Wien

Das Kreuz der Spinnerin

zu nennen.

Kyfhäusers Wundersagen.

(Obersächsischer Mährchenkranz.)

I.

Der Besuch.

Einst saß ein Schäfer auf dem Kyfhäuserberg und blies auf seiner Schalmei. Hurtig kam ein Zwerg und fragte ihn:

»Willst Du den Kaiser Friederich sehen?«

»»Gar zu gern!«« — erwiederte der Bursche und ging furchtlos mit; der Zwerg aber führte ihn durch dunkle Gänge nach einer Grotte. Dort saß der Barbarossa im Krönungsschmucke der teutschen Kaiser an einem runden, marmornen Tisch, auf welchem vor ihm ein dickes Licht brannte. Ohne Scheu machte ihm der Hirt, so gut es gehen wollte, seine Verbeugung, und schaute sich dann satt an den köstlichen Zierrathen der Felsenhalle, deren Wände von Demanten, Rubinen, Smaragden und Saphire blitzten. Perlenschnüre hingen wie Spinngewebe von der Decke herab. Uiberall lagen Goldklumpen umher.

Der alte Kaiser zuckte blinzelnd mit den runzlichen Augenliedern, und nickte mit dem greisen Haupte; dann erwachte er, und fragte den Schäfer um allerlei, der antwortete, so gut er konnte. Zuletzt fragte Friederich:

»Fliegen die Raben noch um den Berg?«

»»O ja.««

»Ach so muß ich noch tausend Jahre hier sitzen und harren!« seufzte kläglich der alte Held, blickte

schmerzvoll gegen Himmel und hob die dürren Hände empor. Bald darauf kam der Zwerg wieder, und führte den Burschen zurück ins Freie.

II.

Der lange Brautstand.

Zu Tilleda wollte ein überaus dürftiges Paar Hochzeit machen. Als der Tag schon bestimmt und die Gäste schon geladen waren, ergab sich erst, daß im ganzen Hause nicht mehr als ein Topf, zwei Schüsseln und zwei Teller vorräthig waren. Sie wollten den fehlenden Vorrath von einer Nachbarin borgen, diese aber wies sie mit den spöttischen Worten ab: »Geht zur Kaiserstochter auf den Kyfhäuser und borgt von ihr, was Ihr braucht.«

Weil sie im ganzen Orte keinen willfährigen Menschen fanden, so entschlossen sie sich zuletzt, den Gang nach dem Berge zu wagen. Am Abhange fanden sie die milde Kaiserstochter, die freundlich ihre Bitte hörte, und sie vorerst nach dem Berge zum Speisen lud. Nachdem sie an den köstlichen Gerichten sich recht ersättigt hatten, gab sie ihnen einen vollgepackten Tischkorb, mit den benöthigten Geschirren, Bestecken u. dgl. Demüthig dankte das glückliche Brautpaar und schleppte das gewichtige Geschenk mühesam fort.

Endlich erreichten sie damit das Dorf. Hier aber war Alles wie durch einen Zauberschlag verändert und umgestaltet! Neue Häuser, andere Gärten, fremde Menschen! Der Ort, wo ihre elende Hütte gestanden hatte, war nicht mehr zu finden! Die Bewohner Tilleda's, welche von den erstaun-

ten angeredet wurden, hielten sie für verrückt. Zu ihrem Glücke kam der Pfarrer des Weges. Der hörte ihre Geschichte, nahm sie mit sich, und schlug das Taufbuch nach. Da ergab es sich, daß sie nicht kürzere Zeit als zweihundert Jahre lang im Berge geweilt hatten! — so lange hatte die einzige Mahlzeit gewährt.

Sie heiratheten jetzt, nach zweihundertjährigem Brautstande und hatten in dem Geschenke der Prinzessin Reichthum genug, um zeitlebens davon zu zehren.

Die feindlichen Brüder.

Die Rehberger.

(Niederösterreichische geschichtliche Sage.)

In der Zeit des unseligen Zwistes um Ladislav Posthumus Kronen, um seine Bevogtung und Vormundschaft, hinterließ Herr von Rehberg zwei Söhne, die nach seinem letzten Willen sich also in ihr Erbe theilen sollten, daß der ältere das Gut erhielt, der Jüngere mit Geld entschädigt wurde.

Kurze Zeit vertrugen sie sich in Frieden; bald aber erhob der jüngere Bruder gleiche Erbansprüche. Der langverhaltne Groll brach in offne Fehde aus, welche grauenhaft endete. Die Feier des Gottesdienstes führte sie eines Sonntags in der Pfarrkirche zu Ried zusammen. Einander kaum ansichtig, rissen sie die Mordschwerter heraus, und drangen in der Heimath der Friedens, im Hause des Herrn, mit den

scharfen Spitzen auf einander ein. Durch die versammelte Menge getrennt und fortgedrängt, wanden sie sich los und kamen bis hinter den Hochaltar. Hier endlich fanden sie Raum, gegen einander auszufallen und wüthend rannte Jeder in des Andern Eisen! So verbluteten die Brüder an gottgeweihter Stätte, im Tode noch einander fluchend.

Dreißig Jahre lang blieb die Kirche zu Ried entweiht und verschlossen, erst 1478 wurde sie wieder entsühnt und eingeweiht.

Leider war dieß nicht das einzige feindliche Brüderpaar jener wilden Zeit. In Tirols Unterinnthaler-Kreise liegt am Eingang in das Zillerthal das Dorf Schlitters, in welchem man, gegen alle Gewohnheit tyrolischer Dörfer, zwei große wohlgebaute Kirchen neben einander sieht. Zwei Ritter von Schlitters, auch feindliche Brüder, erbauten sie, um sich im Gotteshause nicht zu begegnen.

Zu Ullersdorf in Mähren wohnten zwei feindselige Schwestern, welche sich auch nicht einmal in der Kirche sehen, und den Gottesdienst nicht unter einem Dach feiern wollten. Sie bauten sich jede eine besondere Kirche, die in geringer Entfernung und einander ganz ähnlich in den Dörfern Reitersdorf und Petersdorf zu schauen sind.

Außer den Auersbergen, die auch feindliche Brüder zu ihren Ahnen zählen, ist noch das Geschlecht der von Reussens Zaren stammenden Zierotine, aus welchem Johann den Bruder Siegismund erstach.

Rübezahl=Streiche.

(Teutsch=slavischer Mährchenkranz.)

Der Schatzgräber.

(Sächsisches Mährchen.)

Ein junger Steiger saß allein am Eingang des Schachts, und sang ein Lied zur Laute, von einer Maid, wie sein Herz sie begehrte. Darin kam viel vor: von Saphir=Augen, Rubinen=Lippen, Gold=Locken, kristallreinem Busen und derlei mehr, wovon die Sänger gern reimen und träumen, und was die andern Bergleute nicht verstanden, und daß er mit seiner Wünschelruthe leicht den Platz finden wolle, wenn er solch einen heimlichen Schatz wüßte.

Die alten Bergleute waren dem jungen Fant stets gram gewesen, weil er viel lieber die Zither im Arm, als das Häustel in der Hand hatte, und wenig Freude an ihrem Gewerbe verrieth. Jetzt fürchteten sie, der Jüngling möchte mit seinem Singsang von Schatz und Gold, und Gold und Schatz die Unterirdischen wecken, und ihnen abgeneigt machen, daß sie tückisch ihre Werke störten, oder sie gar aus dem Schacht vertrieben. Zur Stunde mußte der junge Steiger fort aus dem Bergwerke.

Der stieg getrost herauf mit seiner Wünschelruthe, der lieben Zither, und wanderte als ein fröhlicher Sänger in die Welt hinein. Auf der höchsten Spitze des Gebirges trat ihm ein Ritter entgegen, in grauer Rüstung und mit silberhellem Barte. Er tröstete den Bergmann und verhieß alle seine Wünsche zu erfüllen. Ins Riesengebirg sollte er, wo der

gute Berggeist throne. Dieser, der alle Schätze gebiete, werde auch den besitzen, den er begehre. In dreien Tagen müsse der Sänger dort sein, auf der Schneekoppe, und dem Herrn der Gebirge sein Lied vorsingen.

Der junge Steiger merkte, daß jener Gnomenfürst selber vor ihm stand, und meinte, Rübezahl treibe mit seinen etwas weit- und hochschweifenden Wünschen den gewohnten Muthwillen, getraute sich aber nicht, dem Mächtigen seine Zweifel merken zu lassen, und entschloß sich, da er keine Gefahr dabei sah, dem Geiste zu gehorchen, obgleich er wußte, daß in jenem Gebirge kein Schatz zu heben sei. Den Weg nach dem Gebirge fand er leicht und kam am dritten Tage zur Stelle. Auf den blumigten Wiesmatten eines Bergrückens nahm er sein Saitenspiel, und sang das Lied vom süssen Mägdlein, wie sein Sinn sich eines ausgedacht, und das er höher achten wolle, als den Schatz, den je ein Mann aus dem Schacht gefördert. Zuletzt flehte er zum gütigen Herrn des Gebirges, der ihm den Ort gewiesen, ihm auch den Schatz zu zeigen.

Er schwieg. Da kam eine Schäferin, hold, wie sein Lied sie besungen, gleich ihm eine Zither tragend, den Berg herunter, und bat den schönen Sänger, mehr zu singen, denn nie habe sie so süßen Sang gehört. Gleiche Schönheit, gleiche Lust und Liebe schlangen bald um Beide das innigste Band. Als sie entzückt einander in die Arme sanken, hörten sie ein spöttisches Lachen, und erblickten, sich umwendend, den Berggeist, der sie schelmisch schmunzelnd mit seinen Blicken maß, und ihnen dann bedeutete, wenn sie ihre Schätze heben wollten, so brauchten sie Beide sich nur selbst hinweg zu heben.

Der Sänger zog mit der Schäferin und Rübezahls Segen weilte über ihnen, so lang sie lebten.

Die Maidburg in Ungarn.

(Volkssage.)

Unter des zweiten Wlatislaw Regierung gaben die Goldbergwerke zu Schemnitz reichere Ausbeute als vor- und nachher. Und während, trotz dem überschwänglichen Segen, König und Reich verarmten, blühten fortwährend das Glück der Unterbeamten und Pächter obgleich Wenige des, vielfach mit Unrecht erworbenen Gutes froh wurden.

Zu den Letzteren zählte man auch den Erasmus Rösel, der im Volke nur »der Reichste der Reichen« hieß, seinen Reichthum nicht mehr zählte, sondern nach großen Tonnen abschätzte, und dessen Schatzgewölbe ein weites Goldbergwerk genannt wurde. Von tiefster Armuth und größter Niedrigkeit hatte er sich zu solchem Reichthum aufgeschwungen, als er plötzlich starb, ohne ihn genossen zu haben: und zwei Kinder hinterließ, von denen der Sohn die Vormundschaft über die Schwester führte. Eine Seuche raffte diesen hin, und nun stand die jugendliche Barbara allein, ohne Rathgeber und Leiter in der Welt. Ihre unbeschreibliche Schönheit, ihr gränzenloser Reichthum zogen Freier und Schmeichler in Scharen herbei, und die unerfahrne Maid ward bald ein Opfer des Lasters, welches mit seinem ganzen Gefolge bei ihr einzog. Durch den Wunsch, ihrer Schätze froh zu werden,

ein Verlangen, welches an sich nicht böse war, hatte sie bei des Goldes Allmacht, die keine Gränzen kennt, jede Lust befriedigen wollen, und damit Unschuld und Tugend verloren. Nie wurden in ihrem Hause die Gelage und Feste unterbrochen; sie und ihre Gäste taumelten von einem Vergnügen zum andern; stießen Sitte, Zucht und Ehrbarkeit vor die Thür, und leerten den Kelch der Freude bis auf den Boden.

Ihre Fenster sahen gerade auf den Hügel des Hochgerichtes, welches sie vergebens nach einer andern Stelle zu verlegen bath. Nun aber hingen dort einige ihrer Freudensgenossen, die, im trunknen Muth vom Gelag wegtaumelnd, eine Kirche verunehrt und in Brand gesteckt, und diese Unthat mit dem Tode gebüßt hatten, an eisernen Ketten am Galgen und der Sturm warf ihre faulenden Aeser oft in tollsten Reigen durcheinander.

Der häßlichen Mahnung ihres Lasterlebens los zu werden, versprach Barbara, nach langer vergeblicher Müh' dem Magistrate, auf jenem Hügel ein festes Schloß zu bauen, und nach ihrem Tode der Stadt zu vererben, wenn es das Hochgericht hier wegschaffte. Solcher Antrag ward angenommen und der Bau begonnen. Bald erhob sich das Gebäude: im Gevierte, Thürmen an den Ecken, wie heute noch zu sehen ist. Eben beging Barbara die Legung des Grundsteines mit rauschenden Festen, da kam der Brief eines Verwandten, der Priester war, und sie mahnte: »Das Erdenleben sey kurz, ihr Sündenregister lang! Irrdisches Glück zergehe in Nichts!« Sie las; doch zu verhärtet im Laster blieb ihr Herz verstockt, und mit Hohn erwiederte

sie dem Bothen, einen köstlichen Ring vom Finger streifend und in den Fluß werfend: „So sicher mein Auge diesen Ring nimmer schauen wird, so sicher bleibt mir mein Reichthum, und mit ihm alle Lust, die er weckt und stillt!“

Als der Bau vollendet war, kam ein Diener gelaufen, und brachte der Herrin den Ring, den der Küchenmeister im Magen eines Fisches gefunden! — der augenblickliche Schauder der sie befiel ging bald vorüber, und sie lachte, mit ihrem tollen Trost des Himmels ernster Mahnung, welche sie als Pfand ihres unwandelbaren Glückes betrachtete. Doch von nun an schwand ihr falscher Mammon, als hätt' er Gebeine und Flügel. Das hörte Barbara mit Unmuth; denn ihre Weise das Leben zu genießen mochte sie nicht ändern. Bisher hatten Tausende von Armen ihren Reichthum, den sie wie das freie Firmament des Himmels die ganze Erde umspannt, auf Alle übergehen ließ, mit ihr genossen. Das hörte nun auf; die Armuth wurde verscheucht, und karge Wirthlichkeit herrschte nun überall, wo es nicht die Befriedigung ihrer Gelüste galt. Nun wandelten die Segnungen der, sonst erquickten Dürftigen, sich in Flüche, welche sich den Verwünschungen beigesellten, welche allgemein auf die Sünderin geschleudert wurden.

Einen Schooßhund hatte Barbara, der ihr Liebling war, obgleich er die Gebietherin und jeden Andern, der ihm nahte, mit seinen Launen quälte. Jeden Armen, besonders seit dem Wiederfinden des Ringes, scheuchte er von ihr, fiel ihn mit einer, an solch kleinem Thiere, unbegreiflichen Kraft an, und versetzte ihm Bisse, die nie

mehr zu eitern aufhörten. Dunkle unheimliche Mähren gingen von diesem Hunde, an dem Barbara so sehr hing, und der oft mit seinem starren Blick sich als ein anderes Wesen verrieth. Es sey der böse Feind, hieß es, der sein Opfer bewache, auf daß es nimmer zur Tugend zurückkehre und ihm entgehe.

Der Hund starb und Barbara hielt ihm, in gränzenlosen Schmerz versunken, von all' ihren Freunden geleitet, die glänzendste Todtenfeier, mit fast heidnischen Räucherungen und Opfern; in tiefste Trauer gehüllt, mit schwarz behängten Pauken und Posaunen. Die Nacht darauf schienen alle Stürme entfesselt und auf die Erde losgelassen, welcher sie den Untergang drohten. Ein bläulich gelber Schwefelschein erleuchtete das Schloß, welches gräßliche Gespenster in tollen Wirbeln umkreisten; auf dessen Zinnen andere Gestalten saßen, als hielten sie Gericht. Da stand ein Schatten auf, schien heftig zu reden, als führte er Klage und ein hohles Gemurmel der Andern ging durch den Sturm. Aus dem Hundsgrabe schoß ein rother Feuerstrahl gen Himmel empor, und zischend fuhr er mit Donnerschläge zurück. Doch mit dem Schlage war aller Spuck verschwunden, die Natur so ruhig, als wäre sie nie aufgestört worden, und als der Morgen in seiner ganzen süßen Heiterkeit anbrach, hätte man das nächtliche Tosen mit all seinen wirren Gesichtern für einen luftigen Traum halten können; hätte nicht an der Stelle des Hundegrabes sich eine trichterfödmige Erdspaltung gezeigt, deren Tiefe unergründlich war

Da schauderte es Jeden; und Viele bekehrte

die schreckliche Warnung der Sturmesnacht, Nur Barbara blieb unwandelbar in ihrer Verstockung. Als aber die lange angedrohte Armuth, nach langsam dahinschmelzendem Reichthume endlich doch hereinbrach, das falsche Gold und mit ihm all' die Heuchelfreunde entflohen waren; überfiel ihren Körper schweres Siechthum. Ein brennendes Fieber trank ihre letzte Kraft auf, und fern von jeder liebevoll pflegenden Hand, verendete sie, als Bettlerin, an einem Zaune verschmachtend, wo sie Kühlung gesucht, im nächtlichen Thau für die Gluth des Fiebers.

So fanden sie fromme Christen, betheten für das ewige Theil der Armen: und wollten die Leiche still bestatten. Da aber rollte ein finsteres Ungewitter herauf, Nacht, Blitze, Donnerschläge und Steinhagel verscheuchten die Träger, daß sie den Leichnam im Stich ließen, und untet die schirmenden Dächer der Häuser flüchteten. Ein schneidendes Pfeifen gellte nun durch die Lüfte, und— als wären sie der Erde entstiegen, oder im Hagel aus den Wolken gefallen—wimmelte es von Hunden aller Art, die heulend mit gräßlicher Wuth sich auf den Leichnam warfen, ihn in Stücke zerrissen, und unter gräßlich brüllendem Hohngelächter — von dem Keiner wußte, woher es kam — die zerfleischten Reste nach dem Schlunde des Hundegrabes schleppten, und dort hinab schleuderten! Kaum hatte die Erdspalte die letzten Ueberreste der Unglücklichen aufgenommen, so schloß sie sich für alle Zeit; die Hunde verwehten wie Nebelbilder, der Sturm war augenblicklich gestillt; das Tageslicht kehrte zurück.

Solches trug sich zu im Jahre unsers Herrn Jesu Christi 1570, und ward in der Chronik der Stadt Schemnitz aufgezeichnet, und heute noch steht als warnende Mahnung, das Jungfrauschloß oder die Maidburg. — Wie viel gereizte Fantasie und Aberglaube beitrugen, die — übrigens wahre Begebenheit — mit Wundern und Gesichtern auszustatten, ist ohne Müh herauszufinden.

Zweikämpfe.

Hanns von Sonnenberg und Antonio San Severino.

(Innerösterreichische geschichtliche Skizze.)

Im Kriege Erzherzogs Siegesmund mit Venedig, als die Oesterreicher 1487 vor Roveredo lagen, schrieb Antonio Maria, Sohn des venetischen Heerführers San Severino ins teutsche Lager:

»Ob Jemand im Heere sey, der mit ihm kämpfen wolle.«

Da erboth sich Hanns von Sonnenberg, geborner Truchseß von Waldburg:

»»Das will ich thuen, und mag er kommen. Ich will kämpfen mit ihm von wegen der Teutschen, zu Roß, um tausend Goldgulden und um Waffen und Roß.««

Und der Kampf ward also abgeredet, daß er solle gehalten werden zwischen beiden Lagern, und

bei Henkersstrafe verbothen seyn, daß Einer ein Wort rede, wirke, rufe, Zeichen gebe u. s f. Die Zeugen waren Ritter und Edle, eine erlesene Zahl, das Zeichen »Sanct Katharina!« wenn einer der Kämpfenden das schrie, sollte zugelaufen werden.

Als sie auf die Bahn kamen, legte Jeder seine Lanze ein, und als die Trompeten erklangen, rannten sie auf einander zu. Der Graf (von Waldburg) fehlte seinen Gegner, dieser aber traf *ihn auf* die Brust. Aber an des Welschen Pferde brach das Eisen (Gebiß), es rannte davon und warf ihn über die Schranken. Er raffte sich aber sogleich wieder auf, und beide traten mit den Schwertern gegen einander. Der Welsche entrang dem Teutschen selbes, und Sonnenberg hatte nur noch Kolbe und Dolch. Die Kolbe warf er weg. Da erschracken die Teutschen, und meinten, er wolle sich gefangen geben. Da lief der Welsche ihn mit seinem eignen Schwerte an, und der Graf machte mit seinem Dolche ein Kreuz vor sich hin, sprang seinem Gegner aus dem Stich und unterlief ihn.

Nun kam es zum Ringen. Der Welsche vermeinte den Teutschen niederzuwerfen, aber es wollte nicht gehen und beide fielen zusammen nieder. Des Welschen Kopf lag unter dem Arm des Teutschen, und jenes linke Hüfte über ihm. Des Ringens müde griff endlich der Teutsche nach des Welschen Blöße, mit der linken Hand hob er ihm etliche Mahl den Ringharnisch auf, wechselte den Dolch mit der andern Hand, faßte ihn an der Klinge, wobei er sich selbst in die Hand schnitt, brachte aber dem Gegner den Dolch in die

Blöße, und stach ihm denselben von hinten hinauf, an dem Beine drei bis viermahl in den Leib, bis der Dolch stecken blieb, so daß er ihn am Hefte faßen konnte, und den Welschen hart verwundete.

Da schrie dieser: »Sanct Katharina,« sogleich liefen die Grieswärtel herzu, sie auseinander zu bringen, und der Teutsche stand als Sieger auf. Alsobald aber fiel er nieder auf die Knie und dankte Gott für den Sieg. Antonio Maria wurde aufgehoben und verbunden, und mit vielen Welschen ins Lager geführt wo sie wohl empfangen wurden. Die Kämpfer beschenkten einander mit schön geschmückten Rossen, und wurden nachher die besten Freunde, wechselten Briefe, und schickten einander Geschenke. Die tausend Goldgulden aber bezahlte der Welsche nicht, ob er sie gleich verloren hatte, und der Teutsche mahnte ihn nicht.

In der Kirche zu Wolfeck sieht man eine hölzerne Tafel, auf welcher der Kampf abgemahlt ist, mit einer Erzählung in alten teutschen Reimen.

Sagen von Drachen und Lindwürmern.

Der Lindwurm von Trautenau.

(Mährische Sage.)

Die ausgestopfte Haut dieses Ungethümes hängt unter dem Thorwege des zweiten im Hofraume be-

findlichen Thores des Brünner-Rathhauses. Seiner mächtigen Größe nach scheint es eine der Ausgeburten der, aus der Urwelt zurückgebliebenen Sümpfe, welche in grauer Vorzeit, als diese Länder noch in undurchdringlicher Wildniß lagen, diese Gegenden theilweise bedeckten.

Herr Albrecht Trautenberger fand diesen Lindwurm bei Anlegung der Stadt Trautenau. Er hatte zwei Knechte abgeschickt, zum Behufe des Baues nach einem Steinbruche zu suchen, und diese verirrten sich in das dunkelste Waldesdickig. Plötzlich drang das unaufhörliche Gekreusch und Gekrächze eines Raben an ihr Ohr. Dem Geschrei des Vogels nachgehend, gelangten sie durch schwarzes Nadelholz an eine ungeheure finstere Höhle, in welcher der krächzende Rabe ängstlich auf und niederflatterte. Der Ursache nachforschend, fielen ihre Blicke auf einen schwärzlichen Klumpen im Hintergrunde der düstern Höhle. Ihre Augen schärfer anstrengend, gewahrten sie die gräuliche Ungestalt eines Lindwurmes, der tief in der Höhlung, zwischen faulenden Aesern und Gerippen, die Kluft mit seinem giftigen Athem verpestend, behaglich Mittagsruhe hielt.

Voll Schreck und Entsetzen flohen die Knechte, bezeichneten sich aber den Weg an den Bäumen und brachten die Wundermähre ihrem Herrn Ritter Albrechten. Der both sein wehrsames Volk auf; zog zur Stelle und fand Alles nach der Knechte Bericht. Hurtig ließ er von starken Bäumen ein Fangwerck bauen, und dieses von der Höhe des Drachenfelsens vor die Höhle des Ungeheuers an Ketten und Stricken herunterfenken. Ein lebendiges Kalb war als Köder daran gebunden worden. Das Unthier schoß heraus und verschlang das Kalb,

wurde aber in demselben Augenblicke von der Falle so eingezwängt, daß nur der Kopf und der Schweif etwas frei blieben.

Giftigen Geifer spritzte es nach allen Seiten, knickte Bäume mit dem mächtigen Schweife, und wüthete so furchtbar, daß zu besorgen war, es könne seine Falle zertrümmern. Ein eilig gemachtes zweites Fangwerk wurde von der Höhe herabgelassen, und zwängte dem Lindwurm nun auch den Kopf gänzlich ein. Ein ringsum schnell angemachtes Feuer erstickte und räucherte das Ungethüm. Das Fleisch ließ Herr Albrecht in die Erde verscharren, die Haut an der Sonne trocknen, ausstopfen, und dann im alten, noch vom Helden Neslaw erbauten Thurme seiner Burg aufhängen.

Als Herzog Ullrich nach Mähren kam, seinen Sohn Brzetislav mit diesem Lande zu belehnen *) beschlossen die Brünner, deren Burggraf Albrecht war, die Haut des Ungeheuers dem Fürsten als Geschenk zu bringen. Deßhalb stellten sie den Drachen erst auf offenem Markte aus, so daß Alles Volk ihn anstaunen konnte, dann ritten sie damit dem Herzoge entgegen.

Ulrich nahm ihr Geschenk huldvoll an, ließ es an drei Ketten in der Halle des Brünner-Rathhauses aufhängen, und gab dem Trautenberger den Lindwurm ins Wappen.

Die noch heutzutage zu Brünn befindliche Haut, (an der wenig mehr echt zu sein scheint) zeigt die

*) Die Geschichte weiß, daß die Landschaft Mähren zu einer andern Zeit zum Markgrafenthum erklärt worden.

Gestalt des allgemein bekannten Krokodills. Dies beweist aber nicht, daß jene Sage grundlos sei, sondern bloß, daß die noch vorhandene Haut schwerlich die echte des Lindwurms ist, an dessen Existenz man übrigens nicht zu zweifeln braucht, wenn man unter Drach und Lindwurm nicht haarscharf bloß solche Ungeheuer will verstanden wissen, wie man sie, dem Herkommen nach zu mahlen pflegt, wo sie dann freilich unter die fabelhaften Thiere zu zählen sind.

Der Wundersturz bei Herandstein.

(Niederösterreichisches Mährchen.)

Wundervolle abweichende Sagen gehen von der Raubburg Herandstein im Dornbacher-Walde zwischen Sievering und Dornbach, welche schon seit Jahrhunderten spurlos verschwunden ist. Dort haus'te Wulfo von Herand der furchtbarste Raubritter seiner Zeit, dort lauerte er auf Reisende, fing sie und plagte die Gefangenen so lange, bis sie um ein hohes Lösegeld sich loskauften. Da hörte der Wilde von dem seltnen Liebreiz einer verwais'ten jungen Maid, die ein armer Waidmann aus Barmherzigkeit aufgezogen hatte. Er lauerte der Wonniglichen auf, und sie fiel in seine Gewalt. Die blühende Schönheit der Zarten entzündete im Herzen des rohen Wegelagerers die glühendste Leidenschaft, und gewohnt, sich keinen Wunsch zu versagen, wollte er sie gewaltsam sich zum Weibe nehmen. Vergebens suchte die Jungfrau ihm standhaft

zu widerstehen. Der Unmensch verlor bald die Geduld, die gefangene Maid mit sanften Mitteln zu gewinnen, und drohte sie seinen Knechten preis zu geben, wenn sie sich länger weigerte. Fest entschlossen, sich eher einen Dolch ins Herz zu senken, als ihre reine Hand in jene des blutigen Wütherichs zu legen, willigte sie scheinbar ein. Hocherfreut ob ihrer schnellen Sinnesänderung veranstaltete der Getäuschte sogleich das Vermählungsfest. Die Gäste zum Beilager einzuladen, trieb er seine Knechte nach allen Winden fort. Bei seinen besten Waffen- und Raubgenossen ritt er selber umher, sie zum Freudenfeste auf Herandstein bescheidend.

Da er seine That nicht hehl hatte, so wußte bald die ganze Umgegend davon. Jeder Redliche bedauerte die hülflose Maid, keiner aber wagte einen Versuch zu ihrer Rettung. Sie alle hatten nur Thränen und Wünsche für sie. Doch der Einzige, der sein Leben, sein Alles an ihre Rettung, an ihren Besitz setzen wollte, war nicht mehr fern; denn während auf der Räuberburg rastlos die Vorbereitungen zur Vermälungsfeier betrieben wurden, kehrte Otto heim, der Gespiele ihrer Jugend, der Liebling ihrer Seele, ihr Stolz, ihr Alles. Gleiches Geschick hatte ihre schuldlosen Herzen vereint. Um nicht als Bettler vor den Nährvater der Geliebten treten zu müssen, wenn er ihre Hand begehren wolle, hatte er zum Schwerte gegriffen, und war ins Schlachtgetümmel hinausgeeilt, dem Vaterlande Friede, sich aber Ehre und Gut zu erkämpfen, und dann sein Glück mit der Geliebten zu theilen. Otto hatte sich im Heeresgefolge seines Fürsten, auf einer Fahrt wider die Ungarn, das Ritterschwert verdient, und dachte nun die süße Ida mit seinem

Glücke freudig zu überraschen. Da war das erste Wort, was ihm aus dem Heimathsthale entgegenscholl: Ida ist Wulfo's von Herand Braut!

Betäubt stand er Anfangs da, kaum seiner Sinne mächtig. Bald aber raffte er sich empor und sann auf ein Mittel, sie zu retten. Den Stahlhelm unter eine breite Kappe, die eherne Waffentracht unter ein Pilgrimkleid bergend, schritt er entschlossen, doch mit blutendem Herzen, Wulfos Veste zu, um dort aus ihrem Munde zu vernehmen, ob sie — wie leicht vom schnöden Glanz geblendet, von Fallstricken umgarnt — willig solcher Verbindung beigestimmt, und des Treuschwures sich losgesagt. Schon hatten Neid und scheelsüchtige Verleumdung der Schönen dieß aufbürden wollen. Er kam der Raubburg nahe. Doch ihre Thore waren verschlossen, die Zugbrücken aufgewunden. Einlaß zu begehren, stand er an. Würden sie dem Fremdling Zwiesprache mit des Gebieters Braut gestatten? Unschlüßig schlich er um die Burg und den Garten.

Da schaute er von den bergenden Aesten eines mächtigen Baumes herab sein verlornes Lieb im Garten wandeln. Er sah ihre Thränen, und wagte nun keinen Zweifel mehr an ihrer Treue. Mit geringer Mühe und mit leichterem Herzen erklomm er die Mauer. Klingenden Schrittes, seiner Tracht vergessend, eilte er auf die weinende Geliebte zu, die laut aufschreiend ihm entgegen flog, und mit einem neuen Strom von Thränen sich schluchzend an die Brust des unverhofften Retters warf. Otto und Ida, nur des Wiedersehens süsse Lust empfindend, nur an Rettung und Flucht denkend, vergaßen der Gefahr und wurden gräßlich überrascht.

Uneins sind die Sagen, ob der Wütherich sie

im Garten überfallen, oder ob die bereits entronnenen Flüchtlinge, nachdem das offne Pförtlein ihm den Weg gewiesen, den ihre Flucht genommen, unfern des Waldbaches eingeholt wurden. — Heimgekehrt, hatte Wulfo die Braut begrüßen wollen, sie in der Kammer, im Saal, auf den Zinnen, in der Halle, auf dem Söller: überall vergebens gesucht, war in den Garten geeilt, wo er die Liebenden — oder die Spuren ihrer Flucht — traf. — Eben schwur Otto seiner Ida, ehe die Sonne zur Rüste ginge, Rettung zu bringen, — oder, wie Andere wollen, zog die Ermattete eilig mit sich fort — da sprang Wulfo wüthend herbei, und knirschend streckte er Otto'n mit Einem Hiebe zu Boden!

Die ohnmächtig hingesunkene Maid faßte er wüthend in die Arme, und schleppte sie an den nahen Wildbach Dort brachte er sie durch Schütteln und Reiben zum Bewußtsein zurück, hielt der Bebenden mit tausend Vorwürfen ihren Verrath an ihm vor, und schleuderte sie dann fluchend in den Felsgraben des Gießbaches, daß sie an den vorragenden scharfen Felszacken jämmerlich zerschmettert würde. Als er sie in der Tiefe matt ächzen hörte, bog er sich mit teuflischer Lust hinaus, um ihre entstellte Leiche recht sehen zu können, verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in den Abgrund. Sein Gebrüll, von dem der Wald wiederhallte, brachte Ida'n in eine neue Ohnmacht. Schützende Engel hatten sie im Falle geschirmt. Sie war, nicht weit vom Rande, mit den faltigen Gewändern am Gesträuche verwickelt, bald schwebend, auf weiches Moos zu liegen gekommen.

Indeß eilte Otto herbei, der glücklich die rechte Spur gefunden hatte Bloß betäubt von

Wulfos Hiebe, der nur seinen Helm durchdrungen, ihn aber nicht verletzt hatte, war er alsobald nachgeeilt und kam zur glücklichen Minute. Er hörte sein Lieb aus dem Graben herauf wimmern, kletterte hinab, und trug die beinah Unverletzte glücklich ans Tagelicht herauf.

Noch in derselben Nacht überfiel er mit den umwohnenden Landleuten, die bereitwillig sich gegen die Räuber bewaffnet hatten, Wulfos Waldnest, und legte es in Trümmer. Wenige Wochen nachher, knüpfte Otto am Altare mit der wiedergenesenen, kühngewonnenen Ida das Band ewiger Liebe und Treue.

Gen Sivering zu, wo der Wald lichter wurde, baute er sich eine neue Burg, und stiftete ein Geschlecht, das in Kurzem Macht und Reichthum erlangte, und zuletzt mit einer Jungfrau ausstarb.

Des Herzogs Stuhl.

(Geschichtliches Bruchstück.)

Es war eine Zeit, daß in der hohen Roma der Terminus (Gott der Gränzen, besonders der Feldmarken) — fast der Götter Unverletzlichster war, die Priester den Feldbau leiteten, gleich dem Gottesdienst, daß der betriebsamste und trägste Landwirth öffentlich von Obrigkeitswegen, jener geehrt, dieser gescholten ward; daß Helden und Staatsmänner: Die Lentulus, die Fabier, die Pisonen, die Cstolonen, die

Serranen, von den Linsen, Erbsen und Bohnen, die sie am trefflichsten gebaut, von den Sämaschinen und Baumhebern, die sie erfunden, den nachmahls durch die Titel, der von ihnen gewonnenen Schlachten, Städte und Völker verherrlichten Nahmen führten! — Vom Pfluge hinweg wurden Cincinatus, Curius, Regulus, Belisarius zu Triumphen, über Aquer, über Samnium und den Epiroten König Pyrrhos, über Karthago die Perser, Wandalen und Gothen, eben von dannen die großen Condottierri *) Gattamelata und Giacomuzzo Sforza zu größeren Dingen berufen. — In den Gärten von Salona und St. Just, vergaßen Diocletian und Karl V. in der Gleichheit traulicherem Schatten, die undankbaren, geräuschvollen Erinnerungen einer viertelhundertjährigen Weltherrschaft, wie in der lieblichen Kühle des vorübergegangenen Ungewitters; sich selbst genug, als denen äußere Pracht und Macht, nie Zweck, nur Mittel oft lästig, zur Größe nie nöthig gewesen. — Vom Pfluge, aus dem Schatten selbst gezogner Bäume, aus dem Kreise ihrer Herden wurden: Tullus Hostilius, Telephanes, Abdolonymus, Justinus II., Wamba, Piast und Przemysl Hirten der Völker.

Keine Sitte späterer Zeit kommt jenen altrömischen so nahe, wie der Kärnthner Huldigung. Diese, des Ackerbaues friedliche Künste so sehr auszeichnende, ja den Nährstand über den

*) Führer der Heerbanden, welche sich den Meistbiethenden vermietheten, in Italien zu Hause.

Wehrstand setzende Einrichtung, doppelt ehrwürdig, aus des zerstörungsreichen Mittelalters rauhen Hand.

Von ihr machen uns die Chroniken folgende Schilderung:

So oft ein neuer Herzog in Kärnthen von dem Lande die Erbhuldigung empfängt, setzt sich ein Bauer aus dem Geschlechte der Edlinger, auch die Herzoge von Glasendorf genannt, auf den marmelsteinenen Herzogstuhl im Zollfeld, der ungefähr eine Meile von der Hauptstadt entlegen, und mit dem Landeswappen gezieret ist. Um den Stein herum, außerhalb der Schranken, stellt sich das Landvolk in unübersehbaren Reihen; des neuen Herzogs gewärtig. Der aber kleidet sich in einem grauen Rock mit 4 Geren (Ger, Pfeil, Spieß, hier so viel als Zacke, wahrscheinlich an den Achseln) der ihm nicht ganz bis auf die Knie hinabreicht. Darüber einen rothen Gürtel mit der großen Rauhtasche, wie einem Jägermeister wohl geziemt und fugt. In dieselbe legt er seinen Käse, sein Brod und sein Geräth, welches er zum Ackern mitführt, und trägt dazu ein Jagdhorn am rothen Riemen. An den Beinen trägt er graue Hosen *) und rothe Bundschuhe mit Riemen umwickelt und um den Beinen befestiget. Das Haupt bedeckt ein kegelförmiger, grauer, windischer Hut mit viermahl eingeschnittner Scheibe, statt der Hutschnur

---

*) Unter Hosen versteht man im Mittelalter eine Art Beinbedeckung, die mehr genähten wollenen Strümpfen gleicht. Sie reichte bald nur über die Knie herauf, bald bis über die Schenkel und wurde dann am Gürtel befestigt. Daher sagt man noch heute ein Paar Hosen.

dient ihm ein rothes End. In einen grauen Mantel gehüllt, einen Hirtenstab in der Hand, nähert er sich dem Herzogstuhle, geführt von zween Landesherren, ihm zur Seite ein bunter Stier und ein magres, schwarz und weißes Bauernpferd, hinter ihm der Adel und die ganze Ritterschaft in Feierkleidern und höchstem Prunk, um das Panier und die Hauptfahne des Herzogthums versammelt, vor ihm her, zwischen zwei kleineren Panieren der Graf von Görz als des Landes Erzpfalzgraf.

Sobald der Zug bei dem Marmelsteine anlangt, und jener Bauer, der ein Bein über das andere geschlagen da sitzt, den Herzog erblickt, ruft er in slawischer Sprache:

»Wer schreitet dort so stolz einher?«

Die Menge erwiedert: »»Der Fürst des Landes«« *).

Darauf der Bauer: »Ist er ein gerechter Richter, ein Schirmer der Witwen und Waisen, unserer Rechte und Freiheiten? Liegt ihm des Volkes Wohl am Herzen? Ist er freier Geburt, würdig dieser Ehre? Ein Anhänger, Verbreiter und Vertheidiger des christlichen Glaubens?«

»»Er ist's und wird es sein,«« schallt der einstimmige Zuruf.

»So frag ich denn,« fährt der Herzog von Glasendorf fort, »mit welchem Rechte wird er mich von diesem Stuhle bringen?«

Darauf der Graf von Görz: »»Er kauft

*) Horneck setzt noch dazu: Ihn hat der Herr gesandt, der des Reiches Vogt ist, dem sollst Du ohne Zaudern den Stuhl räumen und ihn da sitzen lassen.

ihn von Dir um sechzig Pfennige, diese Zugstücke (Pferd und Rind) sollen Dein sein, so auch die Kleider des Fürsten. Dein Haus wird frei und Du zahlst Niemanden Zins oder Zehent.««

Da gibt der Bauer dem Fürsten einen leichten Backenstreich, ermahnt ihn zur Gerechtigkeit, steigt vom Stuhl herab und nimmt Stier und Pferd mit sich*). Alsobald setzt sich der neue Herzog darauf, schwingt das entblößte Schwert nach allen Seiten, und gelobt dem Volk in allen Dingen Recht und Gerechtigkeit. Zum Zeichen seiner Mäßig- und Genügsamkeit thut er einen Trunk frischen Wassers aus seinem Hute. Sodann geht der Zug nach der Sanct Peterskirche, unferne davon auf einem Hügel gelegen, wo ein feierliches Hochamt mit dem »Herr Gott Dich loben wir,« abgesungen wird. Der Herzog legt die Bauernkleider ab, kleidet sich in fürstlichen Schmuck und hält mit dem Adel und der Ritterschaft ein prächtiges Mahl. Nach der Tafel begibt sich der Landesfürst an den Abhang des Hügels, wo ein zweiter, durch eine Mittelwand getheilter Stuhl sich befindet. Vorwärts, mit dem Gesichte nach Sonnenaufgang gekehrt, sitzt der Herzog, und schwört mit entblößtem Haupt und emporgehobenen Fingern einen feierlichen Eid, des Landes Rechte und Freiheiten zu handhaben und

---

*) Er fragte den Herzog: »Wirst Du gerecht regieren, trotz Allem, was da kommen kann, und lieber mit diesen Thieren ackern und mit Deiner Hände Arbeit Dich nähren, als Unrecht thuen?« Der Fürst versicherte: Ja! Da erwiederte der Bauernherzog: So sei unser Herzog und setze Dich auf den Fürstenstuhl.

zu schirmen. So empfängt er darauf den Schwur der Erbhuldigung: Marschall, Erbschenken, Truchsessen und Kämmerer, ihr Amt handelnd, zur Seite. Sohin ertheilt er die Lehen. Ein gleiches thut auch der Graf von Görz, rücksichtlich der Lehen, die ihm als Erbpfalzgrafen zustehen, auf der entgegengesetzten Seite des Stuhles. — So lange der Herzog auf dem Stuhle sitzt, und Lehen verleiht, haben die Gradneker von Alters her das Recht, das Heu, so sie indeß abmähen mögen, für sich zu behalten, es sei denn, daß es von ihnen gelöset werde — andere Edelherren die Rauber die Freiheit zu plündern, die von Pottendorf mögen mittlerweile brennen im Land, wo sie nur wollen, wer sich anders nicht derob vergleicht. Nach dem Absterben der Pottendorfer kam dieses Recht an die Moraxen.

Der Ursprung dieser eigenthümlichen Huldigung wurzelt in grauester Vorzeit. Das kärnthnische Volk, einsmahl in den Zeiten allgemeiner Verwirrung ohne Fürsten und Führer, in dringender Noth, soll — nach Einigen — einen Bauer vom Pflug hinweg zur obersten Gewalt berufen, und damit das Gedächtniß dessen nie vergehe, ein Bauer das Vorrecht behalten haben, den Herzog einzusetzen. Wer aber sagt uns, wer dieser kärnthnische Cincinatus gewesen? wie er geheißen, in welchem Drang die Landleute zu dieser Wahl geschritten? Die Mähre widerstreitet auch der damahligen Verfassung, indem sich das Volk nicht selbst, sondern Kaiser und Könige dem Volke die Fürsten gaben. Nur wenn man annimmt, daß es früher geschehen sei, als Karantanien beim

Frankenreiche war, hat die Angabe historischer Haltbarkeit. Wer aber war der Retter, war es der bekannte Samo?

Viel gefeierter und umständlicher, wiewohl bei weitem noch nicht geschichtlich bewiesen, ist die andere Meinung, welche den Ursprung dieser Huldigung von dem alten, karentanischen Herzoge Ingo *) (Domitian) herleitet, der nach dem Falle des verrätherischen Baiernherzogs Thassilo unter und durch Karol dem Großen (um 798) diese Provinz übernahm, und sich gegen die Avaren, die eben dieser Thassilo gegen Karol gerufen, hohen Kriegsruhm erwarb. Ihm, hierin treulich unterstützt von dem großen Oberhirten Arno von Salzburg lag besonders die Verbreitung des Christenthums und milderer Sitten an. Willig gaben die Landleute der neuen Lehre Gehör, deren Hauptgrundsatz jener Glaube, der Berge versetzt, Liebe und Hoffnung ohne Grenzen war. Nicht so die Mächtigeren des Landes, deren Stolz und Ueppigkeit dieselbe um so weniger zusagte. Da faßte Ingo einen Gedanken, den später auch der mährische Swatopluck, berathen von jenem feurigen Slaven-Apostel Methodius bei dem böhmischen Herzoge Borziwoy mit Erfolg ausgeführt hat.

Er lud nähmlich Adel und Bauern zum prächtigen Mahl. Als man sich eben setzen wollte, musterte der Herzog die Gäste, rief die Bauern zu sich, und sprach: »Für Euch ist alles das, was Ihr sehet, für Euch die Gefäße von Silber und Gold, für Euch die reichgeschmückten Sitze, die

---

*) Man vergleiche II. Theil Seite 167.

köstlichen Gerichte, nehmt Platz zu meinen Seiten. Mit Euch aber," — fuhr er zu den Adeligen gewendet, fort, »habe ich keine Gemeinschaft. Ihr verdientet vor der Thüre, in irdenen Töpfen, mit den Brodsamen gesättigt zu werden, die von der Tafel Dieser abfallen!« Erstaunt und niedergeschlagen schauten die Edlen einander an, endlich wagte Einer zu fragen: »Warum o Fürst thust Du Deinen Getreuen solche Schmach? Gelten Leibeigene mehr als die Dir zunächst stehen?« Dieser Frage wartete der Fürst. »Wie könnt Ihr Euch,« gab er zur Antwort, »über meine Wahl entrüsten, nur für Reine sind diese reinen Geräthe, diese goldenen Geschirre. Diese Leibeigenen sind durch die Taufe Meines Gleichen, solcher Adel überwiegt den Eurigen, die Ihr noch im Unrathe des Heidenthums versunken seid!« Diese Rede traf ihr Herz, Alle versprachen Ingos Willen zu huldigen und drängten sich zur Taufe. Zum ewigen Andenken sollen die Landleute in Kärnthen das Vorrecht erhalten haben, den angehenden Herzog durch einen aus ihrer Mitte die Belehnung zu ertheilen.

Dieser Gebrauch erhielt sich lange in Ausübung. Ottokar, in dessen Hand, nebst dem ganzen Erbe der Babenberger auch Kärnthen gefallen war, so wenig er auch die leiseste Beschränkungen seiner Gewalt, oder zweideutige Erinnerung an ihren Ursprung dulden mochte (denn kurz ist die Dauer eines Staates, der, mit dem Schwerte gegründet, nichts als ein Kriegsheer zu seiner Stütze hat) unterwarf sich dem uralten Gebrauch, wie mancher Usurpator der freien Wahl, nachdem er den Wählenden, längst

keine Wahl übrig gelassen hat. Der Uebergang von der ausgestorbenen Dynastie zu einer fremden neuen, und das böse Gewissen, an dem alle Eroberer kranken, mögen ihn dazu bestimmt haben.

Als er auf dem Schlachtfelde von Stillfried und Laa durch den schwergereizten Zorn der unterdrückten Völker, Treffen, Krone und Leben verloren hatte, gedieh Kärnthen an den mächtigen Meinhard von Tyrol der sich willig der Huldigungsfeier unterzog. Nach Erlöschen seines Stammes kam Kärnthen durch Erbrecht an Habsburg, und Otto der Freundliche oder Unruhige begab sich nach diesem Lande, im Namen seiner regierenden Brüder die Erbhuldigung zu empfangen. Als er die stehenden Formen verletzen wollte, setzten sich die Stände entgegen, indem sie erklärten: »Kein Fürst von Kärnthen könne die Lehen rechtmäßig verleihen, noch Recht sprechen, er sey denn feierlich auf dem Herzogsstuhl gesessen. So bequemte sich denn Otto, zum großen Jubel des Volkes, obgleich viele alte Bräuche, aus Vergessenheit, unterblieben, zur höchsten Verwunderung seines österreichischen Gefolges, dem diese, ihnen neue, Sitte unerhört vorkam.

Späterhin saßen Rudolf der Stifter und Ernst der Eiserne auf dem Stein im Zollfelde. Des Letzteren Sohn Friederich IV. war der erste Fürst, der seiner königlichen Würde halber, sich diesem alten Gebrauche nicht unterziehen wollte; doch stellte er den Kärnthnern darüber einen Schein aus — daß Ihnen, Ihren Erben und Nachkommen solch Nachgeben

— ohne Schaden seyn, und keine Kränkung bringen sollte.

Sein Sohn, der letzte Ritter nahm die Huldigung der Kärnthner durch zwei Bevollmächtigte, den Markgrafen Christoph von Baden und den Grafen Eitelfried von Zollern. Später faßte er, aus besonderer Verehrung alterthümlicher Sitten und Gebräuche, dem Entschluß, die Huldigung auf dem Zollfelde persönlich zu erneuern, und die Belehnung von dem Bauer in Kärnthen auf Sonntag Quasimodo geniti festzusetzen. Doch was seinen Vater bewogen, sich der persönlichen Huldigung zu entziehen, seine Würde als Herr des heiligen römischen Reiches, brachte auch Maximilian von diesem Entschluße ab, und noch im nämlichen Jahre schrieb er an Veit Welser, den Landverweser von Kärnthen: — »daß er zwar gesinnt sey, den alten Gebrauch — die Lehen von den Bauern auf dem Zollfelde zu empfahen, wieder aufzurichten, doch wolle er nicht in eigner Person, sondern durch einen an seiner Statt schwören lassen.«

Sowohl die Leistung des Eides in Person, als die anderen Zeremonien unterblieben, als Karl V. durch die Verträge von Worms und Brüssel die österreichischen Erblande seinem Bruder Ferdinand I. abtrat. Doch wurde hierüber den Kärnthnern ein Document ausgestellt. Eben dasselbe thaten Kaiser Ferdinand I. Sohn, Erzherzog Karl, und sein Enkel Ferdinand II. in Rücksicht auf das alte Zeremoniel, doch nahmen sie die Huldigung in Person an. Kaiser Leopold I. und Karl VI. empfingen zwar beide die Huldi-

gung, doch leisteten sie weder den Eid, noch unterzogen sie sich den veralteten, verschollenden Gebräuchen, doch gab Leopold den Ständen in der Anrede die Schadlosversicherung, und Karl versprach sie auch schriftlich nachzutragen.

Merkwürdig in der Schilderung dieser Feier ist die Stelle, wo von der Tracht des Herzogs die Rede ist, weil es sich auf seine Würde als des teutschen Reiches Erzjägermeister bezieht.

Beiden Kaisern des karlowingischen Stammes war die Jagd eine der edelsten Beschäftigungen, und das Amt eines Reichs- oder Hofjägermeisters, eine der geachtetsten Würden. Wahrscheinlich, daß die nachfolgenden Kaiser, da sie bei Einrichtung ihres Hofstaates die fränkische Verfassung nachgealht, auch das Amt eines Reichs-Erz-Jägermeisters beibehalten haben, da bekanntlich die Jagd von je her eine Leidenschaft der Teutschen. So ist gewiß daß fränkisch-teutsche Staaten wie Lamberg, Würzburg, Oesterreich und Krain nebst dem gewöhnlichen vier Hofämtern auch Erbjägermeister hatten, und daß schon in den ältesten Zeiten Reichsjägermeister vorkommen, deren Amt sich über gewisse Bezirke erstreckte, wie die Herzoge von Pommern, die Grafen von Aurach, und nach diesen die Herzoge von Würtemberg, die Grafen von Spiegelberg, und Andere. Da bekanntlich die Fürsten ihren Hofstaat nach jenem des Kaisers bildeten, da schon in den frühesten Zeiten Reichsjägermeister bestanden, so ist der Schluß nicht gewagt, daß schon unter den ersten teutschen Kaisern diesen einzelnen Reichs-

jägermeistern ein Reichsoberstjägermeister vorgestanden, und folglich ein Erzjägermeisteramt bestanden habe. —

Wenn auch die geschichtlichen Quellen nicht mit Bestimmtheit besagen, wer diese Erzwürde in den ältesten Zeiten bekleidete, doch alle Umstände zusammen deuten auf den Herzog von Kärnthen.

Ein Schwabenspiegel *) von Anfange des vierzehnten Jahrhunderts sagt ausdrücklich: daß ein Herzog von Kärnthen eines römischen Reiches Jägermeister ist, und darauf zielen auch bei der kärnthnischen Huldigung der graue Rock, der rothe Gürtel, die große Raubtasche »welche einem Jägermeister zukommt und fugt.« In Hinsicht auf die hohe Würde dieses Landes, welches schon unter Otto II. 976 einen eigenen Herzog bekam und von jeher den ältesten und beträchtlichsten Fürstenthümern des teutschen Reiches beigezählt ward, ist es nicht wahrscheinlich, daß dieses Jägeramt ein bloßes Reichsamt, mit dem auch Grafen belehnt waren, sondern vielmehr ein Erz- oder das oberste Reichs-Jägermeister-Amt gewesen sei. Deutlich geht dieses aus Aeneas Sylvius Worten hervor: Es war aber der Herzog von Kärnthen des Reichs Jägermeister, zu dessen Wirkungskreis alle im Jagdwesen vorkommenden Angelegenheiten gehörten. — Ein Amt von so ausgedehnter, nur durch die Grenzen des Reichs beschränkten Gerichtsbarkeit war der oberste seiner Art, mithin ein Erzamt in der That, wenn auch allenfalls diese Benennung noch nicht damit verbunden gewesen wäre.

*) Aus der Sammlung des berühmten Reichshofraths Freiherrn von Senkenberg und von ihm dem gelehrten Schrötter mitgetheilt.

Als Rudolf der Stifter zur Regierung Nieder- und Innerösterreichs kam, und Alles hervorsuchte, was das Ansehen und die Vorzüge seines erlauchten Hauses vermehren konnte, nannte er sich der Erste einen Herzog und Fürsten von Schwaben, verwandelte den Titel eines Herrn in den eines Herzogs von Krain, nannte sich nach dem Buchstaben des Freiheitsbriefes, welchen der große Rothbart dem Jasomirgott gegeben, Pfalz Erzherzog (unus de Archiducibus palatinis) und fügte dazu die Ehrenbenennung eines Oberstjägermeisters des heiligen römischen Reichs, die auf dem Herzogthum Kärnthen haftete.

Zur Annahme der beiden letzten Rechtstitel bewogen den hochsinnigen Fürsten auch noch besondere Umstände. Sein Schwiegervater, jener Karl IV. von Luxenburg, mit seiner, allen eigner Schwäche bewußten Emporkömmlingen eigenthümlichen Scheelsucht und Falschheit, der erlauchten, ritterlichen Habsburger beständiger Widersacher, nicht offenbar, doch desto mehr durch List und Verhetzung, hatte durch die goldne Bulle die Zahl der Wahlfürsten auf sieben festgesetzt, und dabei nicht nur einige alte Fürstenhäuser oder ältere Linien derselben ausgeschlossen, sondern auch den neuen Churfürsten durch Vertheilung der Erzämter viele Vorrechte und Freiheiten geschenkt. Oesterreich, welches die meisten derselben schon durch den weit älteren Freiheitsbrief Kaiser Friedrich I. besaß, konnte dabei unmöglich ein unthätiger Zuschauer bleiben und durch des Luxenburgers Scheelsucht, sein von Frankreichs ältestem Königshause herstammendes Fürstengeschlecht zum Rang der zweiten Klasse herabsinken zu lassen. —

Darum bediente Rudolf IV. sich bald dar-

auf (1350) öffentlich des ihm längst gebührenden Titels eines Erzherzogs, der ihn, den Churfürsten im Range zunächst stellte, und fügte, weil es dazu gehörte, das auf seine Gerechtsame als Herzogs von Kärnthen gegründete Erzamt, eines Reichs-Oberstjägermeisters, was um so nöthiger war, seit Karl 1350 Friedrichen Markgrafen von Meissen und Landgrafen von Thüringen sammt dessen Brüdern mit dem Reichs-Oberst-Jägermeisteramte belehnt hatte, welches er auf dem Reichstage zu Metz 1356 wirklich ausübte. Wonach Oesterreich durch gänzliches Stillschweigen seinen Vorrechten Nachtheil bereitet hätte.

Daß aber Karl, der gegen alle Eingriffe in seine Machtvollkommenheit so eifersüchtig wachte, gegen die neuen angenommenen Rechtstitel Rudolfs nirgends Widerspruch erhob, ist ein gründlicher Beweis, daß jenes Amt, eines Reichs-Oberst-Jägermeisters, sich wie der Erzherzogtitel auf alte kaiserliche Verleihung gegründdet habe, wenn gleich das Letztere nicht urkundllich dargethan werden kann. Begnügt, daß Rudolf durch Annahme dieses Titels ihre Vorrechte vor Beeinträchtigung und Verjährung gesichert habe, führte ihn (außer Max I.) kein Erzherzog von Oesterreich in der Folge. Als sie zugleich teutsche Kaiser waren, mußte er natürlich von selbst wegfallen.

Der schottische Ritter.

(Böhmische Sage.)

Im böhmischen Königreiche und dessen Nebenländern hatten sich, dem Erbrecht der Habsburger zum Trotz, erst der übelberufene Kärnthner Herzog Konrad, dann das Haus Luxenburg einzudrängen gewußt. Die Böhmen hatten bald Grund, ihre, durch Ueberredung und Trugkünste geleitete Wahl zu bereuen. Der abentheuerliche Johann, ein ganzer Ritter, ein undankbarer, mißtrauischer Mensch, und ein übler Regent, hatte vergessen des Eides, den jeder König schwört: Dem Volke ein Vater zu sein. Er focht in allen Fehden, nahm an allen fremden Händeln Theil, war überall zu finden, nur nicht in seinem Reiche, welches er nie hätte verlassen sollen. — Sein Sohn, welchen Teutschland zu loben wenig Grund hat, war den Böhmen ein wahrer Vater. Doch zerriß manches seiner, auf Machtvergrößerung der Luxenburger berechnetes wunderkluges Gespinst bald wieder, weil es nicht auf Recht gebaut war. — Das Recht zu schützen, war der Wahlspruch der Luxenburger zu keiner Zeit. Alles Gute jedoch, was aus seiner Regierung geflossen, wo er sich aber ungereizt die möglichst größte Beeinträchtigung des Hauses Oesterreich zum stetten Ziele machte, nahm er durch die verkehrte Erziehung seines Sohnes und Thronerben, des faulen Wenzel zurück. Wenn partheilose Stimmen an Leopold II rühmen: er habe seine Söhne erst zu Menschen, und dann zu Prinzen erzogen, so bebefolgte Carl von Luxenburg die entgegengesetzten Maximen und aus Wenzel wurde ein mit

morgenländischer Laune und Willkühr hausender Zwingherr.

Zur kläglichen Berühmtheit gelangte sein Vorfahrer gegen den frommen Domherrn Johann Pomuk und den Officialen Niklas Puchnik, wegen ihrer kühnen Vertheidigung des Erzbischofs Johann von Jennstein*). Wer den unglücklichen Jüngling recht zu kennen wünscht, findet seine Geschichte im österreichischen Plutarch oder auch in Hormayrs Taschenbuch. 1812.

Ohne Frage kommt ein großer Theil der von ihnen begangenen Gräuel auf Anstiftung und übelbereite Dienstbeflissenheit seiner Umgebung. Es ist der Fluch der Hohen, daß ihre Launen so viele Diener, ihr Wille so leicht Vollstrecker findet. Unter den Unheilstiftern an Wenzels Hof nennen die Sagen einen sichern Zito, der im mährischen Sagenthume eine große Rolle spielt. Schon in den Zeiten Markgraf Johann's wohnte ein Zito bei Hoschitz in einer Höhle und war den Bauern unter dem Nahmen des Wundermanns auf dem Berge bekannt. Nach der Fabel war es derselbe Zito, der Wenzels Liebling und noch in den Tagen Siegismunds am Leben war. Er war ein ausgelernter Gauckler,

*) Dieser war ob verweigerter Rückgabe verpfändeter Krongütter, ob Ausdehnung seines Gerichtssprenkels über königliche Günstlinge, und ob gegen diese erlaßne Bannflüche in Wenzels höchste Ungnade gefallen der ihm folgenden lakonischen Brief schrieb:

Du Erzbischof! Burg Rudnitz und meine andern Vesten gibst Du mir zurück, und entweichst aus meinem Böhmerlande. Wagst Du etwas gegen mich oder die Meinen zu unternehmen, so will ich den Streit legen, und Dich ersäufen lassen. Komm nach Prag. Wenzel.

von dem die sinnlosten Mährchen gehen, ein Betrüger aller Leichtgläubigen und ein stets bereiter Helfershelfer zu Allem, was ihm Geld eintrug. Nach Wenzels Tode sah der Taschenspieler, welcher bereits im Greisenalter stand, sich plötzlich verlassen, und schutzlos einer Zeit preis gegeben, in der sein Ruf ihm nur Gefahr bringen konnte. Da gelang es seiner Geschmeidigkeit, dem Edelherrn von Gewissowitz einen wichtigen Dienst zu leisten. Zum Dank nahm Dieser ihn zu sich, und brachte ihn von Prag nach seiner Burg Jaispitz. Der Ritter starb; sein Sohn Sezima erbte seine Güter und den bereits unter Wenzeln begonnenen Hussitenkrieg.

Lange kämpfte er gegen die Kelchner für König Siegmunds Parthei. Müde des fruchtlosen Kampfes, zog Sezima Suchy von Gewissowitz sich nach Jaispitz zurück, sein Vaterland der Zornesruthe des Himmels und sich einer gefährlichen, schnöden Unthätigkeit überlassend.

So saß er eines Abends bei dem uralten wunderlichen Zito, welcher die Einsamkeit seines jungen Gebiethers durch seltsame Schwänke und tolle Possen verkürzte, und sann nach, welche von des Landes Töchtern er wohl zur Genossin nehmen sollte. Der Jüngling theilte dem Alten seine Gedanken mit, und äußerte den vorwitzigen Wunsch, jenes weibliche Wesen zu sehen, welches sein Herz mit Liebe entzünden würde. »Deß sollt Ihr gleich kundig sein,« erwiederte bereitwillig der alte Gaukler, froh, seinen neuen Herrn durch irgend Etwas verbinden zu können; schleppte einen großen Spiegel herbei, murmelte einige unverständliche Worte, machte allerlei seltsame Ceremonien und ließ dann den Ritter in das enthüllte Glas schauen. Sezima erblickte

darinnen, wie durch einen Nebelschleier ein Mädchen am Webstuhle, schön, wie er noch keines gesehen!

In demselben Augenblicke meldete ein Knecht die Ankunft eines verirrten Wanderers. Sezima gewährte Aufnahme und bald trat ein schöngelockter Jüngling ein, in bunten Kleidern, eine kleine Harfe im Arme, und gab sich als einen schottischen Sänger kund, der nach der Sangesheimath Italiens pilgere. Auf Sezimas Bitten sang er zur Harfe und entzückte seinen Zuhörer durch den Wohllaut seiner Stimme. Das offne, edle Benehmen des Schotten gewann Suchys Herz, und noch am ersten Abende wurden sie innige Freunde.

Dieß war aber Zito, der eifersüchtig auf seines Herrn Gunst, diese durch keinen Fremden verlieren wollte, gar lästig, besonders, da der Fremdling Jarspitz sobald nicht verlassen zu wollen schien, und er verbarg seinem Herrn den Aerger nicht, und suchte in dessen Herzen Mißtrauen gegen den Sänger zu erwecken. Sezima hieß ihn davon schweigen, und forschte begierig nach der Heimats der Schönen, deren Bild er im Spiegel geschaut hatte, und die nun seine ganze Seele erfüllte. Verlegen entschuldigte sich der Wundermann, daß sein Spiegel bloß Gestalten aus der Vergangenheit zu zeigen vermöge, keineswegs aber allen Fragen genügen könne. Da schalt Sezima ihn einen Betrüger, und seine Kunst eine elende Gaukelei.

In vier kurzen Tagen war der rasche Bund der Jünglinge zur festen Freundschaft erstarkt. Da trat am fünften Morgen der Sänger bleich und verstört vor seinen Wirth und wollte Abschied nehmen. Als sein Freund in ihn drang, gab er die Ursache seines raschen Entschlusses zur Abreise kund und erzählte,

daß ein gräßlicher Traum ihm seine Mutter gezeigt habe, Hufeisen an die blutigen Füße genagelt! Zito horchte eifrig, so wie er vom ersten Tage an jedes Wort, welches der Fremde über seine Heimath und von den Seinigen sprach, begierig eingesogen hatte. Anfangs versuchte Sezima dem Freunde solchen Wahn auszureden, doch als er es nicht vermochte, befahl er dem Alten seinen magischen Spiegel zu befragen. Der Zauberer machte viele Vorbereitungen, las in den Zauberbüchern, zündete Rauchwerk an, und nahm allerlei vor, was Seinesgleichen ihren Orakeln gern vorangehen lassen, die Sinne ihrer Anhänger zu beschäftigen, und zu betäuben. Nach langem Zögern hob er den Schleier, und nun sahen alle drei im Spiegelraume eine Frau auf dem Siechenlager, Hufeisen an die Füße genagelt; ihr zur Seite eine holde Jungfrau, wie der Schotte seine Schwester geschildert hatte, und in welcher Sezima jenes Frauenbild zu erkennen glaubte, welches er schon zuvor in demselben Spiegel gesehen hatte. Mac Gill, so nannte der Sänger sich, bezeichnete beide Gestalten als seine Mutter und Elli seine Schwester.

Nun war kein Bleiben mehr auf Jaispitz. Zur Stunde brach Mac Gill auf, und Sezima glühend vor Liebe zur schönen Schottin, entbrannt von dem Wunsche, diese sich zur Hausfrau zu gewinnen, war entschlossen, ihn zu begleiten. Was auch Zito von mahnenden Vorgefühlen sagen, was er ihn mit Vorstellungen bestürmen mochte, Sezima hörte nicht auf ihn. Und als er zuletzt — Gewissensangst folterte den Schuldbewußten, Todesfurcht drang an sein zagendes Herz — als er sich seinen Herrn und Schützer zu geleiten erboth, und Sezima, der ihm sein gebrechliches Alter vor-

warf, des Tages erinnerte, wo er am böhmischen Hofe einen berühmten Zauberer aus dem Baierlande überwunden und im Zweikampfe getödtet habe, und daß seine Macht über die Natur groß, seine Kraft noch nicht erschöpft sei; geboth dieser ihm strenge zu bleiben, und verschmähte jederlei unheimliche Hilfe. Doch besann er sich, von jenem Wunder gehört zu haben. Mac Gill gelobte ihm mit Freuden Elly's schöne Hand, und nach Schottland ging es ohne Aufenthalt und Säumen. — Zito aber, von seinem finstern Geiste getrieben, folgte verkappt nach, um den Plan des Schotten zu vereiteln.

Mac Gill's Mutter, des alten Gill Mac Sarath Witwe, war in Dalerene, ihrer Beste an der Stronrach, durch Mac Donald, Clan von Angus, dem ärgsten Raubritter seiner Zeit, überfallen, die Burg geplündert und niedergebrannt worden. Auf der Flucht nach des Königs Richterstuhle, wurde sie von den Mordbrennern aufgefangen, nach Oldfrick zurückgeschleppt und ihr zum Hohn Hufeisen an die Füße genagelt! Elly war ihr entrissen worden.

Als die Freunde nach der brittischen Insel gelangten, war durch des gerechten Königs strenges Urtheil den Räubern der verdiente Lohn bereits geworden. Mac Donald selber und zwölfe seines Gelichters wurden Hufeisen an die Füße genagelt, und einen Herold an der Seite, welcher die Ursache solchen Verfahrens laut verkündigte, durch Edinburgs Gassen geschleppt, und dann am Halse aufgehängt worden. — Seine Mutter fand Mac

Gill, doch in beklagenswerthem Zustande, auf dem Siechenbette. Von Elly wußte Keiner eine Spur!

Rastlos durchstrichen sie nun das nördliche Bergland, überall, doch vergebens, nach der Geraubten forschend. Müde und hoffnungslos kamen sie einst nach einem solchen Streifzuge an die Southerlandsküste zu einem Fischer, der Mac Gill den Taighairm anpries, (ein schändlicher heidnischer Aberglaube der Schotten, wenn sie die Zukunft oder Vergangenheit erforschen wollten), welches Mittel der Jüngling rachelustig und verwildert, hastig zu ergreifen beschloß. Er, Sezima und der Fährmann schifften nach der öden Hebriden-Insel Mull, nachdem sie so viel Katzen eingefangen hatten, als sie deren habhaft werden konnten.

Auf jener Insel war die Stätte, wo die Hochländer in zweifelhaften Fällen Orakel zu holen pflegten, indem sie den Unterirdischen (wahrscheinlich dem im Volksnahme spuckenden Schwarzelfen) Katzen zum Ofer brachten. Als Sezima den Heidenaltar sah, der noch aus der Pictenzeit dastand, und hörte was hier vorgehen sollte, schauderte er vor dem Frevel und suchte den Freund davon abzubringen. Der Schotte aber erwiederte mit stierem Blick: »Du willst meine Schwester lieben und kannst das Werk verhindern wollen, was sie retten soll?« »»Mein Herzblut will ich für sie geben!«« betheuerte der Böhme. »»Gedenk aber Deines Seelenheiles, Mac Gill! Du willst dem Teufel Dich verbünden, der Hölle auf fluchwürdiger Stätte ein Opfer bringen, in der Stunde, wo Satan Gewalt gegeben ist über die Menschen!«« »Ich verstehe Dich nicht, was Du willst,« versetzte Mac Gill verstockt. »Ich will die Unterirdischen um Rath fragen, wie's Brauch

ist bei uns im Hochlande. Sie helfen uns in Nöthen *), dafür opfern wir ihnen! Ich weiß von keiner Gefahr, bis ich Ellys Räuber erforscht, und mein schwarzes Messer in sein Herzblut getaucht habe. Willst Du ein Mann heißen, so bleib; hast Du Furcht, so flieh, sag aber nie wieder, daß Du Mac Gills Schwester liebst!« Da übertäubte Liebe und empörter Stolz in Sezimas Brust jedes andere Gefühl, er blieb, und der Taighairm begann.

Durch vier Tage fasteten die drei Männer, und in jeder Nacht machte Mac Gill ein großes Feuer neben dem Pictenaltar, und opferte einige der Katzen. Zito war verkappt nachgeschlichen und setzte sich ihnen gegenüber auf einen Hügel. In jeder Mitternacht kreischte er von seinem Verstecke her: »Condgal, Gills Sohn! ist es recht, mit einer Katze so umzugehen?« Doch ungestört fuhr Mac Gill in seinem Werke fort. Da trat der Gaukler in einer Katzenlarve näher und brüllte: »Hörst Du nicht auf bis mein großöhrichter Bruder kommt, so hast Du kein Theil am ewigen Heil!« — »»Und kämen alle Geister des Abgrundes!«« rief der Sänger mit furchtbarer Simme, »»ich lasse von meinem Werke nicht ab, bis ichs vollbracht!«« Sturm und Ungewitter begleiteten diese Auftritte; Regen fiel in Strömen nieder, drohte das Opferfeuer auszulöschen und sie hinwegzuschwemmen; Blitze durchzuckten die Luft, Donnerschläge rollten und krachten durch die Wolken, deren zerrißne Nebelbilder wie Züge bleicher Geisterscharen anzuschauen waren; ungestüm schlug die

*) Daran glaubte man damahls in Schottland und auf den Hebriden, und im Hochlande glaubt der gemeine Mann heute noch daran.

Brandung an die Ufer; kein Stern leuchtete dem fluchwürdigen Frevel; der Mond verhüllte sein Antlitz davor! Der Schotte aber blieb unerschüttert, nährte die Flamme mit Fett, Knochen, Kien und Harz, ließ sich durch Nichts stören.

In der vierten Nacht machte sich Zito zu nahe herzu und ward von Mac Gill ergriffen. Mit dem herzzereissenden Geheule der Verzweiflung wendete sich der Alte an Sezima, ihn um Barmherzigkeit und Rettung anflehend. Trotz der Vermummung und der Katzenlarve dachte Sezima schaudernd des alten Gauklers, und halb ohnmächtig vor Grausen, unschlüssig, ob er recht höre oder verwünschter Spuck ihn täusche, wollte er fast den Versuch machen, das Leben der seltsamen Zwerggestalt zu retten. Doch Mac Gill starrte ihn mit verglas'ten Augen an, als wollte er fragen: Du willst uns im Ungethüm all'mein Treiben am Ziele vereiteln? und Sezima trat zurück und schwieg — der alte Bösewicht aber flog aus den Fäusten des halbwahnwitzigen Schotten auf den ihm lange prophezeiten Scheiterhaufen!

Mit furchtbarem Geheul erfüllte er die Lüfte; zehnfach stärker tos'te der Höllenlärmen von allen Seiten! Aus dem Meere erhob sich ein Ungewitter, welches der Insel den Untergang zu drohen schien, und vom Geheul des Gemarterten wiederhallte, wenn Sturm und Wetter eben schwiegen, die nahe Landenge! Endlich war Zito todt. Mit wilder donnernder Stimme und fürchterlich rollenden Augen rief Mac Gill in die Sturmesnacht: »Nun sagt an, wer ist der Räuber meiner Schwester Elly? — ists Monifeyt zu Kinkardineß Balbegnot?« — Niemand antwortete, als der tausend-

fache Wiederhall, der von Sturm und Donner unterbrochen, die letzten Worte wiederholt zurückgab. Er aber horchte aufmerksam, und starrte in die Nebel des Meeres. »Hörtest Du?« schrie er plötzlich, »Monyfeit wiederholte es, und Kinkardineß Balbegnot! — und dort (gegen die Nebel und Rauchwolken deutend,) starrt es dort nicht empor wie Zinnen und Thürme? — das ist das Balbegnot Kinkardineß! — ich kenne die Räuberhöhle! Mein Daumen sagte mirs, daß Monyfeit der Schändliche sei! — Auf denn nach Kinkardineß, vor Balbegnot!« — Und sie kehrten nach Angusshir zurück.

Die Ahnung, welche dem Sänger den Verdacht auf Monyfeit eingegeben, hatte ihn nicht getäuscht, und konnte kaum trügen, denn sie entsprang aus dem teiftigen Grunde, daß dieser Scheusal längst als der bereitwilligste Helfer Macdonalds bekannt war. — Seine Mutter fand Mac Gill verschieden. Er sammelte die Schar seiner Verwandten und Freunde um sich, und brausend jagte der Haufe vor Balbegnot. Sturm folgte ohne Rast auf Sturm, mit Verzweiflung widerstanden die Kinder des Nebels *) mit unwiderstehlicher Wuth und Todesverachtung warfen sich die Stürmer in die Spieße der Belagerten. Einem Tieger gleich würgte Mac Gill erbarmungslos unter der Räuberrotte. Ihm zur Seite stritt Sezima, fast unverwundbar, überall mit Stahl bedeckt, mähte sein wuchtiger Zweihander die halbnakten Schotten und seine furchtbar kalte Unerschütterlichkeit, errang nächst Mac Gills fast übermenschlicher Tapferkeit den Sieg über die kampfgeübteste, zahlreiche Mörderschar. Doch schon waren die Belagerer

*) So hießen die schottischen Räuber.

gezwungen gewesen, Flammen in die Raubburg zu schleudern, und schon drang an vielen Stellen die rothe Gluth hervor, als die Zinnen endlich erstiegen wurden. Doch der zum Schreckbild verzerrte Jüngling überlebte den schwer errungenen Sieg nicht, sondern fiel im dichtesten Handgemenge im Innern der Veste. Sezima, der von bösen Ahnungen gefoltert, alle Schlupfwinkel und Gewölbe der Mordgrube durchsuchte, fand im untersten Kerker eine bleiche abgezährte Gestalt, in welcher er, — aus ihren abgebrochenen wirren Reden, schaudernd die einst so heiß geliebte Schwester des Sängers erkannte! Sie folgte ihm nach dem oberen Schloße. An der Leiche ihres Bruders schlug sie ein lautes Gelächter auf. Gram und Verzweiflung hatten des Wahnsinns Schleier um ihr Gehirn gewunden; als Monyfeit sie, nach Mac Donalds Hinrichtung nach Balbegnot geschleppt hatte. Der Mörder ihrer Unschuld war der Rache entronnen.

Sezima brachte den Leichnam des Freundes und die Wahnsinnige zu ihren Verwandten und mit zerrißner Seele verließ er das, von den steten Räubereien der Clans zerrüttete Land, und kehrte zur Heimath zurück, wo die erste Kunde, welche ihm entgegenscholl, war, das Zito bald nach seiner Abreise aus seiner Burg gewichen, und nie wieder gesehen worden sey. »Es ist nicht geheuer mit ihm,« fügte der Vogt sorglich hinzu: »Und der alte Zauberer kann, wenn er von seinem finsteren Treiben nicht ablassen will, noch einst sein Ende auf dem Scheiterhaufen finden.« — »Das hat er schon gefunden!« rief schaudernd Sezima, verschwieg aber was er darüber wußte.

Nach vielen Jahren, nachdem der Sturm in Sezimas Brust längst ausgetobt hatte, und eine geliebte Genossin mit ihm theilte, was ihm der Himmel an irdischen Gut beschieden hatte; wurde er durch den Prior des Procopius-Klosters dahin entbothen, weil dort ein fremder Pilger lag, dessen Sprache Keiner verstand. Darum hatte man nach ihm dem Länder- und Sprachkundigen gesandt, ob er des Sterbenden Worte vielleicht verdolmetschen könne. Sezima verfügte sich ungesäumt zum Pilger, der ein Schotte war; mit Schrecken aber erkannte er im Sterbenden jenen schändlichen Monyfeit, der Elly für Mac Donald geraubt, nach dessen schmählichem Ausgange, für sich behalten und als sie seinen Sinn nicht mehr reitzte, in den tiefsten Kerker halb verschmachten lassen hatte. Beim Sturm auf Balbegnot war er durch einen geheimen Gang entkommen, schweifte, getrieben von Angst und Reue, wie Kain unstätt und flüchtig, durch Englands und Schottlands Einöden, und pilgerte zuletzt nach Palästina, wo er in die Hände der Sarazenen fiel, und lange das Joch der Sclaverei trug. Endlich, durch die Milde frommer Pilgrimme befreit, trat er den Weg nach der Heimath an. In Böhmen setzte der Tod seiner ferneren Wanderung ein Ziel. — Sezima tröstete den reuigen Sünder, der Tags darauf verschied. Lange noch zeigte im Kloster man den Grabstein des schottischen Ritters. — Sezima verlebte seine übrigen Tage in Ruh und Frieden.

Die Gründung von Zeben.

(Ungarische Sage.)

Auf Sároslaw hielt Stephan Hof, der junge Herzog von Sáros und der Zips, welche Lande ihm durch die Güte seines Bruders, König Ludwig des Großen zu Theil geworden waren. Hatte Stephan sein Herschertagewerk vollbracht, dann verdrängten sich wechselweise, gesellige Feste und frohe Gelage. Oft aber stellten sich Frohsinn und Heiterkeit, so viel und laut ihnen auch gerufen wurde, nicht ein, denn die Seele des Ganzen, die Hausfrau fehlte, diese wohlthätig ordnende Macht, die versorgend und leitend die wahre Freude erst schafft. Ohne sie war dieß lärmende Treiben ein wüstes Gewirr, reizlos und sich selbst abstumpfend.

Darum war auch Keiner, der nicht den schimmernden Saal gern mit dem Waldesdunkel vertauschte, wo die wildeste Jagd alle Kräfte des Mannes in ganzen Anspruch nahm, das stets gewagte, stets wieder erkämpfte Leben beständig neuen Reiz gewann, und die Stunden seiner Dauer ungezählt vorüberrauschten.

Auf solcher Jagd war es, wo Herzog Stephan sich einstmals verirrte, und bis in die Nacht hinein vergebens einen Ausweg suchte. Eben wollte der Fürst dem Rosse den Sattel vom Rücken nehmen, und im Grünen lagern, als das Thier hell wiehernd die Ohren spitzte, und der Hund schnuppernd die Schnauze erhob. Freudig schwang Stephan sich nochmals in den Sattel, und überließ den

Weg zu suchen dem Rosse, welches seinen Herrn bald an das verschlossne Thor einer alten Burg brachte.

Auf sein Pochen wurde ihm nach langem Fragen und mißtrauischen Spähen, das Thor geöffnet. Mürrisch und wortkarg empfing der alte Burgherr des Herzogs Leibknappen Gergely, (dafür gab sich Stephan) und hieß ihm Labung, Gemach und Lager anweisen. Ritter Tharczay war als der ärgste Filz in der ganzen Gegend bekannt, darum nahm der Herzog den ungastlichen Empfang nicht allzuhoch, und gedachte Vortheile zu ziehen aus dem Ungefähr, das ihn nach der Burg des verrufnen Geizhalses geführt hatte.

Denn wie Tharczay ob seiner filzigen Menschenscheu, so war dessen Tochter wegen ihrer unvergleichlichen Schönheit im Lande berühmt. Keiner aber hatte sie gesehen; denn der Alte hielt sie streng verschlossen. Nur ihr Name — Sabine hieß sie — und das Gerücht ihrer Schönheit war allverbreitet.

Der Herzog sah sich auf der ihm angewiesnen Stube kaum allein mit dem Vogte, als er diesem dringend zuzusetzen begann, und während der gute Alte, die seltene Gelegenheit zur traulichen Zwiesprache benutzend, dem gepreßten Herzen Luft machte, die Becher immer stets von Neuem füllte. So erfuhr er denn, ehe noch der Krug — der Vogt hatte vernünftig nicht eben den kleinsten gewählt — ganz geleert war, Alles, was im Schloße getrieben wurde; kannte Sabine wie sich selbst, und hätte sie nun aus Tausenden herausfinden mögen. Am Ende aber gerieth des Vogts geläufige Zunge durch eben das Mittel, welches sie in Lauf gebracht hatte, ins Stocken, und der alte Zecher konnte nur mit Hilfe des Her-

zogs und der eignen Hände die Thüre, und sofort sein Gemach finden.

Morgens darauf aber, mahnte der Vogt den Herzog eben so dringend als höflich der Abfahrt; und Stephan, der hier nicht widerstreben wollte, beschloß einen Versuch zu wagen, die reizende Sabine von Angesicht zu sehen. Ohne zu antworten, schritt er auf das Gemach des Burgherrn zu, ihm seinen Dank zu bringen für die gastliche Aufnahme; und wie er gehofft hatte, Sabine war eben bei ihrem Vater, dem sie das Imbiß gebracht hatte. Polternd fuhr Tharczay auf! Der erste Blick aber hatte dem Herzoge den vollen Garten ihrer Reize gezeigt. Fliehend blieb sie in der Thüre stehen, warf einen scheuen Blick nach dem schönen Fremdling und verschwand dann erröthend. Der einzige Blick aber war hinlänglich, die heftigste Gluth im Herzen des Jünglings anzufachen, der lautlos der Jungfrau nachstaunte; troß der Wuth des Alten, der ihn und seinen Dank zu allen Teufeln fluchte.

Endlich besann sich Stephan, nahm kurzen Abschied, schwang sich aufs Roß, und sprengte im tiefsten Innern entzündet, aus den Thoren der ungastlichen Tharczayburg. Daheim umschwebte ihn überall das Bild der reizenden Sabine, und sein einziges Thun und Denken war nun darauf gerichtet, sich auf der Burg des grämlichen Alten heimisch zu machen. Da er den Geist des Lebens, den Nerv der Kräfte, die Seele jedes Unternehmens, das heißt: das überall mächtige Gold nicht schonte, gelang es ihm bald, auf Tharkö Zutritt zu erhalten.

Sabinens Liebe zu gewinnen, ward ihm minder schwer, denn schon sein erster Anblick hatte ihr Herz mächtig ergriffen. So verträumten die

Glücklichen viel selige Stunden, bis der Verrath den eingeschläferten Argwohn weckte, und den Schleier zerriß, den Gold und Schlauheit um die stille schuldlose Seligkeit gewoben hatten. In Kurzem galt es, wenn Stephan die Geliebte aus der Gewalt des tirannischen Vaters retten wollte, ein Aeußerstes.

Listig sandte der Herzog seinen Liebling Bodo an den alten Tharczay, unter dem Vorwande, über den Zuzug zu einem Kriege zu unterhandeln. Während aber Bodo den Erstaunten in ein langes, hitziges Gespräch verwickelte, und Tharczay, der sich über die Zumuthung, er solle Etwas geben, gar seltsam gebärdete, durch seinen lärmenden Widerspruch bald alle Diener des Hauses herbeizog; erstieg der wirkliche Gergely indeß den verwahrlosten Garten, und trug die Schöne nach dem mit vier Rappen bespannten Wagen, dessen Leibsitz er selber bestieg, und die Geisel emsig auf die Rosse schwirren ließ.

Aller Vorsicht zum Trotz hatte Tharczay Unrath gemerkt; brauste wüthend hinter den Flüchtlingen drein, und bald war er ihnen schon dicht auf den Fersen. Schon hörte Gergely das Schnauben der Rosse seines Verfolgers, als er die Geisel hob, die letzte Kraft seiner Renner zu befeuern. Fast hätte Tharczay ihn erreicht; da kam Stephan mit seiner Schar auserlesener Kämpfer dem Verfolgten entgegen. Nochmals schwang Gergely die Peitsche, und hob zu gleicher Zeit rei Rosen hoch empor, als verabredetes Zeichen der gelungenen Wagethat. In dem Augenblicke durchfuhr den Arm ein Pfeil, den der wüthende Tharczay dem Räuber seines Kindes nachschickte. Gergely ließ den Arm sinken,

doch das Ziel war nun erreicht, der Herzog umfing die Geliebte des Herzens, sein Rang verwandelte den gelähmten Vaterzorn in Willfährigkeit.

Auf der Stätte, wo er Sabinen in die Arme geschlossen, gründete Stephan die Stadt Sabinen; deren Namen die teutschen Bewohner später in Zeben verunstalteten. Dem treuen Gergely schenkte der Fürst die Dörfer Ober- und Unter-Lack, von denen sich die Nachkommen desselben nannten, und gab ihm einen vom Pfeil durchschossenen Arm, der eine Geisel und drei Rosen emporhält, ins Wappen; zum Gedächtniß seines Dienstes, dem Stephan die ersehnte Genossin verdankte. Und das erst im vorigen Jahrhundert erloschene Geschlecht der Gergelanky führte dies Wappen bis zu seinem Ausgange.

Die Klöster der Liebenden.

(Ungarische Sage.)

Wie der bekannte Toggenburger, als seine Liebe verschmäht wurde, das Kreuz nahm und als er nicht Ruhe fand im Toben der Schlacht und zurückkehrend erfuhr, daß seine Geliebte den Schleier genommen, wie dieser den Klostermauern, welche die Theure einschlossen, gegenüber eine Hütte erbaute, in der er, seiner verehrten Theuren nahe lebte und verschied; — also der Heldenjüngling Bánffy in den Tagen Andreas II. Schon hatte er sich, als unerschrockner, tapfrer Streiter großen Ruhm erworben, da erblickte er die schöne Agnese von Be-

beck, von stolzen, mächtigen Ahnen entsprossen, von der Mutter einst, in großer Lebensgefahr der Kirche geweiht, später durch eigene Herzensneigung, durch Sehnsucht des spiegelreinen, unschuldigen Gemüthes hingezogen, über alle irdischen Gefühle den sänftigenden klösterlichen Schleier zu breiten; ein Fremdling am Hofe, geschreckt durch das Loos der Königin Gertraud, die ihre Söhne auf dem Mutterschoße, die Krone auf dem Haupte, unter Meuchelbolchen fiel.

Mit herzlichem Wohlwollen vergalt sie Bánffy's glühende Liebe, fruchtlos aber blieb sein, von der Königin Jolantha, von den Ersten des Hofes unterstütztes Bewerben, und als sie einst eine zarte, erfreuliche Regung in sich fühlte, die Alles nur nicht Liebe war; — eilte sie, dadurch verschüchtert, um so mehr, sich durch die drei schweren Gelübde unwiederruflich zu binden, und das bewunderte, beneidete Hoffräulein, mit der einfachen, bethenden und wachenden Gottesbraut zu vertauschen.

Bánffy nahm das Kreuz unter seinem Könige Andreas, der mit Herzog Leupold dem Ruhmvollen von Oesterreich, und dem Bruder der gemordeten Königin, Otto von Meran nach Palästina zog. Vom Tage an, als Agnese den Schleier nahm, trug Bánffy umflorte schwarze Waffen, und der Nahme des »schwarzen Ritters« ward den Ungläubigen ein Schrecken. Lange noch harrte er, mit den Brüdern des Tempels und vom Spital aus im Morgenlande, als der König und seine Waffenbrüder längst schon heimgekehrt waren. Er suchte den Tod, der ihn floh, der nur die Glücklichen niedermäht, der Unglücklichen aber grausam schont.

Endlich, nachdem er Tod oder Ruhe vergebens gesucht hatte, kehrte er als Pilgrim unerkannt ins Vaterland zurück und eilte zu dem Kloster, hinter dessen kalten Eisengittern ihm des Lebens Blüthe abstarb. Noch klangen die wogenden Orgelklänge, und mit Weihrauchwolken stieg der Vespergesang der Nonnen himmelwärts. Der Dienst des Herrn war vollbracht, das Volk strömte aus der Kirche, die heiligen Jungfrauen schwebten Paarweise durch den Kreuzgang, schritten, tief verhüllt an dem Pilger aus dem gelobten Land vorüber. Vergebens hatte sein starrer Blick Agnesen unter ihnen gesucht. Jetzt aber erhob die Heißgeliebte sich aus einer Blende, wo sie vor ein Muttergottesbild frische Sträuße gesteckt, und inbrünstig gebethet hatte.

»Für mich?« stammelte Bánffy kaum hörbar. Sie hatte ihn erkannt. »»Der Friede sei mit Dir!«« erwiederte sie mit einem unaussprechlichen seelenvollen Blick, und eilte vorüber.

Nun war sein Entschluß bald gefaßt. Nimmer sah er das Schloß seiner Väter wieder, that Wehr und Waffen von sich, und deckte die edlen Glieder mit der demüthigen Mönchstracht. Unferne dem Kloster der Einzig- und Ewiggeliebten erhob sich ein neuer Bau für den Orden der Prediger, in diesen trat er.

Selig durch ihre Nähe schaute er oft stundenlang nach den Fenstern des Klosters, ob er nicht Agnesen hinter den Stäben erblickte. Jahre flossen dahin und Bánffy blieb das Beispiel des Eifers und Gehorsames unter seinen Brüdern, bis er nach langer Prüfung zum Oberen des Ordens erwählt wurde.

Bánffy und Agnese konnten nicht mit

einander leben, aber einen vereinten Tod beschied ihnen das Geschick desselben Tags, zur selben Stunde, aus demselben Anlasse.

Damahls war es, daß unabsehbare Schwärme von Tatarn und Mongolen, nachdem sie Rußland unter das Joch gebeugt, die Schwertbrüder besiegt, das polnische Heer bei Krackau, das schlesisch-preussische bei Liegnitz vernichtet hatten, mit ihren zahllosen Strömen Ungarn überflutheten, welches Land sie, mit beispielloser Grausamkeit und Zerstörungslust, von einem Ende zum andern, verheerten und verödeten. Diese Feinde, welche ihres Gleichen nicht in der Weltgeschichte haben, kamen auch an die Klöster der Liebenden.

Das alte Nonnenkloster, ein starkes Gebäude, widerstand dem ersten Anprallen der leicht gerüsteten, wenig zum Ausdauern geeigneten beweglichen Horden. Entrüstet darüber, warfen sie Feuer ein, um durch der Flamme Wuth die Eröffnung der stark verbollwerkten Pforte zu erzwingen und wieder ein Mahl Opfer ihrer unersättlichen Grausamkeit und Gier zu finden.

Vergebliche Müh, eitle Hoffnung. Als die Wütheriche die Thore endlich erbrachen, hatte der Flammentod die geweihten Jungfrauen vor jeder Unbild bewahrt, und sie fanden nur rauchende Trümmer.

Zur selben Stunde versammelte Bánffy im Kloster gegenüber seine Brüder in der Kirche. Die Mordlustigen sprengten ein Außenthor und drangen ein. Schon scholl vom Klosterhofe das Wehgeheul der Ermordeten nach dem Gotteshause, bald drangen die Würger in die Kirche selbst. Anfangs stutzten sie — wie einst die Sennonen vor den römischen Greisen, — beim Anblicke der ehrwürdigen

Gestalten, die am Hochaltare, Bánffy auf der obersten Stufe, mit lauter Stimme den Psalm des Todes und der ewigen Erbarmung sangen. Bald aber wich — wie einst in Rom — auch hier die staunende Ueberraschung der Blutgier. Ein Mönch nach dem Andern wurde hingewürgt, aber erst mit dem Tode des Letzten, des Abtes, verstummte der Gesang. —

Hildegardis.

(Rheinische Legende.)

Zu Worms saß der große Karol auf seinem Königsthrone, umgeben von Grafen und Herren, und vor ihm stand Herr Tallard, sein Bruder, den der König hatte rufen lassen, weil ihn selbst der Krieg in das wilde Sachsenland hineinrief, das Kreuz zu rächen und den Sitz der falschen Götter zu zerstören.

Darum war Herr Tallard herbeibeschieden, daß er des Reiches Regiment übernehme und einstweilen führe, während Herrn Karol der Krieg im Heidenlande festhalte. Dabei empfahl ihm der König Hildegarden sein Gemahl, und ihr Kind, als die besten Güter seines Lebens wohl zu wahren und zu hegen, auf daß er — gäbe Gott die Gnade! — sie wohlerhalten wieder träfe. Darauf zog er mit dem Heere aus und ließ die Fahnen nach Sachsenland wehen.

Als Hildegardis ihren Herrn und Gemahl

fortziehen sah, und ihr schönes Augenpaar fast in Thränen zerfloß, der Jammer ihr beinah das Herz brach; trat Herr Tallard, mit verstellter Betrübniß über ihr Geschick hinzu, und forschte dringend ob Nichts sey, was ihr in diesen Nöthen Trost bringen könne? wär es ein noch so fernes Gut, er wolle es schaffen, wär es sein Leben, er wolle es willig für sie opfern.

Doch Frau Hildegard wies ihn zurück, denn was konnte sein Leben mit ihren Leiden und ihrem Trost gemein haben? Ihr Trost war dort, wo ihr Gemahl und König war, und nie vergaß sie des Gemahls, nicht auf den kleinsten Augenblick, was Herr Tallard ihr auch Schlingen legen mochte.

Doch als er immer heftiger und offenbarer ihr nachstrebte, mit Müh und beharrlicher List ihr unschuldig frommes Herz zu vergiften, und ihre heilige Treu zu morden suchte; da lud ihn die Königin, auf den Schein zu sich in eine geheime, abgelegene Kammer, entwich gewandt und riegelte den gefangenen Bösewicht ein.

Doch kaum erscholl, zur selben Stunde, die freudige Zeitung von König Karls siegreicher Heimkehr, so verzieh die frohlockende Gattin milde dem Versucher, und ließ ihn aus seinem dunklen Kerker frei. Der aber sah sich kaum in Freiheit und im offnen Feld, so eilte er alsbald, Wuth und Rache im kochenden Herzen, dem verrathenen Bruder entgegen.

Bei Herrn Karol klagte er heuchlerisch, daß er ihm statt Wonne Leid entgegenbringen müsse, und mit einer schmerzlichtraurigen Kunde die Siegesfreude verbittere. Dann stockte er, und ließ sich, wie gegen

seinen Willen, das Geheimniß entreissen. Kurz, wie es sein Bewußtsein auch foltern mag, er klagt Frau Hildegarden, die Schuldlose seines eigenem Verbrechens an. Gebrochen habe sie das heilige Band ehlicher Treue, frech gesündigt an Herrn und Gemahl, und, um sich des unbequemen Spähers zu entledigen, ihres Gatten Bruder schimpflich in die finstere Kammer gelockt und eingeschlossen.

Da zürnte Herr Karol: »Die Buhlerin sey aus dem Reiche verbannt! und daß ihr betrüglicher Blick nicht fürder zum Frevel tauge, werde sie des Augenlichts beraubt!« Die schlimme Post scholl ihm voran, und freudenlos wurde der König auf der Burg empfangen, denn Hildegardens Schicksal ging Jedem zu Herzen.

Viele weiten mit der verstoßnen Unschuldigen, als des Königs Spruch vollzogen, und Hildegardis, von ihrem Kinde losgerissen, in die Welt hinausgestoßen wurde. Eine ihrer Dienerinnen folgte ihr ins Elend. Wie die Königin tief betrübt dahinwankte, und ihre Seele bei dem Gemahl und dem Kinde war, da erinnerten sich die rohen Knechte, die sie führten, zum ersten Mahle traurig, daß sie, um des Königs Befehl ganz zu vollziehen, ihre Augen blenden sollten.

Die Dienerin klagte Gott an, daß er die Tugend in die Hände ihrer Feinde fallen ließe. Doch Frau Hildegard verwies ihr solchen Wahn und both den Knechten, in stiller Fassung die Augen dar. Nicht mochte sie die Erde hinfür noch schauen, auf der ihr das Liebste geraubt war. Den Himmel schaute sie ja mit den Augen ihrer frommen Seele.

Allein so roh die Knechte waren, als ihre Königin die klaren Augen zu ihnen wandte, um die bittre

Schmach freiwillig zu dulden, da wurde ihr Herz weich und verzagt, und Keiner mochte Hand an sie legen. Sie konnten des Königs Befehl nicht vollziehen, den Stahl nicht in diese Augen bohren, aus denen der Unschuld schönste Strahlen ihnen entgegenleuchteten. Mochte mit ihnen geschehen was da wollte. So nahmen sie mit betrübten Herzen Abschied und gingen.

Die Dulderin pries Gottes wundervolle Hand, ermunterte ihre Dienerin zum festeren Glauben, und pilgerte nach Rom, der heiligen Stadt der Apostel.

König Karol aber fand seit dem Tage nicht mehr Ruhe, Herr Tallard noch minder, denn diesen peinigte sein Gewissen; ja bald darauf verlor er gar das Augenlicht, und keines Arztes Kunst brachte es ihm wieder zurück. Da fügte es Gott, daß Herr Karol gen Rom zog, und sein Bruder, Herr Tallard ihm dahin folgte. Kaum sind sie angekommen in der Stadt der Wunder und der Gnaden, so tritt ihnen eine Frau von hehrem Ansehen und hoher Gestalt, entgegen, legt die Hand auf des Blinden Gesicht — und kaum daß ihr Finger sein finsteres Auge berührt, fällt es wie Schuppen von ihm, er schlägt die Augen auf und sieht. Er sieht und sinkt vor ihr nieder, erkennt sie, welche ihn geheilt, die er boßhaft ins Verderben gestürzt, — erkennt Frau Hildegarden, des Frankenlandes verbannte Königin! — —

»So hat Gott es gewendet!« sprach Herr Tallard bebend, und bekannte offen und reumüthig seine Schuld, flehte Hildegarden selber um Vergebung und Fürbitte an.

Karol aber, da er den Verrath erkannte, fuhr grimmig auf, und wollte den giftigen Verräther am

Leben strafen; doch mußte er auf Hildegardens Bitten Gnade für Recht ergehen lassen. Bedurfte doch auch seine Vorschnelligkeit Vergebung. Und so verhängte er über den Bruder bloß Verbannung aus dem Reiche.

Darauf verband der heilige Vater die versöhnten Gatten aufs Neue, mit der Kirche heiligen Banden, und hinfort trennte sie kein Geschick mehr. Hildegardis aber stiftete zum Gedächtniß dieser wunderbaren Vergeltung, das Kloster Kemten, welches noch heutigen Tages steht.

Die Frauen von Aquileja.

(Italienische Sage.)

Wildbrausend und ungeduldig, daß die freche Stadt immer noch der hunnischen Unüberwindlichkeit trotze, umfluthete und umwogten die Schaaren der Hunnen das engeingeschlossene Aquileja. Ganz Friaul war einem Baume vergleichbar, an dem die Raupen nur die nackten Ruthen übrig gelassen haben, so sehr war das gesegnete Land ausgesaugt und ausgeplündert.

Darum wollten die wilden Horden nicht länger erfolglos bluten, vor diesen nicht zu erwältigenden Mauern, darum warfen sie die Zelte nieder, und begehrten, selbst Herrn Etzels Grimm nicht scheuend, ungestüm den Aufbruch ins Land Italia. Lange schon hatte der Hunnenfürst ihr Murren vernommen, doch, ihres blinden Gehorsams gewiß, mit eisernen

Sinn auf seinem Willen bestanden, die Belagerung fortzusetzen, obgleich, seit geraumer Zeit sein finsterer Groll, seine heimliche Scham, ob des stetten Mißlingens, ihn im einsamen Zelte zurückgehalten hatten.

Als aber nun die Verwegenen, sonst ihn so willenlos gehorsam, wie das Schwert dem Herrn, es wagten, ihm, die Geißel Gottes, dessen Nahmen die Welt mit Beben aussprach, ins Angesicht zu trotzen, da warf er sich noch ein Mahl aufs Roß, umritt die Stadt auf allen Seiten, und spähte mit Geierblicken, wo er einen günstigen Platz zum letzten entscheidenden Schlage fände.

Er fand die Stadt ringsum mit starken Mauern und hohen Thürmen befestigt, alle Thore gut verbollwerkt, unermüdbar wachsame Krieger auf den Zinnen stehen; jeder Angriff schien fruchtlos, ein Ueberfall unmöglich. So erließ er den Befehl, das Lager abzubrechen, und sich zum Abzuge anzuschicken.

Die Hörner und Posaunen heulten es durchs ganze weite Lager, daß es endlich zum Aufbruche nach dem reichen blühenden Italia gehe. Mit Staunen sahen die Wächter von Aquileja die Zelte zusammen fallen, die Lastthiere im Lager bepacken, die Krieger sich schaaren, Reiter hin und her sprengen, Alles deutete auf etwas Ungewöhnliches.

Als endlich die Kunde von dem wirklichen Abzuge des Feindes in Aquilejas Mauern erscholl, da war kein Herz, das nicht den allgemeinen Jubel theilte. Aller Standesunterschied hörte auf: der Herr umarmte den Sclaven, die Gebietherin ihre Magd, Todfeinde sanken einander in die Arme,

Witwen vergaßen die Trauer um ihre gefallnen Gatten, Aeltern unterdrückten den Schmerz um ihre getödteten Lieben; als sie die Kunde vernahmen, die Stadt sey frei, die Gottesgeißel*) habe den Plan die Stadt zu verderben aufgegeben.

Unter den Freudigen waren auch Digna (teutsch die Würdige) und Honoria (Ehrenvolle), zwei Witwen von hoher Schönheit und blühender Jugend. Der fromme Bischof Secundus hatte Beide in der Lehre des Heils unterrichtet, beide an Einem Tage getauft. Sie selber hatten von Jugend auf einander schwesterlich geliebt, seit ihrer Aufnahme in die Zahl der Bekenner Christi ward ihre Schwesterliebe noch höher, reiner und geistiger. Ihr tugendhafter frommer Wandel hatte ganz Aquileja erbaut, und als Digna dem reichen Tribunen der Stadt, Honoria einem gewesenen Consul angetraut würde, stiegen von jeder Lippe Segenswünsche für das eheliche Glück der edlen Jungfrauen empor.

Seitdem wetteiferten Digna und Honoria in liebevoller Zärtlichkeit für ihre Gatten, in Züchtigkeit und Wohlthuen, in jeder weiblichen Vollkommenheit. Und so wenig ihre Tugend gern viel von sich reden machte, nannte sie doch die Stadt, nannte sie sogar der Neid »die tadellosen Frauen.« Die Christen aber dankten dem Herrn, daß die heiligen Beiden dem Himmel gewonnen waren.

Als der Feind vor den Thoren lag, und Jam-

*) Den Nahmen trägt der Hunnenfürst erst in den Chroniken des Mittelalters, daß er sich selbst so nannte, ist unwahr, mindestens wissen die Aeltesten Geschichtschreiber nichts davon.

mer und Noth die Stadt erfüllten, da spendeten beide mit vollen Händen den dürftigen Brüdern und Schwestern. In gläubigem Gebethe flehten sie zu Gott für das Wohl ihrer Gatten, wenn diese, für das allgemeine Wohl, auf die Wälle, auf das blutige Feld der Gefahr rief. Gleichen Sinnes machten sie den Bund bei ihren Gatten auszuharren, in der bedrängten Stadt, in Noth und Tod, mitzutrinken den bittern Kelch der Leiden; als Andere schwach und zaghaft, nur der eignen Rettung bedacht, sich auf die Flucht machten. Und als Dignas so wie Honorias Gemahl, beim letzten Ausfalle, von den hunnischen Pfeilen überschüttet, tod niedergesunken waren, als jedes Haus das Unglück beweinte, als wäre es ihm selber widerfahren, da sanken sie, an der Stätte ihrer verlornen Lieben, mit einander auf die Knie, und thaten wie aus Einer Seele, aus tiefstem Herzen das Gelübde, ihr ganzes Leben dem Dienste des Herrn zu weihen.

Seitdem sah daß Volk sie oft nach jenen Gräbern wallen, bald Hand in Hand, bald allein. Und wenn sie nach langem brünstigem Gebethe aufstanden, sanken sie, jetzt den Schmerz, wie vorher die Freude mit einander theilend, sich in die Arme. Im Witwenkleide, trauernd und von Allem abgeschieden, fand sie der Bothe im einsamen Kämmerlein beisammen. Schon mehr dem Himmel angehörend als der Erde, zeigten sie doch Freude und Heiterkeit über die Befreiung ihrer Vaterstadt.

Während in Aquileja Jubel und Lobgesänge schallten, außerhalb das Hunnenheer in vollem Abzuge begriffen war, erhoben plötzlich und zugleich sich alle Störche, die in der Stadt gehorstet hatten, und

flogen, ihre junge Brut mit sich tragend, hoch über die Stadt weg, aufs freie Feld.

Von uralten Zeiten herrschte der weitverbreitete Aberglaube, daß der Aufenthalt der Störche einem Orte Glück und Heil, ihr Entweichen aber nahen Untergang verbürge.

Der Hunnenkönig erblickte die weissagenden Vögel kaum, so rief er seinen abziehenden Schwärmen nach: »Lenkt um Hunnen! das Verderben der Stadt ist gewiß. Die Götter haben Aquileja in meine Hände gegeben. Die fliehenden Störche verkünden ihm den Untergang!« ....

Durch solchen Ruf begeistert wendete das ganze zahllose Heer um, und jagte gestreckten Laufes vor die Stadt zurück. Allgemeiner Sturm wurde zur Stunde begonnen, und da Haufe auf Haufen sich herandrängte, der ermüdete Stürmer stets durch einen ausgeruhten frischen ersetzt wurde, erlagen die durch lange Mühen geschwächten Bürger dem Andrange der Uebermacht, die Mauern wurden erstiegen, die Thore aufgesprengt, die Feinde drangen ein, und hausten hunnisch!

Erst durchstörten sie jedes Haus, jeden Winkel nach Beute. Dann würgten sie was Odem hatte jeden Standes, jeden Geschlechts. Schonung kannten sie nicht. Zuletzt zertrümmerten sie die Wälle und Thürme, ließen die Stadt in Flammen aufgehen, und zerstörten Aquileja so gänzlich, daß kein Stein auf dem andern blieb.

Unter dem allgemeinen Morden fand auch das edle Paar jener Taufgeschwister den Tod, welchen sie niemahls geflohen hatten. Hehr und groß wie sie gelebt, endeten sie auch. Als die entmenschten Wil-

den, troß Dampf und Rauch, die brennenden Straßen durchtobten, und auch im Marmorpallaste des Tribuns Schwert und Flamme wüthete, floh Digna die Fromme von Geschoß zu Geschoß, immer höher hinauf bis auf die Zinne des Pallastes. Als die Wüthriche auch dahin folgten, und sie vor menschlichen Augen keine Rettung mehr sah, verhüllte sie ihr Haupt, und stürzte sich muthig in die Wellen der vorbeifließenden Nartissa hinunter.

Ihrer Schwester Honoria gaben die hunnischen Schlächter auf dem Grabe des Gatten, mit mordlustigen Händen die Märtirer Palme. Sie sank und noch im Sinken war ihr Blick nach dem Himmel gerichtet.

So wollte Muhamed II. die Belagerung von Byzanz (Konstantinopel) aufheben, und trug dem griechischen Kaiser Konstantinus Paläologus freien Abzug, oder Frieden gegen einen Tribut von 100,000 Goldstücken an. Als aber die Griechen, im Vertrauen auf baldige Hülfe, und auf die, von Jahrhundert zu Jahrhundert gepflanzte Prophezeihung: »Konstantinus Stadt könne niemahls bezwungen werden« sein Anerbiethen ausschlugen, so rüstete der Sultan zum erneuten allgemeinen Sturme, und schrieb zuvor ein dreißigtägiges Fasten aus. Demjenigen, der die trotzenden Mauern der Stadt zu erst ersteigen würde, verhieß er eine ganze Provinz zur Belohnung.

Als er Nachts vor seinem Zelte lehnte, und nachsann, ob er die Belagerung aufheben oder fortsetzen sollte, sah er ein glänzend helles, leuchtend flammendes Meteor vom Himmel niederfahren, sich

über die Stadt senken und da verweilen. Die wunderbare Erscheinung nahm er für ein sichtbares Zeichen des Beistandes des Gottes der Christen, und beschloß abzuziehen. Da sah er, nach einigen Stunden, daß die Flammensäule plötzlich sich erhob, fortschwebte und die Stadt verließ. Nun glaubte er, der Christengott sey von der Stadt gewichen, stürmte zur Stunde, erstieg die Mauern — und wenn Byzant nicht gleich Aquileja in Blut und Feuer unterging, so verdankte sie es nicht Muhameds Menschlichkeit, sondern dem Plane, in der eroberten Stadt seinen Sitz zu nehmen.

Dzialynsky und Anna.

(Polnische Legende.)

Lange zuvor schon hatten die Mongolen die Verheißung: Temudschin, ihrem zum Dschingis-Kahn *) (Oberster Khan) ausgerufnen Führer, die gesammte Erde zu unterwerfen, beinahe wahr gemacht, eben war das — bereits durch Temudschin selbst erschütterte, moskowitische Reich, durch Gujuch und Batu, dessen würdig nacheifernde Enkel völlig unterjocht worden, der Großfürst Jaroslaw zur niedrigsten Knechtschaft herabgesunken, als im Jahre 1241 die wilden Horden sich gegen Polen wendeten, wo damahls Boleslaw herrschte, der Keusche zugenannt.

Unklug hatte dieser sich der Vormundschaft

*) Von Tschin groß und gis den Superlativ ausdrückend.

Heinrich des Bärtigen von Breslau erledigt, denn er selbst besaß weder Erfahrung, noch hatte er den Muth, sich den heranwälzenden Horden kräftig entgegen zu setzen. An seines Landes Rettung verzagend, floh er zu seinem Schwiegervater Bela IV., und als diesem dieselben Feinde den Untergang droheten, suchte er in der mährischen Cisterzienser-Abtei Wehlehrad, eine nothdürftige Zuflucht. Schrecklich war indeß das Schicksal des herrenlosen Landes. Das, von einigen Knäsen eilig zusammengeraffte Heer der Lechen (Polen) wurde ganz niedergehauen, Krakau fiel den Mongolen in die Hände, ging in Flammen auf, und seine jammernden Bewohner sanken entweder unter dem Schwerte der Unmenschen, oder wurden in ewige Knechtschaft fortgeschleppt. Das ganze Land wurde zur Wüste, in der Bären und Wölfe haus'ten.

In solcher Zeit gehörte die aus Holz erbaute Veste Kulaszne (am Fuß der Karpathen, im heutigen Sanocker-Kreis Galiciens). Dem uralten Heldenstamme der Jastrzebski, und Zbawskos einzige Tochter Anna Jastrzebska hielt sie im Besitze. Lange vor seinem Tode hatte Zbawsko sie dem schönen, tapfern Dzialynsky, einem benachbarten Slachcic, dem Gespielen ihrer Jugend bestimmt, und sah mit Vaterfreude, daß seine Wahl den Wünschen der Verlobten bloß entgegen gekommen war. Ein Jahr schon war der Alte todt, die Trauer vorüber, und der ersehnte Tag, an welchem Priestershand die Liebenden für immer vereinigen sollte, rückte heran; als streifende Mongolenhaufen die Gegend unsicher machten.

Eines Nachts sah Anna ihre, einsam gelegene, doch wohlbemannte Burg, plötzlich von einigen hun-

dert Mongolen umschwärmt, welche bald einen Sturm auf die Veste wagten. Dreimahl schlugen die Polen den Angriff der furchtbaren unmenschlichen Würger kräftig zurück. Nun aber schien jeder fernere Widerstand unmöglich. Die Besten waren gefallen, das bloß hölzerne Gebäude, an mehr als einer Stelle von den mongolischen Brandpfeilen, stark beschädigt, gab nicht mehr hinlänglichen Schutz, und ein neuer Haufe hatte der belagernden Horde, den in den Stürmen erlittenen Verlust ersetzt. Ohne sich durch die Thränen ihrer Gebietherin rühren zu lassen, schworen sie einander zu, die unhaltbare Veste selber anzuzünden, und sich, durch den eben ruhigen Feind, mit dem Schwerte in der Hand durchzuschlagen.

Als Anna diesen tollen Entschluß hörte und von menschlichen Händen keine Rettung mehr erwarten konnte, warf sie sich vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder, und gelobte ewige Jungfrauenschaft im klösterlichen Schleier, wenn er sie aus der Hand der mongolischen Wüthriche retten würde. Gestärkt durch dieses Gebeth blickte sie zagend zur Warte hinab und sah, wie der helle Haufe der Belagerer ihre ausfallenden Knechte umringte und niederhieb. Schon kletterten die Barbaren den steilen Berg hinan, da zeigte sich Annen und ihren klagenden Frauen ein Hoffnungsstrahl; denn eine Schaar Polenritter brach furchtbar metzelnd in die Feinde ein. Anna erkannte unter den Fechtenden ihren Dzialynsky, dessen tapferer Arm Kulafzne entsetzte, und die Räuber aus der Gegend verscheuchte. Vor Freude über seinen Anblick war sie ohnmächtig geworden, und vergaß nun über den Bräutigam, Gefahr und Gelübde; und willigte darein, ihre Verbindung mit Dzialynsky zu beschleunigen. Am nächsten Jah-

stage ihrer Rettung gebar ihm Anna einen kräf-
gen Knaben, den sie Jaczeck nannten.

Indessen hatten die Mongolen zu Lieg-
itz das schlesische Heer und die Scharen der Kreuz-
tter vernichtet, hatten Ungarn überschwemmt,
nd Mähren heimgesucht. Hier setzte zu Olmütz
r tapfere Böhme Jaroslaw Sternberg Kö-
g Wenzel II. erprobter Feldherr, in einem nächt-
hen Ausfalle, einen der feindlichen Heerführer, (Pe-
akhan selber soll es gewesen sein) mit eigner Hand
ı Zweikampfe erschlagend, ihren Verheerungen ein
iel; dort wehrte der Herzog von Oesterreich
riederich der Streitbare dem Andrange der
inderverwüster im Lande seines Todfeindes Bela IV.
ı dessen höchstem Erstaunen, wie im eigenen, an-
stammten Reiche Vorkehrungen treffend, und sich
it seinen Scharen persönlich den Vertilgern entge-
nstellend, (wobei er mehr als Einen übermüthigen
ongolischen Goliath mit eigner Hand, im Ange-
hte des Heeres erlegte) und ihren Siegesstrom so
nge dämmte, bis thörichte Magnaten die Kuma-
en, durch Ermordung ihres Führers, in Wuth
rsetzten, daß sie zum Feinde übergingen, wornach
r allseits verstärkt hereinbrechenden Fluth kein
amm zu setzen war. Vergebens kämpfte der junge
önig der Teutschen, Friederich II. Sohn ge-
n die Scharen dieser Räuber. Gujuch vereinigte
e aus Mähren, Schlesien und Polen ge-
chnen Scharen mit den Heeren in Ungarn und
ang gegen Oesterreich und Steier vor. Erst
er sandte er eine Gesandtschaft an den Herzog von
esterreich, (was er bei keinem andern Fürsten
: Christenheit gethan) ihm Frieden anbiethend und
ündniß, wenn er seinen Glauben verlassen, und

zu ihm übergehen wolle. Solches Ansinnen wurde mit Hohn zurückgewiesen.

Da brach der Heuschreckenschwarm der Räuber von Kobi in Friederichs Lande ein. Wiens und Neustadts *) heldenmüthiger Widerstand ließen dem Streitbaren Zeit, das Landvolk, welches sich freiwillig gegen jene Horden bewaffnet hatte, mit seinen Kriegern zu vereinen, und die Hülfsvölker zu erwarten, welche ihm der König von Böhmen und der Herzog von Kärnthen aller früheren Feindseligkeiten vergessend, nebst seinem Verwandten, dem Markgrafen von Baden zuführten. Bei der Riesenveste Starhemberg war der Sammelplatz, von dem aus das Christenheer von den Bergen herabrückte. Es drängte die, durch die gepanzerte Schar der Ritter, völlig zersprengten Feinde über die Leitha zurück, verfolgte sie, auf tagelanger Flucht bis nach Gran, wo die Heiden über die Donau setzten, und in die Karpathen flüchteten.

Die ganze Gegend zwischen Wien, Neustadt, dem Kahlengebirge, der Donau und Gran war mit blutigen verstümmelten Leichnamen bedeckt. Friederich blieb bis ins Spätjahr in seinen Lagern, wo er die Kriegesheere, aus Vorsicht, noch einige Zeit beisammen hielt. Die Mongolen aber verließen fast alle Gespannschaften des verwüsteten Königreiches, und wagten bloß, hinter der Donau und Theiß, im tiefsten Ungarn, noch einige Zeit auszuhalten, und Streifereien in die nächsten Gegenden zu versuchen. Da erhielt der, nach

*) Gibbon würdigt Neustadts Tapferkeit besonderer Erwähnung, Wien vergißt er zu erwähnen, Friederich nennt er gleichfalls nicht!

der Oberherrschaft strebende Gujuch auf der Flucht die Nachricht vom Tode Dschaggatai's des Großkhans, und nun war kein Halten mehr in den Schaaren der flüchtigen Räuberhorden, binnen wenigen Wochen war nicht Ein Mongole jenseits des Pruths zu sehen.

Jetzt erst, als er keinen Feind mehr im Lande wußte, kehrte Herzog Boleslaw dahin zurück. Die sicherste und daher gebräuchlichste Weise, öde Gegenden zu bevölkern und beurbaren, war in diesen Jahrhunderten, die Stiftung von Klöstern und Abteien, welche in Kurzem die Einöden in wohnliches, fruchtbares Land umzuschaffen wußten. Darum begann auch der Fürst von Polen seine Regierung damit, im furchtbar verheerten Lande eine Menge Kirchen und Klöster zu stiften und mit Ländereien reichlich zu begaben, bei welchem Unternehmen er von seiner Gemahlin, Kinga oder Kunigund genannt, eifrig unterstützt wurde. In einer freundlich wilden Gegend, dort, wo die mächtige Weichsel mit ihren grünlichen Gewässern die Woywodschaften Lublin und Sendomir scheidet, liegt das Städtchen Zawichost. Unferne davon gründete Herzog Boleslaw im Jahre 1245, auf Bitten Przimislawa's seiner Mutter, Witwe Leskos Herzogs zu Krakau, Sendomir und Pammern, ihrer schönen und noch frömmeren Tochter Salome, Witwe Kolomans, Königs zu Halicz, und seiner Gemahlin Kinga, eine Abtei für sechzig Nonnen des, von ihnen so sehr geliebten, Ordens der heiligen Klara, in welchen alle drei Frauen traten. Nachdem Pandrotha, Bischof zu Krakau, den Bau eingeweiht hatte, wurde Salome zur ersten Aebtissin gewählt. Des Lebens Blüthen waren

ihr längst abgestorben und nur Dornen hatte es ihr noch zu biethen. Ihr Gemahl war, vom Großfürsten Daniel Romanowitsch zu Kiew ein Mahl gefangen und in Fessel geschlagen, zum andern Mahle aus seinem Lande vertrieben, und nachdem sein Vater, König Andreas von Ungarn, ihn 1230 wieder eingesetzt hatte, mit Gift umgebracht worden. Diese drei hohen Frauen führten ein so frommes, heiliges Leben, daß sie die Zuflucht aller Bewohner der Umgegend wurden, welche überzeigt waren, durch die Fürbitte der heiligen Schwestern, (so nannten sie Jene) von jeder Krankheit und allem anderen Uebel gewiß befreit zu werden.

Nach sechs Jahren einer glücklichen Ehe warf Dzialynski'n und seinen hoffnungsvollen Knaben, eine bösartige Krankheit aufs Siechenlager. Da alle Hoffnung zur Genesung schwand, erinnerte sich Anna der Wunderthaten jener heiligen Drei zu Zawichost. Der Gedanke gab ihr Trost, und zur Stunde machte sie sich auf nach dem Kloster, wo sie schon nach dreien Tagen, mit blutigen Füßen ankam, und an der Pforte ohnmächtig niedersank. Hier entdeckt, ward sie ins Kloster gebracht, und begehrte dringend die heilige Przimislawa zu sprechen, und flehte diese an, für das Leben ihres Gemahls und Kindes zu bethen. Tröstend ging die Nonne zur Kirche, kam aber nach kurzer Frist bestürzt zurück. »Unglückliche!« rief sie, »erkennst Du nicht Gottes Gericht? Ich habe Dich geschaut im Gesichte, von Feinden bedroht, dem Herrn des Himmels ewige Jungfrauenschaft gelobend, wenn er Dich rettete. Zur Lügnerin geworden, bist Du am Himmel, seine Langmuth ist zu Ende, er heischt ein Opfer!«

Vernichtet stürzte Anna zu den Füßen der

Heiligen. Sie wollte das Opfer werden, und auf ihr Flehen und Przimislawas Fürbitte, nahm Salome sie in den Orden auf. Bald erfuhr die neue Schwester die völlige Genesung ihres Gatten und ihres Sohnes, aber auch, daß Dzialynsky über ihren Verlust untröstlich sei Schmerzenvoll freudig durchzuckte Annen diese Nachricht, sie suchte ihren Frevel streng zu büßen, und ward unter den Frommen die Frömmste. So daß, als nach Przimislawas Tode, Salome die Würde der Abtissin niederlegte, und 1258 sich nach dem Kloster Skakon bei Krakau begab, Anna einhellig zu ihrer Nachfolgerin gewählt wurde.

Damahls fielen die Mongolen neuerdings in Kleinpolen ein. Möglich, daß sie Boleslaw im Einverständnisse mit dem Fürsten von Litthauen glaubten, der ihnen ins Land gefallen war. Unter den Befehlshabern Nogaja und Kleba dem zinsbaren Großfürsten von Kiew, Daniel Romanowitsch brachen die, mit Russen verstärkten Scharen des Tatarkhans Sartock, im December 1259 in Boleslaws Land ein, wo sie ohne Schonung die Gegenden weit und breit verwüsteten, und über dessen unglückliche Bewohner entweder Tod verhängten, oder harte, ewige Knechtschaft. Lublin fiel ihrem Andrange, die Bürger starben bis auf den Letzten in den Flammen, oder fanden unter den Spießen und Säbeln der mordlustigen Mongolen ihr frühes Ende.

Noch rauchten Lublins Trümmer und schon schwärmten mongolische Horden um Zawichost. In dieser Noth flüchtete man die Klarisserinnen und die Minoriten, deren Klöster außerhalb der Stadt lagen, nebst den Kleinodien und Heilig-

thürmern eilig nach Sendomir, wo Alles sich zum verzweifelten Widerstande bereit machte. Bald erfuhren die Flüchtlinge zu Sendomir Zawichost's Schicksal. Die Stadt war erstürmt, mit beiden Klöstern niedergebrannt, die männlichen Bewohner im Kampfe erschlagen, die weiblichen aber erst mißhandelt, dann grausam ermordet worden. Jetzt galt es Sendomir. Dort, in einem der festesten Plätze des Reichs, hofften die Polen sich lange zu behaupten. Zu dem hatte der Kern der Ritterschaft sich in die Stadt geworfen, und der Kastellan Krampa mit seinem Bruder Sbignew galt für den besten erprobtesten Führer.

Die Mongolen rückten heran, und Nogaja geboth die Stadt anzugreifen. Drei Stürme wagten seine Horden, gierig nach Beute und Blut. Jeder währte tagelang, doch jeden schlug Krampka zurück, und die von ihm getroffnen Vorkehrungen vereitelten jeden Versuch, die Stadt in Brand zu stecken. Schon murrten die flüchtigen Nomaden, schon wollte Nogaja die zwecklose Belagerung aufheben, und versammelte seine Unterbefehlshaber, nur in der Absicht, ihrem Rath die Schuld eines schmählichen Rückzuges aufzubürden, da machte Daniel Romanowitsch ihn anderen Sinnes, und verleitete den Tatar zu einer niedern Verrätherei.

Noch staunten die Polen über die, im Mongolenlager plötzlich eingetretene Ruhe, als ein Herold ans Thor kam, und Einlaß begehrte. Vor Krampa geführt, brachte er diesem, nebst vielen heuchlerischen Grüßen, Achtungsbezeugungen und Freundschaftsversicherungen die Nachricht von Romanowitsch, daß er für die Polen bei No=

gaja Friede ausgewirkt, unter der Bedingung, daß sie sich zu einem geringen Tribut an die Mongolen verständen, und Krampa mit seinen vornehmsten Anführern ins Lager hinauskomme, dem Feldherrn persönlich für seine Milde zu danken. In Krampas Händen liege also Sendomirs Schicksal.

Peter Krampa war in früheren Kriegen gegen die Russen oft ein großmüthiger Feind gewesen, und weil er um diese Schonung für die Quelle von Romanowitschs Vermittlung hielt, ahnte er keine Arglist. Zu dem wußte er, daß Entsatz nicht zu erwarten, und fernerer Widerstand unmöglich sey. Darum gab er den Unterbefelshabern seine Meinung kund, die Bedingungen anzunehmen, falls sie dieselben billigten. Die Obersten stimmten ihrem Feldherrn bei, und der Herold wurde mit dem Bescheide entlassen, daß sie sich mit dem kommenden Morgen ins Lager verfügen wollten.

Vertrauungsvoll gingen Tags darauf Krampa, Sbignew, sein Bruder und alle Kriegsobersten nach Daniels Lager, der sie heuchlerisch empfing, und vor Nogaja's Zelt geleitete. Dort bedeutete ein mongolischer Wahrsager die Polen, sie müßten sich vorerst vor einem aufgestellten mongolischen Götzenbilde neigen, zwischen lodernden Reinigungsfeuern, in das Gezelt des Feldherrn eingehen zu dürfen. Und als Krampa als Christ diese Abgötterei weigerte, fielen Mongolen und Russen gemeinsam über die Verrathenen her, und metzelten sie nieder.

Die Belagerten sahen, von ihren Thürmen herab diesen Auftritt mit Augen, und sahen die Bluttrinker sich zum Sturme rüsten. Sendo-

mirs sicherer Untergang verbreitete Furcht und Schrecken unter den Einwohnern und der Besatzung. Der Obere der Minoriten versammelte die Ordensbrüder in der Kirche, ermahnte sie zu christlicher Hingebung, und sandte den Bruder Anselm an die Aebtissin der Clarisserinen, ihr das Verderben der Stadt zu berichten. Vor die Aebtissin geführt, hatte dieser seinen Jammerbericht kaum begonnen, als sie mit dem gebrochnen Schrei Dzialynzky! ohnmächtig in die Arme der Nonnen stürzte. Es war Dzialynzky ihr ewig treuer Gatte! Nachdem er jahrelang getrauert hatte, und nur sein Sohn ihn noch das einzige Band war, was ihn an diese arme Welt knüpfte, trat er, sobald Jaczek im Jünglingsalter war, in Sbignews Obsorge anvertrauend, ins Minoritenkloster zu Zawichost, wo er, ohne es zu ahnen, seit Jahren der heißgeliebten schwervermißten Gemahlin so nahe lebte, und oft von der frommen Schwester Anna, so wie sie von dem gottesfürchtigen Bruder Anselmus hörte.

Von Sbignew nach Sendomir geladen, *) waren die Minoriten nebst den Nonnen, in einer verlassenen Kirche gemeinsam untergebracht worden. Auch hier machte die Strenge der Ordensregeln jede Begegnung unmöglich. Bis der allgemein hereingebrochne Untergang, der alle Bande brach, auch dieses löste. Der Befreier der Geliebten aus Mongolenmacht mußte ihr nun den Untergang durch eben diese Horden ankündigen!

Auch er hatte die theure Stimme erkannt, und

---

*) Daher war es gekommen, daß beide Orden den Untergang zu Zawichost entgangen waren.

erfuhr, zu Annas Füßen kniend, daß sie für ihn den Schleier genommen. Weinend gab er ihr nun die Kunde, die sie mit verklärten Blicken empfing. »Freue Dich mit mir,« sprach sie mit himmlischen Entzücken, »der Tag der Vereinigung naht heran, und im Paradiese sehen wir uns wieder.« Zögernd kehrte er auf ihren Wink zu den Brüdern zurück, die mit stummen Umarmungen von einander Abschied nahmen, worauf sie zum feierlichen Gottesdienste nach der Kirche wallten. Die Nonnen versammelten sich auf dem Chore, den Bußpsalm anstimmend, als plötzlich Tosen und Lärmen das Herannahen der Unmenschen ankündigte. Bürger und Krieger in verderblicher Unordnung unter einander gemischt, kämpften die Polen, ihrer Führer beraubt, gegen das übermächtige Feindesheer. Brandpfeile und Feuerbrände flogen in die Stadt, an vielen Orten brach die Flamme hervor, die Verwirrung verhinderte die Brunst zu hemmen. Die Gluth wuchs in Windeseile zum wilden Flammenmeere, welches die ganze Stadt, und zuletzt auch das hölzerne Kloster ergriff. Im Augenblicke der höchsten Verwirrung, als Weiber und Kinder mit Jammergeheul aus den brennenden Häusern stürzten, die Männer zwischen den andringenden Stürmern und der verheerenden Gluth eingeklemmt, nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, erstiegen die Mongolen die Mauern, und begannen, trotz des erstickenden Rauches, und der sengenden Flammen, ihr Mordfest keines Alters schonend, mit doppelter Roheit und Wuth, das schwache Geschlecht mißhandelnd.

Endlich nahte ein Haufe der Bluthunde dem Nonnenkloster, wo sie neue Opfer witterten. Doch

vom Jünglinge Jaczeck, der seinen Vater dort wußte, geführt, warfen sich einige polnische Ritter der Horde entgegen. Ein Pole nach dem andern fiel unter den Streichen der Heiden, zuletzt auch Jaczeck. Das Gebrüll der Unmenschen drang mit dem Röcheln der Sterbenden in die Kirche, wo Hochaltar und Chor bereits in Flammen standen. Nun krachte, unter den Aexten der Mongolen, die Kirchenthüre in Trümmern zusammen, die Wüthriche drangen ein, doch da warfen die Priester sich den Unmenschen entgegen, und bis diese unter den Streichen der Schlächter gefallen waren, hatten die Nonnen alle, laute Hymen anstimmend, sich in die dichteste Gluth gestürzt! Ein Minoriten Leienbruder, welcher bloß verwundet von den Mongolen gefangen mitgeschleppt wurde, später aber die Freiheit wieder erlangte, erzählte den Hergang. Auch Jaczeck scheint ein ähnliches Geschick gehabt zu haben, denn die noch heut zu Tage in Polen blühenden Dzialynsky erkennen ihn als ihren Anherrn.

Im Archive der Collegiatkirche zu Sendomir findet man noch die Nahmen der neunundfünfzig Nonnen, die mit ihrer Oberin den Flammentod der Schmach vorzogen, auf einem alten Pergamentblatte verzeichnet. Ihre Gebeine wurden lange Zeit in der Marienkirche zu Sendomir als Reliquien aufbewahrt, und ihr Gedächtniß am zweiten Juni gefeiert. Späterhin wurden ihre Reste nach der wieder hergestellten Minoritenkirche übertragen, und neben dem dahin versetzten Grabe der heiligen Przimislawa beigesetzt. Wo die Gebeine der ermordeten Priester ruhen, weiß man nicht.

Das Kloster zu Zawichost wurde nicht wieder aufgebaut. Wenige Trümmer und die vertiefte Stelle des Brunnens verrathen nur die Stätte desselben. Oft soll man dort, in stiller mondheller Mitternacht, die Schatten der zu Sendomir ermordeten Nonnen, gewöhnlich die heiligen Schwestern genannt, paarweise, in weißen Gewändern, brennende Lichter in den Händen, auf den öden Trümmern des ehemahligens Klosters umherwallen sehen. So erzählt die uralte vom Großvater auf Vater, Sohn und Enkel vererbte, im Volke verbreitete Sage, welche das Andenken der Begebenheit unter den Landleuten erhält.

Der Blinde und sein Führer.

(Böhmische Sage.)

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte auf der Veste Bor, nächst der Stadt Pilgram, Raczek Zahora ein tapferer Ritter, aber ein wüster, wilder Kämpe, dem Becher Jagd und Dirnen mehr galten, denn Alles, was besseren Menschen lieb, heilig, oder mindestens achtungswerth ist. Wenn raubes Herbstwetter den wilden Jäger in seinen vier Pfählen festhielt, wann seine Jagd- und Zechgenossen just nicht auf Besuch bei ihm waren, dann mußten Marinek der Vogt, und Przibko der Pfarrer des Ortes mit ihm bechern und lachen.

Przibko starb, und das Prager Consistorium schickte einen Andern an seine Stelle. Pa-

ter Benedict, so hieß der Nachfolger, war ein frommer nüchterner Mann, der sein Amt damit anfing, daß er allerlei Mißbräuche abschaffte, und seine Gemeinde gegen die Bedrückungen des Vogtes, zu sichern suchte.

Nach einigen Wochen fiel stürmisches Wetter ein, und der Ritter ließ nach seiner Gewohnheit den Pfarrer zum Imbiß laden. Benedict gehorchte, diese Achtung glaubte er dem Ritter, als seinen Gutsherrn schuldig zu seyn, auch ergriff er gern die Gelegenheit, den Unterthanen Zahoras das Wort zu reden, und vielleicht nach und nach ihn selbst auf bessere Gedanken zu bringen, und zu einem würdigeren Wandel zu vermögen. Er betrat die Veste und wurde in den Speisesaal gewiesen.

»Willkommen!« rief der Ritter ihm entgegen.

»Gegrüßet sey'st Du Heiland der Leibeigenen!« krächzte ihm der betrunkene Vogt zu.

»Nur niedergesetzt, Plättling« begann Zahora wieder, »setz Dich und laß sehen, ob Du das Bechern besser verstehst, als Dein Vorfahr.«

»Nimmer bin ich gekommen,« entgegnete Benedict,« bei einem Trinkgelag zu wetteifern. »Ein freundlich Mahl erwartete ich, ich sehe daß ich geirrt, und daher laßt mich Abschied nehmen, Herr von Bor.«

»Wird schon kommen,« lachte Zahora, »jetzt zech mit mir, und bring Deine Possen vor. Zum vollen Becher gehört ein lustiger Schwank. Bilde Dir nicht ein, daß Du eher heim kömmst, als bis Du Dich durch einen Sanf gelöst hast. Die Rüden hir, sollen, auf den Wink, Dir zeigen, daß dableiben das Beste ist.«

»Ein Mahl und nimmer!« beschloß der seltsam

überraschte Priester. »Mag mirs vielleicht gelingen, ein verhärtet Gewissen durch Schwänke zu erweichen.« Darauf setzte er sich an die Tafel und begann zu erzählen von einem Ritter, indem Zahora sich trefflich abkonterfeit sah, wie er lange ein wüstes Treiben geführt, und zuletzt den Lohn seiner Sünden erhalten. Des Ritters Geduld, bis ans Ende hinzuhalten, hatte er allerlei Possen mit eingemengt, und schloß mit dringend ermahnenden Worten, drohend mit den Strafen dieses und jenes Lebens.

»Hast Deine Sache listig eingefädelt, Schwarzrock« höhnte Zahora, »so hast Du mich doch dahin gebracht, eine Predigt von Dir zu hören. Du erweckst mir Lust zu mehreren; inzwischen magst Du einige Zeit im dunklen Kämmerlein darüber nachdenken.« Und somit ließ er ihn nach einem unterirdischen Loche der Veste führen, welches als Kerker diente, und nach zweiundzwanzig Tagen, mit dem Bescheide entlassen, nie mehr sich in des Burgherrn Thun und Treiben zu mengen.

Der Mißhandelte reis'te nach Prag, und wollte nicht mehr nach Bor zurückkehren. Das Consistorium lud den Frevler nach Prag. Zahora, der die Macht der Geistlichkeit seit Karl IV. Regierungsantritt kannte, hatte nicht den Muth seine Sache zu vertreten, für die er doch nirgends einen Anwald fand, stellte sich krank und versprach goldne Berge, wenn er sich der Rückkehr des frommen Vaters erfreuen dürfe.

Mehr begehrte das Consistorium nicht. Benedict traute den Heuchelworten, kehrte zurück, ward alsobald ergriffen, einige Zeit in den Thurm geworfen, dann geblendet und mit Hunden fortge-

hetzt. Zerfleischt und halb todt blieb der blinde Greis am Wege liegen. Freiwillig both ein Schäfer sich dem Leidenden zum Führer an, und brachte ihn nach Prag.

Seine Wunden waren geheilt, sein Augenlicht aber dahin. Ein Zug Begleiter hatte sich angeschlossen, seine Klage zu unterstützen, denn in jedem Orte hatte der Schäfer die Geschichte erzählt. Der gerechte Kaiser ließ den Verbrecher vor sein Angesicht bringen, der nun Hab und Gut zur Sühne both. Doch Karl entschied: »Damit ist's vorbei. Der Geblendete braucht Unterhalt und Pflege, das sichert der Ertrag Deines Gutes; er bedarf eines sicheren Führers, und zu diesem bist Du ausersehen. Dem Hunde gleich, der sonst die Blinden leitet, sollst Du ihn bei jedem Schritte, den er thun will, sei es bei Tag oder Nacht, leiten; seiner sorglich pflegen und warten, sonder Rast und Ruh. Und wisse, daß die erste Fahrlässigkeit Deine eigenen Augen kostet, des Priesters Tod Dein Tod sein wird!«

Dem geschah so. Täglich mußte nun Zahora das Opfer seines wilden Zornes schauen, mußte der Knecht seines Feindes, hinausgestoßen aus dem Taumel so lange gewohnter Vergnügungen, seine Tage als der Wächter eines blinden Greises verleben. Benedict wollte in Prag bleiben, so war auch er dort festgehalten, und mußte seinen Schimpf in der Hauptstadt zur Schau tragen, den Blinden nach und aus der Kirche, die er nie zuvor so häufig besucht hatte, durch die Gassen, kurz bei jedem Schritte führen; stets von vier bewaffneten Dienern umgeben, die jede seiner Mienen bewachten.

Der Anblick eines jeden Hundes mahnte ihn seiner Wälder, der gewohnten Jagdlust; jeder warf

ihm sein niederes, schimpfliches, sonst Thieren vertrautes Amt vor. Des Weines bis zum Uebermaße gewohnt, mußte er sich mit einem Krüglein Nachbier begnügen; gewohnt, seiner Zunge, wie seinen Begierden freien Lauf zu lassen, mußte er hier sich in die strenge Sittlichkeit fügen, welche in der Wohnung des Geistlichen herrschte; durfte sich keinen Augenblick entfernen, wenn er nicht durch die Söldner festgenommen werden wollte.

So verstrichen vierzehn Tage. Seine Wange war gebleicht, seine kräftige Gestalt gebeugt. Da sah er — der Blinde schlief so eben — da sah er durchs Fenster seinen Vogt Warniek vorübergehen, und rief ihn heran. Bei seinem Anblicke schmerzlich ergriffen, fragte Zahora, wie es zugehe, daß er nach Prag komme. »Auf die natürlichste Weise von der Welt,« entgegnete Warniek. »Der neue Pfleger, den der Kaiser sandte, hat Eure Veste jetzt inne, trinkt Euren Wein, jagt Euer Wild, und gab mir die Weisung: Eure Burg und ihren Bau augenblicklich mit dem Rücken anzuschauen. So stehts mit mir. Man sagt aber auch, daß es Euch nicht am besten gehen soll. Wenn dem so ist, mag ich nichts mehr mit Euch zu schaffen haben.«

Damit ging er, und Zahora knirschte mit den Zähnen, sich von seinem ehemaligen Knechte verhöhnt und verachtet zu sehen. Noch ein Mahl loderte sein wilder Zorn empor; waffenlos, wie er war, fiel er den schlafenden Greis mit den Händen an, und wollte ihn erdrosseln. Doch auf des Priesters erstes Stöhnen stürzten die Wächter herein, rissen den Rasenden weg, und führten ihn gefesselt nach dem Gefängnisse. Dort ließen sie ihn, und der

treue Hirt aus Vor ward des Geblendeten sorglicher Führer.

Mehrere Tage vergingen, während Zahora in der Tiefe des Thurmes Daliborka schmachten mußte, eh im sein Urtheil verkündiget wurde: daß er nun beide Augen verlieren sollte.

Er hörte es mit gewohntem Trotz und ging verhärtet in seiner Verstockung, festen Schrittes zum Altstädter-Ring, wo das Gerüst für ihn errichtet war. Als er aber hier, unter der Schar von Bütteln, welche ihm Hände und Füße an eine hölzerne Säule festbanden, auch seinen Vogt erkannte, der aus Noth Büttel geworden war, da schwand sein Trotz, plötzlich erschüttert, brach er in die Worte aus: »Ja furchtbar sind des Himmel Gerichte über mein Verbrechen gegen den frommen Mann! da derselbe Verworfene, der auf mein Machtwort Jenen des Augenlichtes beraubte, es jetzt auch mir nimmt. Nun denn, Judas Ischariot, thue Deines Amt's!«

Mehr todt als lebend ward Zahora nach seinem Verließ zurückgebracht, und bald fühlte er, daß sein Ende nahe sei. Er ward auch, schon am zweiten Tage, nach Vollziehung des Urtheils, matter und matter. Da bath er um den Beistand eines Priesters, und ausdrücklich um Benedict, den er muthwillig des Augenlichtes berauben lassen, und der vergebens an Karls Throne sein eifrigster Fürsprecher gewesen war.

Er kam. Zahora erbath seine Vergebung, und Benedict bereitete den reuigen Sünder zum Tode. — Des folgenden Tags schlief Zahora den ewigen Schlaf.

Der Ostermontag zu Seefeld.

(Oberösterreichische Legende.)

Hinter Seefeld, dicht an der Heerstraße von Insbruck nach München, erhebt sich, nun in finsteren Ruinen, die Veste Schloßberg, deren Pflege Herzog Leupold der Biedere dem Oswald Milser, einem Ritter aus uraltem Geschlechte anvertraute.

Oswald war ein gewaltiger, versuchter Kämpe, doch ein furchtbarer Blaubart, dessen ersten Thaten kleine Raubzüge waren. Dann ging es gegen die Prämonstratenser zu Wilten. Im Schneegestöber einer Winternacht tos'te vor der Frühmette, an der Pforte des Klosters, Hufschlag und Waffenklang, blutrother Fackelschein erhellte die dunkle Kirche, und wildes Geschrei drang hinein.

Die Pforte wich den gewaltigen Stößen, Oswald drang ein mit seiner Rotte, schleppte den Abt aus seiner Zelle, führte ihn gebunden zu Roß nach seiner Veste Klamm, bei Miemingen, und warf ihn dort, in des noch stehenden Wachthürmes unterstes Verließ, aus welchen ihn kein Machtgeboth, keine Drohung, nur der Bannstrahl befreite, welchen der päbstliche Legat Johann Cabrespino auf des Raubritters Haupt schleuderte.

Das Glück blieb Milsern fortwährend treu, und er trieb seinen Hochmuth bis auf den äußersten Gipfel, bis die rächende Vergeltung ihn urplötzlich aus seinem Taumel herausstieß.

Es war am Ostermontage des Jahres 1386, des nähmlichen Jahres, in welchem Leupold mit seinem herrlichen Schlacht- und Gewalthaufen von

Grafen und Herren, von jenen verachteten »nackten Bauern,« die im Linnenkittel, statt des Schildes ein Brett am Arme, sich in die eisernen Reihen warfen, erschlagen wurde; sammt all den hoffärtigen Herren, welche die Bauern mit Füßen zertreten, die Buben alle erstechen, und ihnen wieder einen Herrn geben wollten; nachdem sie vergebens des Herzogs Narr Heinrich von Uri gewarnt, und die glänzenden jungen Fante dem alten Freiherrn Hanns von Hasenburg, einem ergrauten Kriegsmanne, auf seine Warnung: Hoffart sei zu nichts gut, antworteten: Hasenburg habe halt ein Hasenherz.

An diesem Ostermontage zog der Milser mit einem stattlichen Gefolge den Schloßberg hinunter nach der Kirche zu Seefeld. In seinem wahnsinnigen Hochmuthe ließ er dem Pfarrer wissen, daß er nach dem Amte das Abendmahl nehmen wolle; doch nicht eine gewöhnliche, kleine Hostie, sondern eine große, wie der Priester sie nimmt. Eine so kleine, wie die andern Leien sie genießen, sei für den Milser zu schlecht. Auf jeder Weigerung stehe der Tod.

Er umringte den erschreckten Priester, das erstarrende Volk mit seinen Bewaffneten, daß alle Wände des Gotteshauses von dem Glanze der Hellebarden und Harnische schimmerten. Als die Messe zu Ende war, trat Oswald Milser, das Schwert an der Seite, das Barret auf dem Haupte, zur Linken des Hochaltars. Der schreckbetäubte Priester reichte ihm die verlangte größere Hostie — doch plößlich — so erzählen die Legende und die Sage im Munde des Volkes, so stellen stumme und redende Denkmahle die Begebenheit vor — plötzlich wich der Boden unter dem Frevler, und er sank bis

an die Knie hinunter! Erbleichend faßte er in Todesangst mit beiden Händen den Altar, wo noch heut zu Tage die Spuren der, gleich in weiches Wachs, in den Stein gedrückten Finger zu sehen sind.

Der Priester zog die hingereichte Hostie zurück, und half — während das Volk mit Grausen nach allen Seiten floh, während selbst seinen eisernen Raubgenossen das Herz in der starren Brust erbebte, und das Haar sich sträubte, dem Sünder aus der Einsenkung heraus. Wie von einem unsichtbaren Flammenengel getrieben, hatten indeß all seine Gesellen die Wunderstätte geflohen. Leer war das Gotteshaus, das kaum einen Augenblick vordem von Menschen strotzte. Einen einzigen, frommen, treuen Knecht Oswalds, der seinen Herrn von Kindheit an gekannt und geliebt hatte, hielt Theilnahme und Sorge zurück.

Einen Blick voll Zerknirschung warf Milser auf den Altar, gürtete sein sieggewohntes Schwert von den Lenden, nahm sich jedes Zeichen der Ritterschaft ab, reichte das Alles seinem greisen Diener hin, und befahl ihm, nach dem Schloßberge zu eilen, treulich und eindringend dort zu berichten, was er hier gesehen, und der Gattin sein letztes Lebewohl zu bringen, denn er schaue seine Burg hinfür nicht mehr. Nach Stamms wolle er ohne Säumen eilen, um dort vom Abte die Aufnahme als Laienbruder und Büßer zu erflehen.

Noch voll des Schreckens und Schmerzens entledigte der treue Knecht sich des bitteren Auftrages. Brunhild aber, Oswalds Gemahlin, die stolze Starkenburgerin, noch tiefer verblendet im Hochmuth als Milser selbst, schalt den Greis einen alten Lügner und vermaß sich:

»Eh werden diesem dürren Stock im rauhen Märzen Rosen entsprießen, als Deine Bothschaft sich als wahr erhärten!« Und im Grimme ließ sie den Bothen aus dem Fenster in den Schloßgraben stürzen! Als ihr Auge wieder auf den dürren Stock fiel, glänzten drei Rosen darauf. Das traf sie sengend ins Hirn, im furchtbarsten Ausbruche des Wahnsinns stürzte sie zu Boden, raffte sich auf, und rannte — unter nimmeraufhörendem Weheruf, Haupt und Brust zerschlagend, sich mit den Nägeln zerfleuschend und im schönen Haar wüthend, aus dem Schloße in die Wildniß des Forstes hinaus, unter die wilden Thiere, die vor der, selbst zum Thier gewordenen, scheu zurückwichen, und stürzte, nachdem ruhelose Verzweiflung sie lange von Stätte zu Stätte getrieben, zuletzt sich in einen Abgrund.

Oswald aber war ohne Zögern ins Kloster getreten, blieb in allen Bußübungen der Strengste, in allen Entsagungen der Erste. Mit ihm starb der Stamm und Nahmen seines Geschlechts aus. Seine Ehe war kinderlos gewesen, und sein Brudir Cristoph folgte ihm zum Pristerstande und in den Tod nach. Oswald hatte gewünscht, aus dem grünsamtnen Wappenroke, und dem dunkelrothen Barrete, welche er an jenem Schreckenstage getragen, ein Meßgewand verfertigt zu sehen. Es wird noch heutzutage zu Stamms aufbewahrt und gezeigt. Ferners bath er, daß sie ihn unter die Schwelle der Blutkapelle, wo seine Väter ruhen beerdigen möchten, daß keiner, der ihn und seine Hoffart mit Füßen träte, seine Grabstätte wisse. Bei späterer Erweiterung der Kapelle kam sein Grab etwa drei Schritte vom Eingang zu stehen, heutzutage macht ein Kreuz die Stelle kenntlich.

Oswald verschied 1388 Eine Tafel mit lateinischen Versen am Eingange in die Blutkapelle, erzählt dem Wanderer diese Begebenheit. Ein Freskobild von der Meisterhand Joseph Schöpfs (eines Zöglings dieses Klosters; Freund des Künstler in Erz, Zauners Schüler von Mengs und Knoller, geboren im nahen Dorfe Telfs am 2. Februar 1745) welches die Hinterwand der Kapelle ziert, verewigt die alte Legende.

Die Belagerung von Friesach.

(Innerösterreichische geschichtliche Skizze.)

Seit Erzbischof Gebhard von Salzburg die Burg auf dem Peters- oder Geiers-Berge erbaut hatte, war Friesach der festeste Ort in den kärnthnischen Besitzungen des salzburgischen Stuhles, wurde aber eben darum, in den Fehden der Kärthner Herzoge und der Erzhirten von Salzburg am härtesten mitgenommen. Als im letzten Jahrzehend des eilften Jahrhunderts den fromme Thiemo dem eingedrungenen, herrschsüchtigen Bernhard den Krumstab nicht überlassen wollte, verfolgte Ulrich Starkhand, der tapfere Markgraf von Kärnthen und Beschützer des Usurpators, den Erzhirten mit Feuer und Schwert. Mit ihm waren die Brüder Weningaud und Rudolph von Wittenwald, dann Poppo Graf von Zeltschach. Seit fünf Jahren bereits wurde das feste Friesach belagert da wurde Thiemos Heer bei Zeltschach völlig geschlagen, und er selbst, auf der Flucht

nach Kärnthen auf dem Tauern, sammt seinen Verwandten und Dienstmannen gefangen. Die Sieger schleppten ihn vor Friesach, und forderten stürmisch die Uebergabe der Stadt als Preis seiner Lösung. Und als er diesen Antrag standhaft verwarf, ließ Ulrich Starkhand vom Neuen stürmen und den Erzbischof an jenen Ort stellen, wohin die Friesacher den dichtesten Pfeil- und Steinhagel schleuderten, daß er entweder durch die Waffen seiner eigenen Unterthanen umkommen, oder diese, durch den Anblick ihres ehrwürdigen Oberherrn bestürzt, vom Widerstande ablassen und die Stadt übergeben sollten.

Die edlen Friesacher aber verloren die Fassung keinen Augenblick. Sie schonten den Platz, wo ihr Herr und Vater stand, über dessen unwürdiges Schicksal sie in Wuth geriethen, und wendeten ihre Bogen und Schleudern desto nachdrücklicher nach den andern Seiten, wichen nicht von den Mauern und schlugen auch diesen Sturm zurück. Da trat Starkhand, wüthend über die mißlungene List, zum gefangenen Thiemo, und drohte voll Grausamkeit: »Du trittst mir sonder Verzug Friesach ab, oder zur Stunde laß ich Deine Blutsverwandten vor Deinen Augen hinrichten! »»Da sey Gott für!«« antwortete der fromme Priester, daß ich mein oder meiner Verwandten kurzes Leben durch Güter erkaufe, die nicht mein sind, die ich der Kirche treu verwalten muß. Die treuerfüllte Pflicht gilt mir mehr als das arme Leben.«« Schäumend vor Wuth, gab der grausame Markgraf den Befehl, die Drohung augenblicklich zu erfüllen, und Thiemos Verwandte wurden vor seinen Augen hingeschlachtet. Mit apostolischer Festigkeit verwies er den Henkern dieß grausame Verfahren an Unschuldigen,

weissagte drohend des Himmels Rache, und wurde nach einer andern Veste geschleppt.

Friesach blieb unbezwungen.

Nach fünf und zwanzig kurzen Jahren, wurde Friesach abermahls der Schauplatz blutiger Gräuel. Engelprecht, des Kärnthnerherzogs Heinrich III. Bruder belagerte Friesach, entrüstet, daß Bischof Hildebold von Gurg als Kastellan des Erzbischofs von Salzburg zu Friesach saß. Mit starker Heeresmacht zog er vor Friesach und erstürmte die Stadt. Die Hochveste aber wagte er nicht zu berennen, besorgt, ihren Besitz mit allzugroßem Verlust zu erkaufen, oder gar bei einem mißlungenen Angriffe Vortheil und Ehre einzubüßen. Darum änderte er die Belagerung in eine Blokade um, ließ auf den nahen Felsenhöhen drei feste Schlösser errichten, und hielt die Veste so eingeschlossen, daß fast Keiner aus noch ein konnte. Dazu zwang er die Friesacher noch, ihm täglich dreihundert wehrsame Männer zu stellen. So eng er aber die Bischöflichen eingeschlossen hielt, so fand Hildebold doch Gelegenheit, einen Bothen an den, wegen seinem Sinn für Recht so weit berühmten Markgrafen von Oesterreich, Leupold den Frommen, zu senden, ihn zum Beistande zu entbiethen. Zugleich war er so vorsichtig, eine Summe Geldes mitzusenden, damit der Fürst, falls er daran Mangel hätte, sogleich Söldner anwerben könnte. Denn dazumahl hilt kein Fürst ein stehendes Heer, die Kriege wurden mittelst des Heerbannes und der Söldner geführt, die man beim Ausbruche eines Krieges warb, und im Frieden wieder entließ.

Der Bothe kam glücklich nach Neuburg, und entledigte sich seines Auftrages. Während nun

Engelprecht zufrieden mit den errungenen Vortheilen, vor der eingeschloßnen Veste lag, in unbetrübter Zuvorsicht der Uebergabe gewärtig, kamen, wie aus den Wolken gefallen, die Oesterreicher herbei, schlugen die Belagerer von Friesach weg, erstiegen die drei Zwingburgen und brachen sie. Die Früchte des Sieges zu erndten überließen sie Hildeboldén. Engelprechts Starrsinn war durch sein Unglück nicht gebrochen worden. Nach Abzug der Oesterreicher setzte er die Belagerung von der Stadt aus fort, hatte aber zu viel verloren, um seinem Gegner länger gefährlich zu sein. Schlau und vorsichtig lockte ihn Hildebold aus Frisachs festern Mauern heraus. Der Bischof zog mit einer Schar aus der Veste, mit dem Anscheine als wollte er Vieh von der Weide nach der Burg treiben. Während nun Engelprechts Kriegsvolk, aus dem festen Friesach herausbrechend, über Hildebolds Häuflein herfiel, brach Graf Sibilich, den Hildebold mit einer erkornen Schaar in den Graben, zwischen der Veste und dem Gebirge, in Hinterhalt gelegt hatte, plötzlich in den Rücken der Kärthner und das, von zwei Seiten bedrängte Heer der Feinde löſte sich in wilde, wirre Flucht auf.

Nicht eitel oder übermüthig durch seinen Sieg, both Hildebold dem Herzoge Frieden und hundert Mark Silbers, wenn er die entrissnen Kirchengüter freiwillig wieder abträte. Engelprecht aber, zu stolz, dem Priester den Ruhm zu gönnen, als habe er ihn mit Waffenmacht bezwungen, wies den Antrag schnöde zurück, das ungewisse Waffenglück aufs Neue erprobend. Der friedfertige Hildebold, welcher sah, wie das Land, und besonders die arggeplagten Friesacher sehnlichst Frieden

wünschten, und ihn diesen Wunsch herzlich mit einstimmte, brauchte nun eine wirksame List. Er bediente sich nähmlich des von Engelprecht verschmähten Geldes, um Einige der herzoglichen Dienstmannen und Söldner zu gewinnen, welche, der Sache, die sie bisher verfochten, überdrüssig, gern dorthin gingen, wo das Recht war. So verstärkt nahm Hildebold die geraubten Kirchengüter nach und nach den Kärnthnern mit Gewalt ab, und ließ überall an die Thore das Kreuzzeichen und diese Unterschrift heften:

Im Nahmen des allmächtigen Gottes untersage ich diese Güter dem Herzoge.

Dieß jagte Engelprechts Krieger in Furcht, und nur gezwungen, getrauten sie sich mit Gottes Streitern zu schlagen; dieß erschütterte das Gemüth des Herzogs selber so sehr, daß er zur großen Verwunderung seiner Edlen und Ritter, mit Eins alle Feindseligkeiten einstellte und freiwillig Hildebolds Forderungen nachgab.

Seinen unzufriedenen Großen, die ihr Erstaunen darüber laut zu erkennen gaben, antwortete er auf den Vorwurf: daß er die todten Worte eines Pfaffen *) fürchte.

*) Das Wort Pfaff hatte im Mittelalter keinen verächtlichen, beleidigenden Nebenbegriff, wie heut zu Tage. Es hieß Priester und weiters nichts. Sein Entstehen verdankt es der Abkürzung der lateinischen Worte: Pater fidelis, animarum fidelium (Gläubiger Vater, gläubiger Seelen) mit deren Anfangsbuchstaben (P. f. a. f.) sich Priester zu unterzeichnen pflegten. So wie die im Volke gebräuchliche Redensart: »Der ist rips.« statt er ist fort oder todt, von den Anfangsbuchstaben der lateinischen Grabschrift: requiescat in pace sancta.

»Ich fürchte nicht sowohl den Spruch des Bischofs, als den Muth seiner Unterthanen, welche mit ihren rostigen Waffen mich und meine feigen Krieger überall verfolgen, und bei fortdauerndem Kriege noch vor aller Welt zu Schanden machen würden.

Friesach wurde darauf vom Grunde aus neu erbaut, so zwar, daß die alte Stadt zur Vorstadt wurde. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts aber wurde sie von den Böhmen, unter dem wilden Milota von Rosenberg, trotz des heldenmüthigen Widerstandes der Einwohner unter Prösing und Otto Ungnad, so mit Feuer und Schwert verheert, daß von Kärnthens größter Stadt nicht mehr als dreihundert Einwohner übrig blieben. Zwar erhob sich Friesach theilweise wieder empor, gelangte aber nie wieder zum vorigen Glanze.

Die Braut von Hueben.

(Oberösterreichische Sage).

Hinter der Kreuzkapelle bei Hueben steht eine einsame Hütte. Darinnen wohnte vor Zeiten ein schönes frommes Mädchen, das einem armen Burschen aus der Nachbarschaft herzlich gut war.

(Er ruhe im heiligen Frieden.) (R. i. p. s.) und das Wort Feudum, Lehen, von den Anfangsbuchstaben (F. e. u. d. v. m) der Formel: Fidelis ero ubique, domino venerando meo.) Ich werde meinem verehrten Herrn überall treu sein) herkommt.

Bei seiner Armuth und dem Geitze ihrer Verwandten hofften die Liebenden bloß auf ihrer Hände Erwerb. Ihr Bruder aber, der dem dürftigen Freier höchst gram war, warf ihn eines Tages, als er ihn bei dem Mädchen überraschte, zum Hause hinaus, mit dem höhnischen Bescheid, seine Schwester werde, statt eines solchen Schluckers, einen reichen Mann aus der Nachbarschaft heimführen.

Seitdem wagte sich der arme Michael nicht wieder in die Hütte der Geliebten. Aber in stiller Nacht erklimmte er eine nahe Höh' und rief mit kläglicher, herzzerschneidender Stimme ihren Nahmen in die Oede hinaus; während dem Mädchen im stillen Kämmerlein das bange Herz brechen wollte bei dem Klange der lieben Stimme. Doch ihr Bruder und der reiche Freier mißgönnten dem Armen auch diesen Trost, und vertrieben ihn mit Steinwürfen und Büchsenschüssen. Angelegentlich wurde die Hochzeitfeier mit dem reichen Nebenbuhler betrieben, und das von allen Seiten bestürmte, hülflose Mädchen sprach zuletzt ihr trauriges Ja.

Mit unbarmherzigem Hohne luden sie den armen Michael zum Hochzeitfeste. Der Unglückliche kam wirklich. Nur ein Mahl noch wollte er die Geliebte sehen, vor dem Abschiede auf immer. Die Brautleute wurden zur Kirche geführt, die Trauung vollzogen. Als aber der Tanz beginnen sollte, konnte Michael die Last des Jammers nicht länger ertragen; weinend und Hände ringend stürzte er in das nahe Gehölz hinaus.

Die blasse Braut äußerte den Wunsch mit ihrem verdrängten Liebhaber den Brauttanz zu eröffnen. Da eilten Bruder und Bräutigam hinaus, ihn zu suchen. Der aber hatte seine Leiden gewalt-

sam geendet und sie fanden ihn an einem Baume hängend.

Die Hochzeitslust war nun in Trauer umgewandelt. Die junge Frau folgte dem Ermordeten ins Grab. Die Familien der Urheber dieses Unheils geriethen nach und nach in immer tieferen Verfall. Noch aber steht die einsame Hütte im Föhrenwalde, und noch erzählt man dort die Geschichte dieser rührenden ersten Jugendliebe.

Erasmus Lueger.

(Innerösterreichische geschichtliche Skizze.)

Einer der kühnsten Selbsthelfer, der unbändigsten Wildfänge, wie nur das ausgeartete Ritterthum sie hervorzubringen vermochte, war Erasmus von Lueg, der Letzte seines Stammes und Nahmens, ein kühner Partheigänger, ein versuchter Krieger und furchtbarer Fechter; aber rauh und wüst wie der Urwald um seine Stammburg, und jedem sanften Gefühle unzugänglich, nur für Jagd und Krieg einen Sinn tragend.

Man hatte, um seines Stammes Willen, dem Manne, der vom Erker des einsamen Höhlenschlosses, selten nach Menschen, desto öfter nach Bären, Wölfen und Hirschen hinauslugte, eine Gemahlin (geborne Ungnad) aufgedrungen; doch er liebte sie nicht, zeugte keine Kinder mit ihr und verlor sie bald durch den Tod, ohne deroб zu trauern.

Sein einziger Freund, sein Vater, sein Lehrer in der Kriegskunst, ein Ideal von Heldengröße war

Bei seiner Armuth und dem Geize ihrer Verwandten hofften die Liebenden bloß auf ihrer Hände Erwerb. Ihr Bruder aber, der dem dürftigen Freier höchst gram war, warf ihn eines Tages, als er ihn bei dem Mädchen überraschte, zum Hause hinaus, mit dem höhnischen Bescheid, seine Schwester werde, statt eines solchen Schluckers, einen reichen Mann aus der Nachbarschaft heimführen.

Seitdem wagte sich der arme Michael nicht wieder in die Hütte der Geliebten. Aber in stiller Nacht erklimmte er eine nahe Höh' und rief mit kläglicher, herzzerschneidender Stimme ihren Nahmen in die Oede hinaus; während dem Mädchen im stillen Kämmerlein das bange Herz brechen wollte bei dem Klange der lieben Stimme. Doch ihr Bruder und der reiche Freier mißgönnten dem Armen auch diesen Trost, und vertrieben ihn mit Steinwürfen und Büchsenschüssen. Angelegentlich wurde die Hochzeitfeier mit dem reichen Nebenbuhler betrieben, und das von allen Seiten bestürmte, hilflose Mädchen sprach zuletzt ihr trauriges Ja.

Mit unbarmherzigem Hohne luden sie den armen Michael zum Hochzeitfeste. Der Unglückliche kam wirklich. Nur ein Mahl noch wollte er die Geliebte sehen, vor dem Abschiede auf immer. Die Brautleute wurden zur Kirche geführt, die Trauung vollzogen. Als aber der Tanz beginnen sollte, konnte Michael die Last des Jammers nicht länger ertragen; weinend und Hände ringend stürzte er in das nahe Gehölz hinaus.

Die blasse Braut äußerte den Wunsch mit ihrem verdrängten Liebhaber den Brauttanz zu eröffnen. Da eilten Bruder und Bräutigam hinaus, ihn zu suchen. Der aber hatte seine Leiden gewalt-

sam geendet und sie fanden ihn an einem Baume hängend.

Die Hochzeitslust war nun in Trauer umgewandelt. Die junge Frau folgte dem Ermordeten ins Grab. Die Familien der Urheber dieses Unheils geriethen nach und nach in immer tieferen Verfall. Noch aber steht die einsame Hütte im Föhrenwalde, und noch erzählt man dort die Geschichte dieser rührenden ersten Jugendliebe.

Erasmus Lueger.

(Innerösterreichische geschichtliche Skizze.)

Einer der kühnsten Selbsthelfer, der unbändigsten Wildfänge, wie nur das ausgeartete Ritterthum sie hervorzubringen vermochte, war Erasmus von Lueg, der Letzte seines Stammes und Nahmens, ein kühner Partheigänger, ein versuchter Krieger und furchtbarer Fechter; aber rauh und wüst wie der Urwald um seine Stammburg, und jedem sanften Gefühle unzugänglich, nur für Jagd und Krieg einen Sinn tragend.

Man hatte, um seines Stammes Willen, dem Manne, der vom Erker des einsamen Höhlenschlosses, selten nach Menschen, desto öfter nach Bären, Wölfen und Hirschen hinauslugte, eine Gemahlin (geborne Ungnad) aufgedrungen; doch er liebte sie nicht, zeugte keine Kinder mit ihr und verlor sie bald durch den Tod, ohne derob zu trauern.

Sein einziger Freund, sein Vater, sein Lehrer in der Kriegskunst, ein Ideal von Heldengröße war

ihm der edle, aber gleich ungestüme, gleich unglückliche Andreas Baumkircher, dessen Heldengeist, und der Gefahr kühn trotzende Tapferkeit, auf ihn übergegangen war. Zweimahl hatte er bei der Rettung Friederich IV. an Baumkirchers Seite gekämpft, wäre auch den gleichen Tod zwischen den Muerthoren mit ihm gestorben, wenn ihn nicht die Ausrichtung eines vom Kaiser aufgetragenen Geschäftes entfernt gehalten hätte.

Als er des Helden blutigen Ausgang erfuhr, weinte er seit seinen Knabenjahren die ersten Thränen, klagte laut über die That, die er offen einen Mord nannte, betheuerte des Gefallnen Unschuld, und wollte zur Stunde sich los sagen vom Dienste des Kaisers, der sich so leicht und so oft gegen seine bessere Ueberzeugung schädlichen Einflüsterungen hingab. Friederich IV. aber, welcher wohl wußte, wie ersprießlich ihm Luegers Dienste gewesen waren, suchte ihn durch herablassende Güte zu gewinnen, was ihm, besonders durch die eifrigen Bemühungen des leutseligen, allgeliebten Max gelang. Erasmus blieb also am Hofe, aber die Welt war für ihn ausgestorben, tod und öd, seitdem der Einzige gestorben war, für den er Ehrfurcht gefühlt hatte. Auf der weiten Erde hatte er nun keinen Freund, und von allen lebendigen Wesen liebte er keines, als seinen schnaubenden Streithengst, der daran gewohnt war, keinen Andern, als seinen Herrn, zu tragen, und ein Paar große Rüden, die berühmt waren im Fangen der Bären und Wölfe. Baumkirchers Schatten stand überall vor seiner Seele, und umschwebte ihn sogar im Schlafe.

Einst hatte er den Kaiser, als Hauptmann der Leibwache, nach Frankfurth geleiten müssen. Da

saß er mit andern Edlen beim Gelage, und munter ging der Becher herum. Das Gespräch, an dem bloß Erasmus keinen Antheil nahm, kam auf die Helden des Vaterlandes. Ein alter Saurau behauptete, der Baumkircher sey der Held des Jahrhunderts gewesen, nie würde einer aus ihnen diesen erreichen. Alle stimmten bei, betrauerten das blutige Ende des Helden; aus vollsten Herzen Lueger. Der hochfahrende Marschall von Pappenheim aber, Baumkircher's alter Feind und Neider, schalt diesen einen Aufrührer, den die gerechte Strafe ereilt hätte, und seine Thaten tollkühne Wagnisse. die das Glück begünstigte.

Schäumend vor Wuth sprang Erasmus bei dieser Lästerung auf, und riß sein Schwert heraus. »Wiederrufe, oder ich ermorde Dich!« donnerte er dem Marschall zu. Dieser aber weigerte sich stolz, und zog sein Schwert entgegen. Augenblicklich begann der Kampf, und eh die Andern es zu hindern vermochten, sank Pappenheim mit gespalteten Haupte zu Boden. »Flieh Erasmus! Flieh« riefen seine Freunde Luegern zu, doch dieser begab sich ruhig nach seiner Wohnung, und legte sich zu Bette. Um Mitternacht weckte ihn Waffengeklirr, Geharnischte drangen in sein Gemach, und eh er sein Schwert gegen sie zu schwingen vermochte ward er umringt und rücklings zu Boden gerissen. »Bindet ihn, und schleppt ihn ins unterste Verließ, den Mörder meines Bruders! dort werde ihm der verdiente Tod durch Henkershand!« kreischte eine wiederliche Stimme, aus dem Helmsturze eines, vom Haupt bis zum Fuß Geharnischten. Und augenblicklich wurde Erasmus fortgerissen, mit schweren

Fesseln belastet, und in einen dumpfen finsteren Kerker geworfen.

Acht Tage hatte er hier zugebracht, wo nur Wasser und Brod seine Nahrung wär, die unsichtbare Hände ihm durch eine Maueröffnung zuschoben. Am neunten Tage rasselten seines Kerkers Thüren plötzlich auf, schwarz Gerüstete mit Spießen und Fackeln drangen herein, nahmen ihm die Ketten ab, und führten ihn durch lange Gänge, in einen Saal, dessen Wände mit schwarzen Tüchern ausgeschlagen war. Im Hintergrunde saßen, an einer schwarzbehängten Tafel, die Richter in schwarzer Kleidung. Auf Einen Blick hatte Lueger sie überschaut. Es war keiner darunter, der nicht sein alter abgesagter Feind war.

»Teutschland kennt mein Geschlecht. Euch Allen bin ich wohl bekannt. Zur Sache« rief Erasmus den Richtern mit edlem Stolze zu, als sie ihn, nach herkömmlicher Weise, nach Geschlecht, Stand und Nahmen fragten. Nun traten des Pappenheimers Verwandte auf, und klagten Luegern des Mordes und Landfriedenbruches an.

»Er lästerte meinen Freund, er wollte nicht widerrufen; so forderte ich die Genugthuung, wie sie dem Ritter und Krieger ziemt,« erwiderte Erasmus.

»So gesteht Ihr den Mord ein?« fragten die Richter.

»Keinen Meuchelmord. Er fiel im redlichen Zweikampf.« antwortete der Beklagte.

»Kennt Ihr die Gesetze des Landfriedens?« fragte der Oberrichter weiter.

»Ehre ist des Kriegers heiligstes Gesetz, und

das gebiethet Freundesschimpf nicht ungerochen zu lassen.« gab Lueger zurück.

»Giebt es keine Gerichte im teutschen Reiche?« versetzte drauf der Richter.

Da rief Lueger wild: »Was? ein benarbter Krieger soll sein Recht von Euch Federhelden erbetteln? Wehe meinem Vaterlande, wenn es dahin kommen soll! Macht meinem Daseyn ein Ende, ich wünsche nicht den Gräuel zu erleben!«

Der Vorsitzer befahl ihm in ein Seitengemach zu treten. Die Loose wurden gezogen, fünf weiße und sieben schwarze Kugeln rollten aus dem Topfe. So ward den Erasmus von Lueg das Todesurtheil verkündigt und der Stab gebrochen. Vergebens daß er an den Kaiser appellirte; der, hieß es, sey schon auf dem Heimwege, und habe strenges Recht befohlen.

»So sey es« rief Lueger unerschüttert, »Mag mein Haupt fallen. Des Nachrichters Schwert entehrt nicht mehr, seit es durch Baumkirchers Blut geweiht wurde.«

Er kam in ein lichteres, bequemeres, gleichwohl nicht minder schreckliches Gefängniß, weil Alle, die darin aufbewahrt wurden, dem sichern Tode entgegen sahen; auch wurden ihm leichtere Fesseln angelegt. Mit der Standhaftigkeit eines Mannes, der zu sterben weiß, erwartete Erasmus von Lueg voll Seelenruhe die letzte Stunde seines Lebens, schwatzte voll Heiterkeit und Sanftmuth mit den müssigen Gaffern, die ihn fast keine Stunde allein ließen. Gern sah er die wiederholten Besuche eines würdigen, in der Seelsorge ergrauten Geistlichen, mit dem er lange Gespräche über Zukunft und Unsterblichkeit führte.

So waren zwei Tage verflossen und der dritte brach an, der ihm zum letzten Lebenstage bestimmt war. Ruhig und einsam bereitete er sich zur langen Reise, ungetrübter Heiterkeit, eine dringende Sehnsucht nach Jenseits herrschte in seiner Seele. Draußen zechten seine von ihm reich beschenkten Wächter, innen war lautlose Stille. Da öffnete sich leise die Thüre und ein Franziskanermönch trat ein. Ehrerbiethig ging ihm Erasmus entgegen, und redete ihn an: »Ich danke Euch ehrwürdiger Vater, aber meine Rechnung mit dem Himmel ist bereits geschlossen; darum wünsche ich die letzten Stunden mir selbst zu leben.« Der Pater aber warf die Kappe auf die Schultern zurück und Erasmus erkannte den Edlen Bäraneck, der als Hofmeister, wie ein schützender Cherub an Friederichs Throne stand, der wenig solche Räthe zählte. Vergebens hatte er Baumkirchers Fall aufzuhalten gesucht. Jetzt, da wieder einer der Besten des Vaterlandes durch Henkershand fallen sollte, verließ Bäraneck, würdig seiner Ahnen, der steirischen Ottokare, heimlich des Kaisers Gefolge, und eilte zurück, die Unthat zu verhindern.

Lueger wollte sich in seine Arme werfen, Bäraneck aber trat einen Schritt zurück, legte den Finger auf die Lippen, und indem er ein Schwert und eine Feile aus den Falten seines Kleides zog, und Erasmus darreichte, flüsterte er ihm zu: »Hier die Werkzeuge Eurer Rettung. Benutzt sie, rettet Euer Leben. Der Kaiser braucht Männer wie Ihr. Eure Wächter findet Ihr schlafend. Schwimmt durch den Main, jenseits harrt Euer Kappe mit Rossen. Doch haltet Euch An-

fangs verborgen, bis wir des Kaisers*) Zorn besänftigt haben.« Damit verschwand Bäraneck, nachdem er seinen Freund herzlich hatte an die Brust gedrückt.

In Erasmus Brust erwachten nun neue Gefühle. Also lebte doch Ein Mensch, der ihn liebte, der seine Liebe und Achtung verdiente. Die Welt war ihm nicht mehr so ganz öde und wüst. Mild leuchtete der Abendstern durch das schmale Fensterlein seines Gefängnisses, milder ward auch sein unbezwingliches Herz. Der Glanz des Sternes erweckte in seiner Seele das Bild des ganzen gestirnten Himmels, der großen herrlichen Natur, die er noch nicht verlassen sollte. Unmerklich schlich die Liebe zum Leben, welches er zuvor gleichgültig hinwerfen wollte, sich in seine Brust ein. Er dachte seiner Heimath, seiner Getreuen, seiner Waffenbrüder, und sehnte sich herzlich hin. Schwert und Feile in den Händen überzeugten ihn, daß ihn kein Traum geneckt habe, und so harrte er ruhig der Stunde der Mitternacht entgegen. Endlich schlug sie, leise machte er sich auf nach der Thüre. Seine Wächter draußen lagen wie im Todesschlafe, so stark hatte der ihrem Weine beigemengte Schlaftrunk gewirkt. Nach kurzer Arbeit hatte die Feile seine Fesseln zerschnitten, er eröffnete sachte die Thür und schritt vorsichtig über die Schlafenden weg. Nach vieler Müh fand er, durch die dunklen Gänge die Pforte nach dem Hofe. Hier stand er stille, zog sein Schwert, küßte es und wollte sich leise und

*) Dem Kaiser war der Hergang von Luegers That durch des Pappenheimers Sippschaft falsch und partheiisch berichtet worden.

schnell aus dem Thore machen, sobald der Wächter sich abwenden würde. Wie er aber durch den Hof schritt, sprang ein grimmiger Bullenbeißer auf ihn los. Erasmus wollte ihn mit dem Schwerte durchstoßen. Eh er aber den Stoß führen konnte, sprangen seine schwarzen Rüden herein, und fielen über den Bracken her. Seit seiner Gefangenschaft waren sie nicht vom Thore des Kerkerhauses gewichen. Jetzt kamen sie zur rechten Stunde, ihrem Herrn, den sie witterten, zu helfen und zerstückten das wüthende Unthier. Erasmus kam indeß ans Thor. »Wer da!« brüllte es ihm entgegen, da galt es kein Besinnen. Auf den ersten Griff hatte er den Burschen das plumpe Gewehr entwunden, eh er es brauchen konnte, und voll Schreck suchte der Spießbürger das Weite.

Jetzt eilte Erasmus durch die Dunkelheit an den Fluß, warf sich hinein und schwamm hinüber. Seine treuen Hunde folgten ihm. Am jenseitigen Ufer fand er glücklich seinen Knecht mit den Rossen, und eh der Morgen zu dämmern begann, war er der größten Gefahr bereits entronnen. Sie wechselten nun die Kleider, reis'ten meist nur bei Nacht, und machten sich die Gesichter unkenntlich. An vielen Orten hörten sie erzählen: der von Lueg, habe Einen umgebracht, sey, zum Tod verurtheilt, aus dem Gefängnisse entsprungen, und nun in die Acht erklärt. Nach langer beschwerlicher Reise auf Um- und Abwegen, welche ihnen das Geld, womit der vorsichtige Hofmeister sie reichlich versehen hatte, sehr erleichterte, kamen sie an die Gränzen ihres Geburtslandes.

Tief kränkte es Erasmus von Lueg, daß er sich heimlich wie ein Dieb, durch die heimathlichen

Fluren stehlen, und seinen Nahmen, vor dem so oft stolze Feinde gezittert hatten, verbergen sollte. Doch eingedenk der Ermahnung seines Freundes, beschloß er, noch so lange verborgen zu bleiben, bis er von ihm Nachricht hätte, wie weit er mit seiner Verwendung am kaiserlichen Hofe gekommen sey. Gern hätte Erasmus sich nach einem seiner neueren Schlösser begeben, doch achtete er dort sich nicht hinlänglich sicher, und nahm den Weg nach seiner alten Stammburg, der Höhlenveste Lueg. In pechfinsterer Nacht, in einem Sturme, der Bäume zu Boden warf, und Felsen zerriß, suchte er durch die tausendjährigen Urforste, bloß von Blitzen geleitet, den Weg nach der Höhlenburg, in einer Steinwand der julischen Alpen. Mühesam und mit Lebensgefahr klommen sie den, vom Regen schlüpfrig gemachten Fußsteig hinan, nachdem sie ihre Rosse an Bäume gebunden hatten. Sie fanden die Brücke herabgelassen, das Thor der Burg offen, traten ein, und durchwanderten mehrere leere Gemächer. Schon wollten sie auf dem harten Boden ihr Lager nehmen, da hörten sie den Schall menschlicher Stimmen und schritten darauf zu. Lueger riß die Thüre auf, aus deren Spalten Lichtschimmer drang. Da saßen um eine Tafel, am Feuer, zwölf bewaffnete und zechten. Kaum gewahrten sie die Eintretenden, so sprangen sie auf und rissen die Schwerter heraus.

»Halt!« rief Lueger, indem er ihnen ein Faustrohr vorhielt, worauf sie zurückwichen. »Wer seyd Ihr und was wollt Ihr auf dieser Veste?«

»Wer bist Du?« rief einer der Männer entgegen, »was giebt Dir ein Recht zu dieser Frage?«

»Ich bin der Herr des Schlosses und will wissen, wer meine Inwohner sind!«

Jetzt betrachtete ihn die Bewaffneten genauer. »Er ists!« riefen sie, »es ist Lueger, unser Herr!« Auch Erasmus erkannte in den Männern seine eigne Reisigen, die er zur Bewachung der Veste zurückgelassen hatte. Sie erzählten, daß sie von seinem Unglücke gehört, und gestanden, daß sie seitdem vom Sattel und Stegreif gelebt hätten. »Vielleicht werde ich bald dasselbe müssen,« dachte Lueger, verzieh ihnen und behielt sie in seinem Dienst. Er und sein Begleiter labte und wärmte sich an Speise, Wein und Feuer, und nahmen dann am Boden ihr Lager, wo sie nach den Mühen des Tages besser ruhten, als mancher Held unserer Zeit auf seinen Eiderdunen. — Tags darauf, als er das Schloß besichtigte, fand er kaum einiges brauchbares Geräth zum eigenen Bedarf. Doch kannte man damahls die zahllosen Bedürfnisse nicht, welche unsere verzärtelte Zeit erfunden und unentbehrlich gemacht hat, und der abgehärtete, leicht begnügte Ritter wohnte noch ziemlich bequem. Drei Tage hielt er hier aus, dann aber machte er sich auf, und ging mit seinem Leibdiener Franz, in der Tracht wendischer Bauern, nach Neu-Lueg, wo er einen, für jeden Fall, ihm treu ergebenen Diener wußte.

Eh er aber die Burg erreicht hatte, kam ihm sein ehrlicher alter Konrad schon entgegen. Er war von seinem Vogtthum vertrieben worden, und brachte seinem Herrn die Nachricht, daß dessen sämmtliche Besitzungen eingezogen, seine Dienstleute vertrieben, und er selbst in die Acht erklärt sey. Ein Brief den er aus dem Busen zog, sagte ferner, mehr als der Todschlag habe Luegern die Verleumdung geschadet, der Kaiser glaube ihn im Bunde

mit seinem Todfeinde, dem Ungarkönige Mathias Corvinus. »So stoßest Du mich hinaus, undankbares Vaterland! rief Luger schmerzlich. So sey es. Fliehen mag ich nicht. Doch ich sage mich los von Dir, ich habe keine Pflichten mehr gegen Dich!« — Darauf führte er den wackern Greisen, mit Hülfe Franzens, nach dem Höhlenschlosse, und erklärte dort den Reisigen, daß er nunmehr gezwungen seyn werde, hinfort vom Sattel und Stegreif zu leben. Die rohen Kriegsknechte, die längst schon zu Allem bereit waren, erfüllte dieser Entschluß mit Freude. Erasmus traf die nöthigen Anstalten, und ward nun ein sogenannter Raubritter.

Sein erster Zug ging gegen seinen Todfeind Hanns Stegberg, den er auf seiner Burg überfiel. Der Ueberraschte flüchtete auf den Dachboden, um sich dort zu verbergen; die Bretter unter seinen Füßen brachen aber, und der Unglückliche blieb mit dem Halse so zwischen zwei Brettern haften, daß er ersticken mußte. Nach seinem angebornen, trotz aller Wildheit nie ganz verläugneten besseren Gefühle, trieb Luger sein unehrliches Gewerbe mit einem gewissen Grade von Edelmuth; beraubte bloß Solche, die des Mammons einen guten Theil entbehren konnten, ohne darum darben zu müßen, züchtigte tyrannische Vögte, und rächte nebstbei sich an seine verleumderischen Feinden. Nie litt er, daß die Beraubten mißhandelt wurden, noch weniger fiel bei seinen Beutezügen ein Mord vor. Bei der der gänzlichen Abgelegenheit von Erasmus Schlupfwinkel, der Wenigen im Lande bekannt war, bei der damahligen Beschaffenheit des, noch größtentheils mit Wildnissen bedeckten Krainerlandes, wo noch hun-



ereitwillige Kundschafter hatte, die ihn vor ung der Verfolger warnten. Nicht ein seinen Aufenthalt wußte Rauber, und da ner im Lande war, der Ort und Lage des chlosses anzugeben wußte, so hätte er ihn wohl erfahren, wenn Lueger nicht selbst im ebermuthe, ihm seinen Zufluchtsort verrathen Die ewig fruchtlosen Bemühungen des kai- Hauptmanns machten Erasmus tollkühn, ten ihn zum verderblichen Spotte. Einst auber, nach ermüdenden Kreuz- und Quer- rch die Bergwälder auf seinem Kleinhäusel a wagte sich Erasmus von Lueg, ganz: ie ans Thor der Burg, und ließ sich mit nechte, den er antraf in ein Gespräch ein. ch bin!« rief ihm zuletzt zu, »empfiehl mich Herrn, und sag ihm, weil ich vernommen, mich schon eine gute Weil gesucht, aber nicht önne, so wolle ich ihm selber den Weg nach Burg weisen. Ich lade ihn zu Gast, und e, auf Ehre, daß er daselbst ehrlicher soll werden, als er mich bei ihm halten möchte.« Ja, wer soll ich denn sagen, daß Ihr seyd?« er Knecht mit einer Schaafsmiene, ihn dumm nd.

»Sag nur,« antwortete der Tolldreiste, »ein Freund vom Herrn Hauptmann, ein gewisser mus von Lueg war da.« Damit wendete Roß, feierte zwei Pistolen in die Lüfte ab, gte raschesten Fluges davon. Vom Knall und erwarteten Nachricht aufgeschreckt, warf Rau- ich flugs mit allen Reisigen zu Rosse. Sie sa- en Herausforderer noch, wie er in unerreichba- rne, einem Vogel gleich, über die Erde hinschoß,

dert Jahre später eine Edelfrau, mitten in ihrer Burg von einem Bären zerrissen wurde, der durchs offne Burgthor hereingekommen war, konnte Lueger lange verborgen bleiben. Endlich aber machte der Schreck, den er im Lande verbreitete, sein Hierseyn bekannt; da man ihn vorhin, als einen Flüchtling in der Ferne gedacht hatte, und seine Feinde sichs auf seinen eingezogenen Gütern wohl seyn ließen, während er im Elend gedarbt hatte. Das tausendzüngige Gerücht trug die Kunde der durch seine Bande verübten Greuelthaten in den kaiserlichen Thron, und wie es stets geschieht, mit hundertfachen lügenhaften Vergrößerungen. Ein Einfall der Ungarn, die Klingenfels verbrannten, im Lande würgten und plünderten, wurde bei den Haaren auf Luegern bezogen, der dem gefährlichsten Feinde des Kaisers, Rath und Anleitung sollte gegeben haben.

Durch solche Mähren getäuscht, gerieth der alte Friederich in ganz ungewöhnliche Zornesgluth und zur Stunde sandte er Befehl an den Hauptmann von Triest, den Edlen von Rauber: dem Aufrührer, mit einer, nach Gutbefinden, zu wählenden, Anzahl kaiserlicher Söldner, nachzusetzen und ihn lebendig oder tod zu liefern.

Der Befehl war aber schwer zu vollziehen. Obgleich der Landeshauptmann ungesäumt aufmachte, obgleich er Luegern unaufhörlich nachspürte, ihm auch öfters auf die Spur kam, und manch Mahl dem Geächteten nahe genug war, ihn zu greifen, so blieben seine unermüdeten Anstrengungen doch langehin vergebens; da sein Feind die Winkel uud Wege der Wildniß weit besser kannte, stets auf seiner Hut war, und an den Landesbewohnern selber, denen er sonst oft wohlgethan, und jetzt noch Wohlthaten er-

wies, bereitwillige Kundschafter hatte, die ihn vor Annäherung der Verfolger warnten. Nicht ein Mahl seinen Aufenthalt wußte Rauber, und da fast Keiner im Lande war, der Ort und Lage des Höhlenschlosses anzugeben wußte, so hätte er ihn wohl niemahls erfahren, wenn Lueger nicht selbst im tollen Uebermuthe, ihm seinen Zufluchtsort verrathen hätte. Die ewig fruchtlosen Bemühungen des kaiserlichen Hauptmanns machten Erasmus tollkühn, und reitzten ihn zum verderblichen Spotte. Einst hielt Rauber, nach ermüdenden Kreuz- und Querzügen, durch die Bergwälder auf seinem Kleinhäusel Rast. Da wagte sich Erasmus von Lueg, ganz allein, bis ans Thor der Burg, und ließ sich mit einem Knechte, den er antraf in ein Gespräch ein.

»Geh hin!« rief ihm zuletzt zu, »empfiehl mich Deinem Herrn, und sag ihm, weil ich vernommen, daß er mich schon eine gute Weil gesucht, aber nicht finden könne, so wolle ich ihm selber den Weg nach meiner Burg weisen. Ich lade ihn zu Gast, und versichere, auf Ehre, daß er daselbst ehrlicher soll gehalten werden, als er mich bei ihm halten möchte.«

»Ja, wer soll ich denn sagen, daß Ihr seyd?« fragte der Knecht mit einer Schaafsmiene, ihn dumm anstierend.

»Sag nur,« antwortete der Tolldreiste, »ein guter Freund vom Herrn Hauptmann, ein gewisser Erasmus von Lueg war da.« Damit wendete er sein Roß, feierte zwei Pistolen in die Lüfte ab, und jagte raschesten Fluges davon. Vom Knall und der unerwarteten Nachricht aufgeschreckt, warf Rauber sich flugs mit allen Reisigen zu Rosse. Sie sahen den Herausforderer noch, wie er in unerreichbarer Ferne, einem Vogel gleich, über die Erde hinschoß,

plötzlich aber verschwand er im Forste. Rauber im Innersten gekränkt, und mehr als jemals aufgeregt, den Befehl an dem Geächteten zu vollziehen, ließ durch Landleute den Spuren, welche Luegers Roß dem weichen Boden eingedrückt hatte, nachspüren, diese Mahle führten die Späher vor das Höhlenschloß in der Felsenwand.

Diese, in ihrer Art einzige Burg liegt, fünf Stunden von Adelsberg, im Höhlenrachen einer steilanlaufenden, ungeheuern Steinwand, eines der Ausläufte der julischen Alpen, in einem wildverwachsenen Kesselthale. Schroff und überhoch erhebt sich, von vielen Höhlungen, Löchern und Klüften zerrissen, gerade aufstrebend, eine ungeheure Kalksteinmasse, mit Buchen, Tannen und Fichten bewachsen, umgeben von Gestripp, Buschwerk und allerlei Laub- und Nadelholz. Gleich dem Rachen eines versteinerten Ungethüms, gähnt, inmitten der grauen Steinwand eine tiefhineinreichende, hochgewölbte, weite Höhle auf. Neben und unter diesen öffnen sich kleinere. Hoch am Gewölbe, in der hintersten Wandfläche der Haupthöhle, vertiefen sich kleinere Höhlen und Gänge, von zusammenhängenden Felsmassen gebildet. Und in einer dieser Zerklüftungen findet sich ein hergetiefer, gleich einem Brunnen, in Trichterform, regelmäßig ausgehölter Schlund, welcher eine nie versiegende Quelle des reinsten, kältesten, gesündesten Wassers enthält. Hier baute, im neunten Jahrhunderte, Arnulf der Bär das älteste Lueg, von dem sich nur noch wenige Spuren finden. Ein schmaler, fast senkrecht in den Felsen gehauener, Fußsteig führte aus der großen Höhle zu ihr hinan. In dieser hoch in der Steinwand, einer verborgenen Höhle liegenden Burg konnte Arnulf der Bär und seine

Nachkommen mühelos allen Arten von Angriffen, ja selbst jahrelangen Belagerungen trotzen. Denn ein unterirdischer acht Stunden langer, gleichfalls schon von der Natur durch das Gestein des Berges gebrochner Gang führt, unmerklich auslaufend, in die Schatten des Birnbaumerwaldes. Er besteht noch heute, nur ist er zur Sicherheit der Schloßbewohner vermauert. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts bauten Arnulfs Nachkommen, am Rande des großen Höhlenschlundes, aber noch innerhalb desselben, ein neues geräumiges Schloß, welches nur gegen die, vom Felsengewölbe herabträufende Nässe, eines Daches bedarf, dem Regen und Schnee wehrt der überhangende Fels. Uebrigens entbehrte dieß Schloß zu allen Zeiten jedes Befestigungsmittel, außer zweien Zugbrücken, welche über gähnende Abgründe führen. Sind sie aufgezogen, so naht der Burg keine menschliche Macht. Der einzige Pfad von unten hinan zur Höhle, ist schroff und schmal, kaum für Einen Menschen gangbar. Eben so wenig ist der Burg von oben herab beizukommen, wo die undurchdringliche, vorhangende Steinmasse über der Höhle, glatt und schroff, gleich einem Steinfelde, weit hinausläuft, dann bis zum Gipfel mit Klippen besäet ist, die in abenteuerlichen wilden Gruppen, von Buchen und andern Bäumen, Laub und Nadelholz, umwachsen sind. So war Luegers Zufluchtsort beschaffen, den Rauber nun erobern sollte.

Umständlichen Bericht stattete der Landhauptmann nach Hofe ab: wie er das Raubnest gefunden, in der Tiefe einer Höhle hoch am Berge gelegen, geschützt von Felsen gegen die Kugeln der Bombarden und Donnerbüchsen, ohne Zugang außer einem steilen Felspfade, unbezwinglich durch Gewalt; und

daß jeder Sturm den Angreifenden zum Verderben gereichen müsse. Auf dieses Schreiben gab Friederich ausdrücklichen Befehl, das Raubnest, so weit es nöthig und ausführbar sey, einzuschließen und dann auszuhungern. Dem zu Folge zog Rauber nun nah an das Schloß, wo er die Pferde der Räuber, und eine Menge erbeüteten Schlachtviehes fand. Dann legte er eine ganze Kumpanie vor den Berg, auch that er zu Anfang der Belagerung einige Schüsse aus den vier Donnerbüchsen, welche er zufällig aus Laibach mit sich genommen hatte. Weil aber die Kugeln an den Felsenwänden machtlos abprallten, so stellte er das Feuer ein, und ließ bloß den Fußsteig Nacht und Tag bewachen. So lag er mondenlang ohne Erfolg vor Lueg, und es schien fast, als habe er es mit einer Zauberburg zu thun. Erasmus aber, der sich durch unzeitigen Muthwillen und Spott die Belagerung auf den Hals gezogen hatte, ward durch die Gefahr nicht gewarnt. Im Gegentheil stieg sein Uebermuthe noch höher, als er einen so großen Haufen Feinde vor sich sah, die Tag und Nacht sich abmühten, und ihm dennoch nichts anhaben konnten. Oftmahls zeigte er sich an einer Oeffnung des Felsens, knüpfte mit den Söldnern im Lager Gespräche an, und bedauerte sie spottend, daß sie an Mancherlei Mangel litten.

In der Fastnacht 1484 rief er ihnen zu, er lade sie zu ihm hinauf auf die Fastnacht, »Ich käme zu Euch herunter,« rief er den Wächtern herab. »Seh' aber, daß Ihr selber wenig zum Besten habt. — Weil Ihr aber nicht herauf kommen wollt, so will ich Euch ein Stück Fleisch herabgeben lassen.« Und ließ darauf einen, sammt der

Haut in vier Theile geschnittenen, Ochsen hinab werfen.

Rauber hielt dieß für eine bloße Kriegslist und glaubte, der von Lueg habe das Fleisch kurz vor der Belagerung hinaufgeschafft, wo es sich in der kühlen Grotte, die niemahls kann von Sonnenwärme durchdrungen werden, so frisch erhalten habe. — Die Höhle ist auch wirklich, obgleich feucht, doch sehr gesund zu bewohnen, besonders im heißen Sommer. Lueger wolle bloß den Belagerern seinen Mangel an Mundvorrath verbergen, der schon auf die Neige gehen müsse, und glauben zu machen, er schwelge in Ueberfluß. Darum ließen die Feinde in ihrer Wachsamkeit sich nicht beirren, und fuhren fort Tag und Nacht auf der Lauer zu seyn.

Vor dem Osterfeste erschien Lueger wieder an der Felsenöffnung, rühmte seine unerschöflichen Vorräthe an Herden, Feld- und Baumfrüchten, und lud seine Belagerer zum Osterlamm hinauf. Darnach ließ er ihnen einige lebendige Widder hinunter werfen. Nun fing Rauber beinah an, seinem Geprahle zu glauben; dennoch sorgte er für strenge Wachsamkeit, und blieb mit unzerstörbarer Geduld vor dem einzigen Zugang zum Schlosse liegen.

So verstrich der Winter. Der Frühling kam und noch waren die Belagerer um keine Spanne weiter. Ohne Unterlaß spottete Lueger ihrer und lud den Hauptmann wiederholt auf ein gutes Mähl, versicherte, daß ihm kein Leid widerfahren würde, sondern er ihn nur mit Augen überzeigen wolle, wie fruchtlos die Mühe sey, ihn auszuhungern, und wie wohl er seine Burg mit Allem versehen habe, was zum Leben nothwendig ist. Er habe nur keine so langen Stricke, um etwas davon herab zu lassen.

Falls aber der Herr Hauptmann auf Ritterwort verspreche, seinen Bothen ungefährdet und unangehalten zur Burg zurückkehren zu lassen, so wolle er ihm öfters etwas von seinen Seltenheiten schicken.

So bereitete er sich selbst den Untergang. Noch war er nicht bedrängt, und hätte einer, Jahrzehende währenden Belagerung sorglos entgegenschauen können, wenn er nur jetzt den tollen Uebermuth bändigte! So aber riß ihn sein bethörter Sinn von einem Wagestück zum andern, bis er seinen Feinden das Mittel, ihn zu verderben, selber an die Hand gab. Zuerst sandte Erasmus seinen Leibdiener Franz, den er die steilste Strecke auf einer Leiter hinabsteigen ließ, welche schnell aufgezogen wurde, worauf der Bothe, einer Gemse gleich, herabkletterte, und Raubern einen Korb voll Erdbeeren, Kirschen und andern Frühlingsfrüchten brachte. Lueger hatte sie, Dank seinem unterirdischen Felsengang, aus der Gegend von Wippach erhalten, wo alle Früchte früher reifen. Rauber aber und die Andern meinten, der Belagerte müsse oben einen herrlichen Garten haben, der ihm so schöne Früchte trüge. Freitags darauf machte Erasmus seinem Feinde ein Geschenk mit lebendigen köstlichen Fischen. So wiederholte er oft seine Gaben. Nun glaubte Jeder, Lueger habe blos die Wahrheit gesagt, als er mit seinen Vorräthen prahlte und sie könnten jahrelang hier liegen und fruchtlos Mangel und Ungemach leiden, während er im Ueberflusse schwelge.

Schon wollte Rauber Bericht an den Hof machen, daß es, den Belagerten auszuhungern, unmöglich sei, und sich neue Verhaltungsbefehle ausbitten, da gab ihm ein verschlagner Furlaner (Friauler) den Rath, einen Versuch auf die Ehr-

lichkeit von Luegers Diener zu wagen. Rauber, der durch Erasmus Luegers Hohn und das erfolglose Unternehmen an seiner Ehre gekränkt fühlte, gab der Stimme der Rache und des Gewinnes mehr Gehör, als der Stimme der Redlichkeit und Ehre, und befolgte den Vorschlag, der nur allzuwohl gelang. — Stets hatte der Landhauptmann Franzen freundlich behandelt, nun beschenkte er ihn, begegnete ihm überaus herablassend, und zog ihn sogar zur Tafel. Zu allen Zeiten hat die Leutseligkeit und Güte der Vornehmen eine unwiderstehliche Wirkung auf die Gemüther ausgeübt. Rauber sparte weder Müh noch Bitten, Verheißungen, Geschenke, Drohungen und der Jüngling — fiel. Gegen Versicherungen von Gnade und reichen Lohn, gab er das Mittel an, seinen Herrn zu tödten, und sich des Schlosses möglichst leicht zu bemächtigen. Er entdeckte ihnen, daß sein Herr allabendlich sich nach einem gewissen Gemach begebe, welches er bezeichnete, und das er ihnen, nach seiner Zurückkunft auf dem Schlosse, mit einem ausgehängten weißen Lappen genau anzuzeigen versprach. Dahin sollten sie alle Geschüze richten, und sobald er Abends, bei einem andern Loche ein Licht heraushalte, zugleich losbrennen, wodurch sein Herr unfehlbar den Tod finden müsse.

Der Plan war gut geheißen, Franz kehrte zurück, und erfüllte sein Versprechen. Rauber ließ alle Donnerbüchsen aufs genaueste nach der Oeffnung richten; der Abend sank nieder — — Erasmus war den ganzen Tag über trübsinnig gewesen, weg war sein Uebermuth, erloschen all sein Feuer. Die Nacht zuvor hatte er einen Traum, Baumkirchen stand vor ihm, und warnte ihn vor einer Natter, die sich um seinen Busen wand.

Doch wie der Hinübergegangene warnend den Finger hob, erwachte Erasmus. Er sprach den Tag über kein Wort. Spät am Abende trat er in das verhängnißvolle Gemach, — das verrätherische Licht leuchtete, — die Bombarden krachten — die Kugeln schlugen in den Fels ein — und am Haupt und Schenkel, von abgesprungenen Felsenstücken getroffen, stürzte Erasmus von Lueg todt zur Erde.

Die Verwirrung, welche sein Fall erregte, benutzte Franz, die Burg der Belageten zu öffnen. Luegers Gefährten fochten als Verzweifelte, tödteten Viele von Raubers-Söldnern, und erst mit dem Tode des Letzten hörte der Kampf auf. Nun überhäufften die Sieger Franzen mit Lobsprüchen, und ließen sich das ganze Schloß von ihm zeigen, vor Allem den vier Meilen langen Gang, von welchem er ihnen schon erzählt hatte.

Starr wie ein Todter war indeß Konrad auf der blutigen Leiche seines Herrn gelegen, auf welche er sich geworfen hatte; nun erhob er sich und ging auf den Verräther zu. »Jüngling!« redete er ihn an und ergriff seine Hand. »Du hast Deinen Herrn und Meister verrathen! Zittre Judas Ischariot! ich bin der Rächer!« rieß einen verborgen gehaltenen Dolch hervor, und stieß ihn mit Jugendkraft Franzen ins Herz. Sogleich fielen Raubers Kriegsknechte über den Greis her, und zerstückt, sank er unter ihren wüthenden Streichen.

Rauber schickte sogleich den Siegesbericht an Friedrichen. Beutebeladen zogen seine Söldner ab, die Leichname ihrem Schicksale überlassend. Nach mehreren Tagen wagten sich Landleute aus der Gegend hinauf ins Schloß, hoben die Leichname auf, und begruben die Ermordeten auf dem nächsten

Kirchhofe in geweihte Erde. Kein Verwandter, kein Freund folgte seinem schlichten Sarge als Leidtragender. Nur seine beiden Hunde verließen auch den todten Herrn nicht, legten sich auf sein Grab, verschmähten alle Nahrung und starben.

Erasmus von Lueg war, wenn man den unbegreiflichen Tollsinn seines letzten Lebensjahres ausnimmt, ein Mann, der Aller Achtung verdiente. Ein treuer Diener seines Landesherrn, Freunde seines Freundes im vollsten Verstande, trotz seiner Wildheit gütig und wohlwollend, edel, tapfer, mäßig und fromm: ein wahrer Ritter, der nebst den Gebrechen seiner Zeit, auch alle ihre Tugenden besaß, besonders jene ausdauernde Kraft und Festigkeit, die den spätern Jahrhunderten so sehr gebricht. Seines Gleichen hat Friederich nie wieder gefunden.

Der Türkenquäler.

(Ungarische Sage.)

Unter Ungarns Edlen, die in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gegen den großen Suleiman kämpften, ragte Einer durch Muth, Stärke und Tapferkeit gigantisch hervor, und errang den Ruhm eines heldenmüthigen Kriegers. Schonung, Milde und Menschlichkeit aber waren ihm fremd. Ein angestammter Haß gegen die Osmanen erlaubte ihm nicht ein Mahl der Gefangenen zu schonen, und er würgte, was in seine Hände fiel. Darum war

sein Nahme auch ein Schreck unter den Türken, daher fand er selbst unter seinen Glaubensgenossen, deren Stütze er war, nicht Ein Herz, das in Liebe und Freundschaft für ihn geschlagen hätte. Dem »Türkenquäler,« so nannte man ihn, wich Jeder scheu aus. Nicht minder Tyrann war er seinen Unterthanen. Obschon reichbegütert in seinem Vaterlande, kaufte er 1560 Nikolsburg von Christoph von Lichtenstein, dessen Stammhaus und Hauptsitz es gewesen war. Auf Nikolsburg, hier in Mähren wurde sein Sohn Christoph erzogen; hier hielt er, in Friedenszeit, selber, im Sommer sich einige Wochen auf, hieher brachte er öfter gefangene Türken mit, die an Bäume gebunden dem dreizehnjährigen Knaben zum Ziele dienen mußten, wenn er sich auf der Armbrust übte. So lernte der Knabe früh allem Gefühle Hohn sprechen, und saugte seines Vaters unauslöschlichen Haß gegen die Türken ein. Daß Ein Gefangener drei, vier Tage nacheinander zum Ziele dienen mußte, war sehr gewöhnlich; denn der Unmensch bestimmte nicht gleich die Brust oder das Haupt, sondern meistens die Hand, den Fuß, oder ein anderes Glied des Körpers zum Ziele, zuvor für den jungen Christoph.

Einst schmachtete ein junger Muselman, der Ali hieß, im Gefängnisse des Schlosses Nikolsburg. Schon längere Zeit wurde er aufgespart, weil er dem Burgherrn ein Lösegeld von 5000 Gulden gebothen hatte, die Ali's treuer Diener Hassan von dessen Vater bringen sollte, der mehr zu seyn schien, als ein bloßer Aga. Die Zeit war herum, aber Hassan mit dem Lösegelde blieb aus. Da wüthete der Tyrann, machte dem jungen Türken Vorwürfe, daß er ihn genarrt hätte, und befahl,

ihn zur Stunde an den fürchterlichen Baum zu binden. Vergebens war Ali's Flehen. Unter dem Hohngelächter des Tyrannen wurde er an den Stamm geschnürt und der junge Tiger begann sein Spiel.

Schon hing Ali von mehreren Pfeilen durchschossen, halb ohnmächtig in seinen Banden, die allein ihn noch halb aufrecht hielten, da kam athemlos, auf beschäumtem Pferde Hassan herbei geeilt, warf das mitgebrachte Gold zu den Füßen des Barbaren, und eilte nach dem Baume, den Sohn seines Herrn loszubinden. Dieß hinderte der Wütherich. Nur daß er Ali seinem Vater wiedergeben wolle, habe er versprochen, donnerte er, nimmermehr aber bestimmt, ob todt oder lebendig; und befahl seinem Sohne die Kurzweil fortzusetzen. Taub für Ali's und Hassans Flehen, scheuchte er Alle mit tyrannischem Ernste zurück, die Miene machten für Ali zu bitten. Der Sohn jagte dem sterbenden Osman noch einige Bolzen in den Leib, dann wars vollbracht. Weinend und mit verbissener Wuth nahm der alte Hassan nun Ali's Leiche, und eilte mit ihr nach dem Vaterlande.

Fünf Jahre waren seitdem verflossen, da brach der Türkenkrieg aufs Neue los, denn Zapolyas Sohn hatte den großen Suleyman gegen Kaiser Max II. aufgehetzt. Weil zuvörderst die an Siebenbürgen gränzenden Gespannschaften bedroht waren, begab sich Ladislaw Keretsény von Kamiamező, der Türkenquäler nach Gyula, einer Stadt, die mit einem Schlosse befestiget war, welches, wie das angränzende große Gebieth, ihm angehörte. In jenen Zeiten war Gyula eine wich-

tige Festung, darum wurde die Stadt mit allen Erfordernissen reich versorgt, die Besatzung durch deutsche und ungarische Truppen verstärkt, und das Ganze Keretsény übergeben, der den Oberbefehl führen sollte.

Am 2. Juli 1566 erschien der Persav-Pascha (Portav Pascha) mit 5000 Türken vor Gyula, und begann, nachdem er sich vorher noch mit dem Pascha von Temeswar vereint hatte, die Stadt zu belagern. Durch fünf Tage hielt der Türkenquäler entschlossen die fortwährenden Stürme der Ungläubigen auf Gyula in der Stadt aus; als er aber die Unmöglichkeit, sich hier länger zu halten, einsah, zog er seine Mannschaft, die Einwohner und alle Flüchtlinge, welche er eingenommen hatte, nach dem Vorschlosse (Huzrawaz) zurück. Zu gleicher Zeit ließ er die verlassene Stadt an allen vier Ecken in Brand stecken, daß die Türken bloß einen Schutthaufen finden sollten. Bald gingen die Häuser in Flammen auf, die weithin das Lager der Osmanen beleuchteten, und Gyula war zerstört. Nach dreiwochenlangen Stürmen, als die Mauern des Vorwerkes durch die Minen der Türken in Schutthaufen geworden waren, bemächtigten sich diese des ganzen Vorwerkes, und die Christen waren gezwungen, ihre Zuflucht in das innere Schloß zu nehmen. Der Plan, die Zugbrücke wegzureißen, mißlang, weil die Türken sie sogleich mit Geschütz besetzten, und dieses gegen das Schloß spielen ließen; aus den rauchenden Trümmern des Vorwerkes eine Schanze errichteten, und mit höchster Anstrengung den großen Thurm des Schlosses in Trümmern zu legen suchten, der ein prachtvolles Denkmal der alten Römerzeit war.

Nachdem das Schießen einige Tage angehalten hatte, brach der prächtige Thurm in Trümmer und mit ihm stürzten drei Basteien in Schutt und Ruinen, so daß es nicht länger möglich war, darauf Widerstand zu leisten. Durch all' die Verheerungen unerschüttert, vertheidigten sich die Belagerten mit wahrem Löwenmuthe, gegen die andringenden Muselmänner. Als aber die einzige Quelle, von welcher der Schloßbrunnen sein Wasser erhielt, von den Feinden abgegraben wurde, als sich zum Mangel an Nahrungsmitteln, zu den täglichen Stürmen und dem beständigen Kugelregen, auch der heftigste Durst gesellte, da begann allgemein Muth und Kraft zu schwinden, doch schwuren sie einander feierlich zu, eher zu fallen, als den Platz den Ungläubigen zu lassen. Der Persav Pascha, dem der Zustand der Belagerten kein Geheimniß war, ließ eine Aufforderung an den Befehlshaber von Gyula angehen, den unhaltbaren Ort zu übergeben. Doch als der Ungar davon nichts hören wollte, ließ er einen hohen wohlverwahrten Berg aus Holzstößen aufrichten, gerade dem Schloßthore gegenüber, in gleicher Höhe mit der innern Schloßmauer. Von diesem Walle aus, wagte er am 3. August einen Hauptsturm, den Keretséni eben so nachdrucksvoll zurückschlug, daß die Osmanen mit Verlust von einigen hundert Todten und einer noch größeren Anzahl Verwundeten, unter welchen der Pascha von Temeswar selber war, zurückziehen mußten. Dieser Sieg ermuthigte die Belagerten einigermaßen, sie wagten ihre Wälle wieder aufzubauen, und untersuchten unter dem beständigen Feuer der Belagerer, mehrere neue Schanzen zu errichten, um sich besser zu vertheidigen.

Nicht lange nach diesem neuen Aufschwunge der Entschlossenheit, saß Ladislaw allein in tiefen Gedanken über seine Zukunft. Lange konnte die Burg sich in keinem Falle halten, das sah er ein, und die Liebe zum Leben erwachte stärker als je in seinem Busen. Da trat Vizi Janos, einer der ungarischen Hauptleute zu ihm, und meldete, daß er bemerkt hätte, wie die Ungläubigen die Wälle des Schlosses zu untergraben suchten, und damit umgingen, sie in die Luft zu sprengen. Ihre Zurüstungen ließen keinen Zweifel obwalten. Noch in derselben Nacht schrieb er einen Brief an den Vezier, worin er ihm die Uibergabe der Festung gegen ehrenvollen, freien Abzug versprach. Dieses Schreiben wickelte er um einen Pfeil, welchen er ins türkische Lager schoß. Früh Morgens darauf erschien ein Herold des Veziers am Thore der Festung und begehrte den Commandanten zu sprechen. Als dieser erschien, meldete der Türke ihm einen Gruß von seinem Gebiether, und daß er noch an demselben Tage Antwort erhalten sollte. Murrend hörten die ehrlichen Krieger, daß ihr Führer mit dem Erbfeinde unterhandle. Kaum war er zurück in sein Gemach, als die Hauptleute vor ihn traten, ihm Vorwürfe machend, daß er Schreiben in's Feindeslager schicke, und des Schwures ihn mahnend, entweder zu fallen oder diesen Platz dem Kaiser zu erhalten. Ladislaw beruhigte sie dadurch, daß er vorgab, er hätte an seinen Schwager geschrieben, um von diesem vielleicht Etwas zu erfahren, was ihm zum Nutzen seyn möchte.

Er meinte Rebeck, den Bruder seiner verstorben Gemahlin, der aus Ungarn flüchtig, sich bei den Türken den Turban aufgesetzt hatte, nun im

Heere des Veziers diente, jedoch des Türkenquälers Todfeind war. Als die Offiziere ihn beruhigt verließen, schickte er, angeblich an seinen Schwager, in Wahrheit aber an den Vezier ein Schreiben. Statt des, von der Besatzung erwarteten Rebecks erschienen erst zwei Diener des Veziers, und dann wirklich Rebeck, der gleich diesen nach dem Zimmer des Commandanten geführt zu werden begehrte, wo sie geheime Zwiesprache hielten. Auffallend war es der Besatzung, daß die Feinde keinen einzigen Schuß in die Festung thaten. Darauf sandte der Befehlshaber von Gyula dem Vezier durch einen Edelmann aus seiner Schaar, einen silbernen Leibharnisch, und ein großes Schlachtschwert mit silbernem Griffe, als Ehrengeschenk. Dieser sandte einige Kostbarkeiten als Gegengeschenk und zugleich kamen drei vornehme Türken als Geißel. Ladislaw schickte dagegen zwei Offiziere in's Lager. Nach kurzer Zeit versammelte er die deutsche und ungarische Besatzung, machte sie mit dem üblen Zustande der Festung bekannt, und stellte ihr die Unmöglichkeit vor, sich länger zu behaupten. Darauf ermahnte er sie, dem sicheren Untergange durch einen ehrenvollen Rückzug zu entgehen, zeigte ihnen das, mit vielen Siegeln bekräftigte Schreiben des Veziers, vermöge dessen den Kriegern sowohl als den Kranken, gegen Uibergabe des Schlosses, freier, ehrenvoller Abzug zugesichert wurde, und begehrte von Allen die ausdrückliche Bestimmung zu seiner Unterhandlung.

Lange standen die braven Krieger wie im Traume, als sie den sonst so tapferen Führer von Unterhandeln mit dem Feinde und von Uibergabe des ihm anvertrauten Schlosses reden hörten. Lautlos starrten sie einander an, dann brachen

sie das Schweigen, und überhäuften ihren Befehlshaber mit Vorwürfen, wie er einem Schreiben der Ungläubigen trauen könne, die schon Beispiele genug gegeben, wie eitel ihnen gegebenes Wort sey, wie sie denen von Ofen, Temeswar und Erdent Wort gehalten. »Und wenn sie ihre Verheißung hielten!« rief Vizi Janos, »so zieh' ich, nach meinem geschwornen Eide, einen rühmlichen Tod einem so schnöden Abzuge vor, den Ihr ehrenvoll nennt. Wer's meint wie ich, der schwinge sein Schwert zum Zeichen!« Mehr als die Hälfte der Krieger rießen die Schwerter aus der Scheide, und schwang sie. Die Andern aber, deren Muth gesunken war, standen stille, und blickten beschämt zu Boden.

»Ich sehe,« sprach Keretséni schlau, »daß die Gesinnungen der Mannschaft verschieden, und die Meinungen getheilt seyen. Bei so ungleicher Stimmung ist es unmöglich den unhaltbaren Ort länger zu vertheidigen. Und darum sollten so viele Tapfere, die noch manchen Lorber zu ernden bestimmt sind, hier schon enden? Was wollt Ihr Euch dem Kaiser und dem Vaterlande rauben? Erhaltet Euch lieber für die Sache der Christenheit. Blickt um Euch, die Zeit braucht Männer wie Ihr. — Zudem, dieser Brief ist durch des Veziers eigene Unterschrift beglaubigt, und von drei vornehmen Geißeln verbürgt. Kein Zweifel waltet über unsere Sicherheit ob. Glaubt mir, Soldaten, nicht Zagheit hat meinen Entschluß geleitet, nur die Unmöglichkeit längeren Widerstandes bestimmte mich dazu.« Als er noch lange fortfuhr so zu reden, und alle denkbaren Gründe hervorzusuchen, gelang es

ihm zuletzt, sie nach seinem Willen zu stimmen. Gleich ließ er die Uibergabs-Urkunde von Allen unterzeichnen, und schickte sie ins Lager hinaus. Der Bezier war für's Erste zufrieden, und begehrte nur noch für die Janitscharen einen monatlichen Sold, um sie zum Abzuge zu gewinnen. Der Ungar sandte 4000 Thaler ins Lager und die Uibergabe wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Mit Anbruch des kommenden Tages, (des 2. Februar 1566 — so lange hatten sich die Unterhandlungen hingezogen) war das ganze Schloß in Bewegung; Pferde wurden vorgeführt, Harnische und Waffen geputzt; die Kranken aus den Stuben geholt und auf Wägen gebracht. Doch erfolgte der Abzug erst spät. Voran zogen, gleichsam als Wegweiser, des Beziers Räthe und Diener, dann folgten die Kranken und das Volk, welches sich aus der Umgebung nach Gyula geflüchtet hatte; erst gegen Abend räumten die Lanzenknechte das Schloß. Die deutschen Lanzenknechte und Ritter zogen voran, ihnen folgte das Fußvolk und die Reiterei der Ungarn, ihren Führer an der Spitze, die türkischen Geißeln schloßen den Zug. Als er das Lager betreten hatte, beredeten die Feinde den Türkenquäler sich nach dem Lager des Beziers zu begeben, und diesem persönlich zu danken. Er willigte darein. Kaum aber betrat er das Gemach des Beziers, als auf dessen Wink die Janitscharen über ihn herfielen und ihn entwaffneten. Er duldete es schweigend, Schreck und Uiberraschung hatten ihm die Zunge gelähmt.

»Nun Keretséni,« rief der Pascha ihm

triumphirend zu. »Du Schreck der Muselmänner, Stütze der Christen: Mörder meines einzigen Sohnes! Hab' ich endlich Dich in meiner Gewalt? Ali's Blut schreit um Rache! mit Deinem Leben sühnst Du mir das seine. Fort mit ihm nach Belgrad!«

Ladislaw war erstarrt, alles Leben schien von dem gefangenen Wütherich gewichen. Zur Stunde wurde er nach Belgrad geschleppt, und in einen finstern Kerker geworfen. Ihn ereilte die verdiente Vergeltung, unschuldig aber wurden seine Kriegsgefährten in denselben Untergang hinabgerissen. Kaum daß ihr Commandeur in das Zelt des Veziers getreten war, als das ganze ottomanische Heer auf das Christenhäuflein eindrang, und gegen die Kranken wie gegen die Waffenfähigen so lange wütheten, bis der Letzte gefallen war. Einige Ungarn entgingen auf ihren windschnellen Rossen dem Blutbade, und brachten die Kunde vom Verlauf der Belagerung, und dem Ende der Besatzung unter die Christenheit. Jubelnd zogen die Janitscharen in das zerstörte Gyula ein.

Erst nahm der Vezier auch noch Jenö ein, dann zog er nach Belgrad. Dort ließ er den gefangenen »Türkenquäler« in Alis Grabmal bringen, und zeigte ihm die Leiche des Sohnes, die seit fünf Jahren einbalsamirt hier ruhte. »Kennst Du diesen noch?« fragte er ihn dumpf. „Beim Propheten schwur ich, ihn nicht eher nach unseren Bräuchen zu bestatten, bis sein Tod qualvoll an Dir gerächt sei. Erfahre nun, daß mein einziges Trachten war, Dich in meine Gewalt zu bekommen., und daß Rebeck,

der Oheim deines blutdürstigen Sohnes Dich verrathen hat. Fahre hin jetzt! Deine Stunden sind gezählt!«

Der folgende Morgen sah seinen Martertod. Der Persav-Pascha ließ den Tyrannen in ein leeres Faß spünden, in welches man von allen Seiten Nägel geschlagen hatte, und dieses vom Gipfel eines hohen Berges in die Donau hinunterrollen. — Des Türkenquälers unmenschlicher Sohn starb schon 1572 ohne Nachkommen.

Der erste Emmerberg.

(Niederösterreichische Sage.)

Auf dem Felsen, der nachmals die Veste Emmerberg trug thronte ein Mutter Gottes Kirchlein, und daneben hatte ein eifriger Diener des Herrn seine Hütte. Bei ihm war sein Sohn, ein blühender Knabe, der in holder Unschuld aufwuchs. Da traf es sich einst, das Markgraf Leupold*) der Schöne im Walde jagte, und den schönen Knaben traf, der vom Berge, dem

*) Die Personen und Zeiten verwirrenden Chroniken nennen den milden Leupold VII. den Ruhmvollen, der, als vierter Herzog von Oesterreich seinem Bruder Friedrich dem Katholischen folgte. Da aber die Emmerberge schon im 12. Jahrhunderte ebenbürtige Herren waren, so muß es Leupold der Schöne gewesen seyn.

damals noch der Brunnen fehlte, herabgestiegen war, im Eimer Wasser zu holen. Das blühende, freundliche Aussehen des Knaben gefiel dem Fürsten so wohl, daß er ihn der ländlichen Einsamkeit entriß und mit an seinen glänzenden Hofe nahm.

Dort erstarkte der zarte Knabe zum kräftigen, waffengewandten Jüngling, er zog mit in die Fehden seines Herrn, erkämpfte sich das Ritterschwert, und erhielt vom Markgrafen die Gegend um seine vormalige Wohnung zum erblichen Besitz. Nun baute er an die Stelle des Kirchleins eine Veste und nannte sie (von seinem ersten Zusammentreffen mit dem Fürsten) Eimerberg oder Emmerberg (Emmer niederösterreichisch statt Eimer). In sein Wappen nahm er, demüthig wie Agathokles*) einen Wassereimer mit eiserner Handhabe im blauen Felde; zum Gedächtnisse der Begebenheit, die all' sein Glück gegründet. Sein Geschlecht — Tugend und Schönheit — welcher Verein! hatte ihm den Ursprung gegeben). — Sein Geschlecht blühte lange in Oesterreich. Uiber dreihundert Jahre waren sie im Besitze ihrer schönen Stammburg, waren der Fürsten von Oesterreich tapferste, getreueste Vasalen, und immer nah an ihrem Throne.

Als der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, im Jahre 1236 von seinem Adel treulos verlassen, von seinen Bür-

*) Der, als Beherrscher von Syrakus, thönerne Gefäße auf seine Tafel zu setzen befahl, zum Andenken, daß er einst ein Töpfer gewesen war.

gern zaghaft aufgegeben, mit Acht und Bann belegt, von allen Seiten durch des Kaisers und seiner Genossen Heere bedrängt, sich in die nimmer wankende, ewigtreue Neustadt warf, war es ein Emmerberg, Perchthold genannt, der seinem Fürsten die Burgen Emmerberg und Starhemberg, und damit das ganze Gebirge erhielt, und zum Lohne dafür mit dem Truchseßamte der Steiermark belohnt wurde.

Ein Perchtold (Berthold, ob ein anderer, vielleicht ein Sohn dieses?) war es, der des Schenkamtes in Oesterreich waltete, als Ottokar nach seiner Vermählung mit Margarethen zum Herrn von Oesterreich ausgerufen wurde. Der übermüthige Zwingherr beschimpfte den edlen Emmerberg, der ihm die Kränkung nimmer vergaß. Worin sie bestand, darüber erklärt der Einzige, der davon spricht, sich so geheimnißvoll, daß die Beschaffenheit der Beleidigung sich nicht enträthseln läßt. Er spricht:

— — — — — —

Den hat er (Ottokar) beraubt
Eines Theils seiner Ehren,
Als man ihn (Ottokar) zum Herren
Ausrief von Oesterreich

— — — — — —
— — — — — —

Die Sach ist so heimlich
Die er begann zu rächen,
Daß mir nit fugt zu sprechen.

In der Entscheidungsschlacht zwischen Rudolph und Ottokar kämpfte Emmerberg im deutschen Heere, und war, nach allen verläßlichen Nachrichten, einer der unversöhnbarsten

eifrigsten Feinde Ottokars, die trotz Rudolfs ausdrücklichem Verbothe, den großen Böhmenkönig im Felde der Gefahr überall aufsuchten.

Emmerberg und noch Einer*) fielen den fliehenden Ottokar an, erschlugen seine drei Gefährten, und darauf begann Emmerberg einen Zweikampf mit dem Könige, brachte ihm eine tödliche Wunde bei, und stürzte ihn vom Rosse. Dann erst begann der Andere mit Ottokar'n zu kämpfen, stach ihm das Schwert in die Brust, und stieß ihm endlich den Dolch in die Kehle.

Rudolf hörte von Ottokars Ende, und sandte allenthalben Bothen aus, des gefallnen Helden Leichnam zu schützen. Da kehrte Emmerberg, gleich als wüßte er nichts**) zur Leiche zurück, nahm Ottokars Haupt in seinen Schoß, und so verschied der todwunde König in den Armen seines grimmigsten Feindes.

Der Raubritter.

(Niederösterreichische Sage).

Ein furchtbarer Raubritter des fünfzehnten Jahrhunderts war Ulrich von Schwarzburg.

---

*) Von welchem wir nichts Gewisses sagen können, als daß er ein Neffe Mährenbergs war, nicht ob väterlicher oder mütterlicher Seite, daher auch nicht wie er geheißen.

**) Wörtlich auch Ottokar von Horneck.

Riesenkraft, eine, aller Gegenwehr spottende Gewandtheit, ein Muth, der vor Nichts zurückschrecken konnte verbunden mit einer beispiellosen Schlauheit und Geschmeidigkeit, erweckten in seiner Seele den stolzesten Uebermuth, in welchem er voll Verachtung auf andere Menschen herabsah, die ihm nur als Werkzeuge seiner Plane, als Ziel seines Muthwillens, als Spielzeug seines Eigensinns, und als Geschöpfe dazu seyn schienen, die zu nichts Besseren bestimmt wären, als jeder seiner Laune zum Opfer zu werden.

Schroff und unersteiglich lag seine Burg zwischen Grüften und Abgründen, unnahbar; einen einzigen schmalen Felsensteig ausgenommen, der kaum für einzelne, dazu abgerichtete Pferde beschreitbar war. Was ihr auf Meilen in die Runde zu nahe kam, fiel in seine Gewalt, wurde schonungslos niedergestoßen, oder schmachtete im gräulichen Verließ langsam dem Tode entgegen.

Jahrelang trieb er dies Wesen. Wie aber die Wanderer allmählich seltener zu werden begannen, weil Jeder, durch den Ruf seiner Räubereien geschreckt, lieber den weitesten Umweg nehmen, als der Mördergrube nahe kommen wollte; überfiel er die nächsten Burgbesitzer, schleppte sie auf seine Beste, wo er durch grausame Martern ein hohes Lösegeld von ihnen erpreßte.

Als aber bald auch diese sich gegen ihn verwahrten, und durch stette Wachsamkeit und Bündnisse seine Anschläge vereitelten, schlich er sich, unter erborgten Nahmen, vornehmer reicher Herren ein, bezauberte, durch seltene Schönheit, mehr noch durch unwiderstehliche Beredsamkeit, die ihm eigen war, die jungen unvermählten Töchter, Nichten oder Schwestern der Burgherren; verlockte sie, unter tausend

Vorwänden, mit ihren Kleinoden — zur Flucht auf sein Raubnest, wo er sie, sobald er ihrer überdrüßig war, seinen Gesellen preiß gab, oder im Verließe verschmachten ließ. *) Manche büßten ihre empfindsame Leichtgläubigkeit so theuer.

Nach vielen solcherlei glücklich ausgeführten Schandthaten, hatte Ulrich sich in die Burg eines mächtigen, reichen Grafen eingeschlichen, und seine Angeln nach dem Herzen der einzigen Tochter desselben ausgeworfen. Die frische Jugendblüthe, die hohe Schönheit der arglosen, unschuldigen Jungfrau lockten ihn dießmahl mehr als ihres Vaters Reichthum. Leicht wurde es dem, in allen Künsten der Arglist ausgelerntem, Bösewichte, ihr Herz zu rühren, und bald hing sie mit ganzer Seele an dem Verworfenen. Unübersteigliche Hindernisse aber stellten ihre Tugend und fromme Kindesliebe seinen bösen Absichten entgegen, und wie er sie auch verlocken mochte, nie gelang es ihm sie zu einem Schritte zu bewegen, den nicht Religion und Sitte für tadellos erklärte.

Zuletzt gelang es dem Bösewicht ihr Herz zu bethören, mit der Vorspieglung: Ihr Vater habe sie einem grämlichen Alten zugesagt, die schleunigste Flucht nur könne sie retten. Der Gedanke: ihre frische Jugend an der Seite eines abgelebten, mürrischen Alten, fern von ihrem Vater, fern von Allem was ihr lieb war, verleben zu müssen; die Schwüre seiner Liebe, die Betheuerungen sich mit ihr vor dem Altare zu verbinden, und dann zu ihres Vaters Füßen vereint Vergebung zu erflehen, brachten sie einen

*) Dergleichen war nicht selten zu treffen, besonders gegen Niedere; man sehe bei Oesterreichs neues Wappenschild, von Richard Löwenherz und beim Eisenkäfig von Kirchschlag von Aeneas Silvius.

Augenblick zum Wanken und sie versprach zu entfliehen.

Allen Verdacht zu entfernen, verließ er die Burg und bezeichnete ihr den Weg nach seiner Waldveste. Als bald darauf in ihrem Vaterhause Vorbereitungen zu einem Feste getroffen wurden, ohne daß Einer ihr sagen konnte, zu welchem Zwecke, befestigte sie dieß in ihrem Wahne, an eine erzwungene Verbindung, und die Strenge ihres Vaters kennend, der niemahls Widerspruch duldete, entschloß sie sich um so leichter zur Flucht. Eine kurze Zeit erlag ihr zarter Körper dem Kampfe zwischen Liebe und Kindespflicht, und Ermattung hielt sie auf dem Krankenlager fest, so daß die verabredete Zeit zur Flucht bereits verstrichen war.

Kaum genesen, machte die Jungfrau sich auf, und unter dem leicht glaublichen Vorwande: das Gnadenbild einer Waldkapelle zu besuchen, um für ihre Genesung zu danken, verließ sie das väterliche Schloß. Wirklich zog sie nach dem heiligen Orte, Glück zu erflehen, für ihre Gefahrvolle Verbindung. Während aber die Begleiter vor dem Kirchlein ihrer harrten, hatte sie sich durch ein Hinterpförtlein entfernt, und eilte auf den geheimen Pfaden, die ihr Verführer genau beschrieben hatte, nach dessen, nicht ferne gelegener Waldburg.

Dazumahl währten die Andachtsübungen länger als bei uns in neuerer Zeit, und Tage brachten fromme Seelen vor Gottes Altar in brünstigem Gebethe zu. Darum machte sich das Gefolge des Fräuleins keine Sorgen, als Stunden vergangen waren, und die Gebietherin noch nicht zurückkehrte. Diese eilte auf den Flügeln der Liebe dem Wohnsitze des Ritters zu. Freudig pochte ihr Herz, als, bei ei-

ner Wendung des Pfades, die stattliche Veste vor ihren Augen lag. Munter stieg sie empor, glühend vor Sehnsucht nach dem Heißgeliebten.

Die Brücke fand sie herabgelassen, das Thor aber verschlossen. Sie pochte und auf der Warte erschien der Zwerg, von dem sie Einlaß begehrte und ihren Nahmen nannte. So schnell als ihm möglich war, eilte der Kleine herab, öffnete, beschwor sie aber schleunig zu fliehen, wenn sie nicht Räubern in die Hände fallen, Leben und Ehre verlieren wolle. Erstarrt vor Entsetzen stammelte sie den Nahmen, den ihr Verführer sich gegeben hatte, und fragte, ob sie nicht vor der Burg desselben sey? Der gutherzige Zwerg erzählte ihr nun, daß dieser kein Anderer, als der furchtbare Ulrich, und die Veste, vor der sie stehe, das verrufne Raubnest Schwarzburg sey, das manche, gleich ihr bethörte, Jungfrau betreten, noch Keine aber lebend verlassen habe. Schon vor Wochen hätte der Räuber sie erwartet, und ihr wüthend Rache geschworen, weil er sich getäuscht wähne. Jetzt sey er eben mit seinem ganzen Anhang ausgezogen, und kehre bald heim, noch sey es Zeit zur Flucht. Eben wollte die Unglückliche, welche von dieser Nachricht niedergedonnert, von Reue und getäuschter Liebe gemartert, halb ohnmächtig hingesunken war, sich empor raffen, da sprengten die Räuber den Berg herauf.

Jetzt war es zur Flucht zu spät. Da zog der Zwerg sie hinein, und wies ihr einen verborgenen, dunklen Gang nach der Burg, wo sie sich sollte verborgen halten, bis die Mörder das Raubnest wieder verlassen hätten. Von Todesangst gejagt eilte sie aufwärts und kam zuletzt in ein Gemach, aus dem Fenster in die anstoßende Halle gingen.

Bald kam Ulrich und seine Schar in die Halle, unter Gefluch und Gelächter, einige Fräulein mit sich schleppend, welche sie auf gleiche Art aus dem Vaterhause gelockt hatten, und die der Gräfin wohl bekannt waren. Mit Bitten und Thränen suchten die Geraubten ihre Entführer zu erweichen, welche ihnen Spott und Hohngelächter zum Trost gaben, und gewaltsam ihre Liebkosungen aufdrangen. So zechten die Wüthriche eine Weile, und ergötzten sich, mit teuflischer Schadenfreude am Jammer der Entführten. Dann aber erhob sich ihr Haupt und erklärte, daß ein wichtiger Zug ihnen nicht länger Zeit gönne, der Ruhe und des Vergnügens zu genießen, ließ die gefangenen Jungfrauen vorläufig ihrer Kleinode berauben, und sie dann in abgesonderte Gemächer führen. Darauf stürmte er mit einem Theile seiner Raubgenossen fort, Verwünschungen gegen jene Treulose ausstoßend, die seinen Schlingen entgangen sey, und an der er sich furchtbar rächen wolle.

Dieß Alles sah und hörte die Gräfin verborgen, durch die Fenster des kleinen Gemaches und starb schier vor Angst und Herzenleid. — Mit welcher Sehnsucht hatte sie dem Tage entgegengeharrt, mit welch schauerlich süßem Entzücken war sie den beschwerlichen Pfad hinangeklommen, und nun sah sie den Geliebten in solcher Gestalt wieder. Es war wohl noch derselbe kräftig schöne Mann, doch in diesem Manne sah sie nur den ärgsten Scheusal seiner Zeit; es war noch die wohl bekannte, süß lockende Stimme, aber sie ertönte mit Hohn und Spott gegen die flehende Unschuld, donnerte Flüche und Drohungen gegen sie, der er den Segen des grauen Vaters gestohlen!

Jetzt war die Burg bewacht, und dahin die Hoffnung unbemerkt zu entrinnen. In ihrem Verstecke mußte sie verschmachten, oder sich in die Hände jener Schändlichen liefern, und wenn sie dann auch einst ihrer Gewalt entfloh, so durfte die Entehrte, die seines Stammes Ruhm und Adel durch heimliche Flucht aus dem Vaterhause geschändet hatte, sich niemahls wieder vor das Angesicht des erzürnten Vaters wagen.

Im halben Wahnsinn stürzte sie fort aus dem Gemach, ohne selbst zu wissen wohin. Sie verirrte sich in den Gängen und gelangte endlich an eine Treppe, deren Stufen in die Tiefe leiteten. Eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß dieß ein Weg zur Rettung seyn könne und weckte sie aus ihrer Betäubung. Sie eilte rastlos forwärts durch die Krümmungen des Felsenganges. Oft wollte sie ermattet hinsinken an den nassen Wänden. Endlich erreichte sie den Ausgang, der in den Dickig des Forstes führte, wo sie, glühend vor Angst und Anstrengung, sich tödtlich ermüdet ins Gras warf.

In den balsamisch duftenden Gräsern, umfächelt von reiner, kühler Luft, sammelte sie, nach einigen Stunden, so viel Kräfte, um sich wieder zu erheben. Aus vollen Herzen dankte sie erst dem Himmel für ihre Rettung, dann machte sie sich auf, den Weg nach dem Kirchlein zu suchen. Schon sank die Sonne hinter den Bäumen hinunter, als sie endlich ihr Gefolge erreichte, welches, vor dem Gotteshause ihrer Rückkunft harrend, mit Staunen emporfuhr, als die Gräfin, anstatt aus der Thüre der Kapelle zu treten, verstört mit zerrißenem Gewande, fliegendem Haar, bleichen Angesicht und erloschenem Auge durch die Wildniß dahergeschweift kam.

Nimmer müde, die Rosse antreibend, eilte sie im schnellsten Laufe, den sie auszuhalten fähig war, nach der Vaterburg heim. Dort fand sie einen alten Freund ihres Vaters, denselben, welchen ihr der Räuber als den aufgedrungenen Bräutigam vorgespiegelt hatte, und zu dessen Empfange das Fest war bereitet worden. Offen bekannte sie ihr Vergehen, enthüllte die Geheimnisse der Räuber, und verrieth die lang verborgene List derselben, mit welcher sie ihre Opfer lockten.

Der alte Graf verzieh der Tochter, zu erfreut, über die glückliche Abwendung des nahmenlosen Unheils, welches sein einziges Kind bedroht hatte, um in diesem Augenblicke zürnen zu können. Ohne Verzug both er seine und seiner Freunde Streitkräfte auf, und zog, nach wenig Tagen, vor die Räuberburg. Während ein Scheinangriff die Mordgesellen auf die Mauern lockte, führte die Gerettete eine erlesene Schar durch den unterirdischen Gang, der ihr die Freiheit gegeben hatte; drang in die innerste Veste, und nahm sie ohne Widerstand. Ulrich war noch nicht heimgekehrt; seine Knechte auf den Mauern, nun von zwei Seiten angegriffen, wurden überwältigt, das Raubnest den Flammen übergeben.

Als Ulrich auf der Heimkehr die Flammen empor lodern sah, rannte er mit Windeseile und Tigergrimm durch einen andern Gang in die Veste empor, um, wenn gleich Rettung zu spät komme, schleunige furchtbare Rache zu nehmen, an den überraschten Feinden!

Kaum aber war er dem Ausgange entschritten, so stürzten die Felsengewölbe ein, einen Theil seiner Gesellen, denen er weit vorangeilt war, zerschmet-

ternd die Andern von ihm trennend. Die Halle, welche er betreten, hatte bereits die Wuth der Flamme verwüstet; das Gewölbe war eingestürzt, mit ihm die Treppe, welche aus derselben leiten sollte.

Da stand nun der bleiche Wüthrich zwischen den unersteiglichen glatten Wänden, dem wüthenden Hunger zum Raube, oder wehrlos (— das einstürzende Gestein des Ganges hatte sein Mordschwert zertrümmert, ihn selbst aber grausam verschont.) — seinen Feinden ein Ziel gerechter Rache, wenn sie ihn fanden.

Da zogen Wuth und Schmerz ihren Nebelschleier um sein Gehirn, da schlug wahnsinnige Verzweiflung die Geierkrallen um sein Herz, da streckte er frevelnd die geballte Faust gen Himmel, von welchem dumpf hallende Donnerwolken tief herabhingen. — Frevelworte wanden sich kreischend aus der gepreßten Brust, von den bleichen, bebenden Lippen — Ein bläulich weißer Schein erhellte die nächtliche Finsterniß, — gleich einer glühenden Feuerschlange — fuhr ein Blitz durch die Wolken — der Strahl zuckte herab auf des Frevlers Haupt, und von den krachenden Donnerschlägen umtos't sank er entseelt zurück. — So trafen ihn seine Feinde, die ihn überall gesucht, sein Gebrüll gehört und die Mauer überstiegen hatten.

Viele Gefangenen, darunter Mancher und Manche, die jahrelang der Freiheit oder dem Ende ihrer Qualen entgegen geseufzt hatten, aber noch mehr modernde Gerippe Verschmachteter wurden in den Höhlen und Verließen gefunden. Und auch von den Befreiten genoßen die Meister die Freiheit nur wenige Tage.

Am glücklichsten darunter waren jene Fräulein welche die Räuber an dem Tage eingebracht hatten, an welchem die junge Grafentochter in der Räuberburg war; denen die Hülfe nicht zu spät kam, um nebst ihrem Leben auch ihre Ehre zu retten.

Unermäßliche Schätze wurden gefunden, und ihren rechtmäßigen Besitzern, wenn diese aufzufinden waren, überliefert. Den Rest theilten die Sieger unter sich und vertrümmerten das Raubnest mit aller aufzuwendenden Müh, und unzerstörbarer Geduld, vom Grunde aus, und vertilgten es ganz vom Erdboden.

Dahin war der Räuber und seine Mordgrube, sein Nahme aber blieb immer noch fürchterlich, und scheu schlich der nächtliche Wanderer an der Stätte seiner Unthaten vorbei, wo nur bleiche Nebelgestalten und Seelen der verdammten Missethäter ihren höllischen Spuck trieben.

Der Zwerg? — der gute Kleine war verschwunden; ob er im Getümmel den Tod gefunden, ob er entflohen war, man weiß es nicht.

Andere erzählen die Rettung der Gräfin, über deren weitere Schicksale man gleichfalls nicht einig ist, ungefähr wie in der »Räuberbraut,« oder der »Mausfalle« und lassen auch sie den abgehackten Finger mit dem Ringe mitnehmen, und den Raubritter an der Tafel in die Hände der Gerechtigkeit fallen — andere entspringen, und mit seiner Raubburg in der allgemeinen Zerstörung untergehen.

Der Brautwerber.

(Oberösterreichische (tyrolische) Sage)

Ein schwarzer Flor hing vor dem Mond und verschleierte sein bleiches Todtengesicht; die Eule schrie; der Nachtwind pfiff; da jagte ein Reiter durch die Schatten der Nacht, und hinter ihm drein die Schaar der schwarzen Häscher. Dunckelroth flammte das Licht ihrer Fackeln und Leuchten durch Haselbusch und Tannenzweige.

Rastlos spornte der Flüchtige den weißen schaumbedeckten Hengst, mit blutigem Stachel, durch Geklipp und Sumpfesmoor. Als würde er von Höllengeistern gehetzt, braus'te er auf dem dampfenden Rosse, das wild knirschte und bäumend vom Neuen die scharfen Hufe in den Boden einschlug, durch Nacht und Nebel, bis die Mondesscheibe erblassend, vor dem Tageslichte, scheu wie ein Gespenst, sich verbarg.

Und wie er das matte Thier den Berg herum wendete, da entstieg dem überhangenden Felsen am See eine Veste, altergrau, und geschützt mit Thürmen uud Warten. Die dunkle Burg lag gleich einem finsteren Gewölk vor dem Tagesglanze, der die Gipfel der Alpen bereits umstrahlte; am blauen See aber zog sich ein blinckender Lichtstreifen hin.

Klirrend warf er das Visier zurück, hob sich in den Bügeln und spähte nach Etwas. Da schaute er die Maid, im losen Morgengewand am Söller lehnend, wie sie, ausweinend ihren Gram, ihre Thränen in den blauen See zu ihren Füssen fallen ließ. Hastigen Sprunges jagte der Ritter bergan, durch Brückenthurm und Thorweg in den Zwinger. »Dank mein treues Rößlein, daß du mich der Gefahr entzogen!«

keuchte er, stieg ab, und tos'te klirrend zum Söller empor.

Dort umfing er die Braut in wilder Lust, und bedeckte ihren Mund, Stirn, Wange und Nacken mit glühenden Küssen.

»»Ach führst du mich heim? Ist er nicht mehr so hart Dein grauer Vater.««

»Hu! — Laß mir den Alten, Liebchen! Ich bin frei, und heute noch reich ich Dir das gold'ne Ringlein.«

Da dröhnte Waffengerassel und Hufschlag den Thalgrund herauf, und ängstlicher blickte der Ritter hinab mit der bangen Braut.

»»Siehst Du sie, Lieber? Im schwarzen Panzer reiten sie, gleich den Häschern des Hochgerichtes!««

»Laß reiten! Sind Jäger. Sie jagen nach ihrem Wild!«

»»Ach du irrest, Trauter! Sie toben herauf zu uns! Die Burg wiederhallt von ihren Tritten! Wen suchen sie bei mir?!«

Da erblaßte der Ritter und mit aschfarbigen Lippen stammelte er zur zagenden Braut:

»Fragst Du noch wen sie suchen? Du hältst ihn ja in den Armen, den Verbrecher! Hör' an! — den Vater mein, der uns geschieden — ich hab ihn heut Nacht — in die Fluth gestürzt!«

Erbleichend sank die Jungfrau auf den Boden hin — der Vatermörder schaute sie grinsend an — Leidenschaft und Gewissensangst hatten sein Haupt mit Wahnsinn umhüllt. Erstaunt vor innerem Grausen, hörte er ohne Regung die wilde Schaar heranbrausen — stumm und willenlos ließ er sich greifen, binden, und auf ein Roß heben. Der finstere Schwarm

führte seinen Raub mit gräßlichem Gejauchze von dannen.

Und als zum dritten Mahle sich das Morgenroth über die Zackenhäupter der weißen Glätscher glühend erhob, lehnte wieder die Jungfrau im Erker, lilienbleich, im losen Morgengewand und flatterndem wirren Haar, hinuntergewendet den Thränenblick ins bange stille Thal.

Da wimmert kläglich und leis eines Glöckleins Klang zu ihr herauf; — wie ein schneidender Dolch durchzuckt der Laut ihr Herz, und starrend schaut sie ins neblicht Thal. Da wallt von Priestern und Knechten umgeben, ihr Liebster, im Nelkenkranze, mit brennendem Lichte, zwischen der schwarzgepanzerten Häscherrotte, zum moosigen Hochgerichte hin. Noch einmal hebt er das gesenkte Haupt empor zu ihr, und aus dem Todesgrauen schaut er sehnsüchtig zu ihr nach dem Söller herauf! —

Da steht der Zug. — Der Vatermörder kniet hin, das blinkende Beil erhebt sich — doch wie es sausend fällt, — da wirft sich die Jungfrau schreiend, umflattert vom fliegenden Gewand, vom Marmorgeländer hinab, und wie es dröhnend, den Nacken durchschneidend in den Block fährt — umfängt der Silbersarg der Wellen die schöne Leiche der klagenden Braut.

Die drei Kaiserinnen.

(Geschichtliche altteutsche Sage.)

Zu Speier, im Dome, wo die Gräber der Kaiser prangen, standen drei hohe Frauen gesondert von des Volkes buntem Gedräng und betheten. Die Menge entströmte bereits dem dunklenden Hause, jene blieben zurück voll Innbrunst die Lippen bewegend. Zwei lagen in Trauerflören am Grabmahle des Gatten auf den Knien, die dritte stand stolz und aufrecht in der Mitte des Gewölbes und flehte um dauerndes Glück für den Gemahl und sein Haus.

Und wie die drei im Gebethe hingegossen weilten, sank Dunkelheit auf den Dom herab, immer finsterer wurde es in den Gewölben, dunklere Schatten warfen die mächtigen Pfeiler, spärlicheres Licht ließen die buntgemahlten Fenster durchdringen; herabgebrannt waren die Kerzen, matter flackerten die Ampeln und warfen ein geringes, ungewisses Licht auf die schwärzlichen Wände. Die Nacht schien in den Dom eingezogen und das Haus Gottes in ein düsteres Grab verwandelt zu sein. —

Die Frau im Schiff des Domes fährt plötzlich aus ihrer Begeisterung empor und schaudert; denn von der Rechten, wie von der Linken hallt ihr tönendes Weh gebrochner Seufzer entgegen, dringt wimmernder Klageton an ihr banges Ohr.

Sie faßt Muth und schreitet näher. Da regt es sich — zur Rechten und Linken kniet eine schwarz verhüllte Trauergestalt. Zurückbebend und mit Grauen ruft sie die Gestalt zur Linken an:

»Was treibst Du hier am heiligen Ort, und wer bist Du? Die Gattin des Luxenburg, Deine Kaiserin steht vor Dir!«

»Und ich,« wimmert es ihr entgegen, »bin Adolfs von Nassau Wittib, dem Albrecht von Habsburg Reich und Leben geraubt *). Am Grabe des Erschlagenen lieg ich hier und flehe Verderben herab auf Albrechts Geschlecht!«

Da regt sich die schwarze Gestalt zur Rechten und in erschütternden Tönen ruft sie: »Was beschwörst Du Rache vom Himmel herunter! Genügt Dir die Rache nicht, die er gegeben hat? Mein Gemahl ist verblutet, unter des Brudersohnes Hand, die Krone des Reiches von seinem Hause genommen und Habsburg, das Albrecht zu mehren gedachte, gebunden, geschmälert und machtlos!«

Da erhebt sich die jüngste Kaiserin gebietherisch: »Ihr Frauen schweigt beide und duldet still, denn wahrlich Jene litten nicht unverschuldet. Adolf ließ sein junges Leben an Albrechts Lanze, ob rechtloser Willkühr und toll kühnem Muth, und Albrechten ergriff des Verhängnisses Hand, weil er seine nach fremdem Gut ausgestreckt.

*) In der Entscheidungsschlacht am Hasenbühl. Adolf von Nassau fiel Albrechten an mit der Drohung: »Nun gilts Dein Leben!« und stach das Roß des Feindes nieder. »Oder so Gott will, Deines,« erwiederte Albrecht, und im Kämpfen stieß er Adolfen durchs Visier. Durch Albrechts klugen Einfall Friederich den Streitbaren nachzuahmen, — (der in der Schlacht bei Laa den Angriff auf die Rosse zu richten befahl) — wurde das Blut der Menschen geschont und doch die Schlacht schnell entschieden.

Ihr eitler Hochmuth war ihr Verderben, Ihre Sünden haben ihr Haus so arm und klein gemacht. Klagt nicht an, ehrt Gottes Allmacht, welche den Verblendeten straft, und nur reine Gefäße erwählt und erhält.

Darauf die Beiden zugleich rufen: »Halt inne! Halt inne! Dein Frevel erregt mir Schauder. Die Luxenburg können verlöschen, wann Habsburg und Nassau in Blüthe prangen! Ein zweiter Albrecht*) ein anderer Adolf**) kann Habsburg, kann Nassau vom Falle erheben! Und wie nun wir vom bittern Leid zerrissen weheklagend am Grabe des Gatten gelegen, kann Gottes Gericht Dich heute noch hinstrecken.“

Darauf reichen die Feindinnen sich die Hände Arm in Arm sich umschlingend, schreiten sie versöhnt aus dem Heiligthume.

Der Luxenburgerin aber bringt bittres Weh ans Herz, grause Ahnung durchdringt sie, als stände sie am Sarge des Gemahls. Die Sinne schwinden ihr, sie wankt, — da hallen Tritte, tönen Stimmen — Diener fragen nach ihr — sie bringen die Kunde:

»Heinrich von Luxenburg ist todt!

---

*) Albrecht II. teutscher Kaiser, Herzog zu Niederösterreich, König zu Ungarn und Böhmen.

**) Adolf, Churfürst und Erzbischof von Mainz.

Der Untergang von Schönberg.

(Böhmische Sage.)

Uralt war Schloß Schönberg. Als im fünften Jahrhunderte noch die Markomannen in Böhmen haus'ten, bestand diese Burg schon als der Sitz eigener Grundherrn, die stolz, kühn und fest wie ihre Mauern, im doppelten Schutze des umgebenden Forstes, sich der ganzen Umgegend furchtbar machten.

Ludwig der Teutsche zerstörte Schönberg 845 im Kriege gegen den aufrührerischen Herzog Hostiwit. Im eilften Jahrhundert riß es der, durch seinen untilgbaren Haß gegen das Haus der Przemysliden, berüchtigte Stamm der Wrschowetze an sich.

Nach mehr als zweihundert Jahren, seit es in Besitz seiner neuen Herren war, fand Schloß Schönberg, durch die Frevelthat seiner letzten Besitzerin den Untergang. Die Witwe Mraczeck's von Wrschowetz, wollte sich zum zweiten Mahl vermählen, und ließ die Burg mit fürstlicher Pracht schmücken. Ohne Erbarmen trieb sie ihre Knechte, die Zurüstungen zum glänzenden Feste zu fördern, und gönnte den, von unsäglicher Müh und endloser Arbeit, tödtlich Ermüdeten, nicht einmal am Tag des Herrn kurze Rast; die mahnenden Priester schnöde zurückweisend.

Endlich war der eitle Prunk bereitet, und das Fest jener Frau, der das höchste und heiligste minder galt, als ihre schnöden Erdenfreuden, sollte allbereits beginnen. Am Pfingsttage

war es, als Scharen von glänzenden Dienern, dem Anfange des, mit nie gesehener Pracht zu feiernden Beilagers, entgegensehend, sich durch die Gänge drängten; einer nach dem andern der zum Brautreihen beschiedenen Gäste eintraf, und Alles sich der wildesten Lust zu überlassen begann. Da schlug ein Blitzstrahl in dieß Haus der Freude — mit solch zerstörender Kraft, daß alle Gewölbe einstürzten, die Frevlerin mit dreizehn Andern unter den Trümmern begraben, die Burg aber ein Raub der, mit unbegreiflicher Schnelligkeit um sich greiffenden Flamme wurde.

Der erste Herberstein.

(Innerösterreichische Sage.)

Nach einer uralten Sage heißt es, daß in der Schlacht, die der große Otto am 19. August 955 im Lechfelde schlug, ein Landmann, Heribert genannt, wacker und mannhaft mitfocht. In dieser Schlacht vertilgte der Held der teutschen Ehre, das Feindesheer so gänzlich, daß nur sieben Führer dem Tode, nicht der Schande entronnen ins Vaterland zurückeilen konnten; daß dieß kühne Volk es seitdem aufgab, Teutschland, als wäre es ein offner Weideplatz, schreckhaft und räuberisch zu durchreiten. Durch Moräste und Verhaue suchten sich die Magyaren gegen einen kommenden Einfall zu schützen. Seit diesem Tage erst gab es wieder ein Oesterreich und ein Steiermark.

In dieser Würgeschlacht hatte sich Herbert die goldnen Sporen verdient und wurde auf dem Schlachtfelde zum Ritter geschlagen. Darauf baute er, in den Tagen ruhmvoll erfochtner Ruhe, in Feindesnähe, an den Ufern, welche das wilde Gewässer der Feistritz in der Steiermark durchtobt, einen festen Wohnort (Stein) der nach ihm Herbertstein, Herberstein geheißen, des neuen Geschlechtes Nahmen dem kommenden Jahrhunderte nennen sollte, wie des Dietrich Stein, den der Dietrichsteine.

Mit echt ritterlicher Demuth und Treue mahlte sich Heribert auf seinen Schild den weißen Sparren, auf welchem der Pflug nach dem Acker und vom Acker geführt, ruht. So ist das Bild noch heutzutage, umgeben und vermehrt mit andern reichen Ehren, in der Hersteine Wappen zu sehen. Heribert war der Beglückte, der aus einem gesegneten Hause, — dessen neun Schwestern in rühmlicher Armuth sich aus Einem Mantel verheiratheten, — unter sieben Brüdern der Erste eine ritterliche Hose trug, und bei der Beschränktheit des kleinen, nur an Kindern fruchtbaren Haushaltes mit den geliebten Brüdern theilte.

Der Roßtrapp.

(Niedersächsisches Volksmährchen)

Im Vorgebirge des Nordharzes hinter Thale, erhebt sich an der Bode ein Fels, welcher

eine länglichrunde Vertiefung zeigt, »Roßtrapp« genannt, weil sie Aehnlichkeit mit einem Mahle hat, das ein riesenhafter Pferdhuf im Boden zurückläßt. Ueber dessen Entstehung hört man folgendes Mährchen.

Vor vielen Jahrhunderten saß auf dem Königsstuhle der Böhmen ein Fürst, der eine wunderschöne Tochter hatte. Unter ihren vielen Freiern war ein gewaltiger Riese. Der König fürchtete, der grimmige Bewerber möchte die Tochter, falls er sie ihm weigere, sich selber nehmen, und im unbändigen Zorn ihn und sein Volk erschlagen; darum sagte er ihm die Hand der Schönen unverweigert zu, und willigte darein, daß gleich folgenden Tages das Beilager sollte gehalten werden.

Weinenden Auges klagte die Königstochter ihre Noth dem Geliebten ihres Herzens und dieser rieth zur schleunigsten Flucht. In der Nacht gingen sie mit einander in den Stall, wo des Riesen ungeheurer Rappe stand. Mittelst einer Leiter erstieg die Königstochter des Thieres breiten Rücken. Der Geliebte hieb mit seinem Schwerte die Kette entzwei, woran es gebunden war, schwang sich dann selber hinten auf zu seiner süßen Lieb' und im vogelschnellen Flug ging es nun über Stock und Stein, auf und davon. Klug hatte die Königstochter ihre Kleinode mitgenommen, und sogar des Vaters köstliche Krone aufgesetzt.

Indem die Liebenden selbander in die Nacht hinein ritten, ohne zu wissen wohin, fiel es zum Unglücke dem Riesen ein, in dieser Nacht einen Lustritt zu machen. Er erhob die ungeschickten,

tausendpfündigen Glieder, um sich den Leibhengst zu satteln, der helle Mondschein leuchtete ihm dazu. Mit Staunen fand er den Stall leer. Da weckte der Unhold das ganze Schloß mit dem Gebrüll: „Heh! wer hat mein Pferd gestohlen!“ In Todesangst lief Alles durch einander. Ihn zu besänftigen, wollte man die süße Braut wecken! — aber ihr Bett war leer, sie selber nirgends zu finden! Da gab es neuen Spuck. Ohne sich viel zu besinnen, warf sich der vier Ellen lange Bräutigam auf den nächsten starken Gaul, und hui! sauste in die Nacht hinein, sein Spürhund (das war Lucifer) ihm voran, witterte bald den Weg, den die Verliebten genommen hatten.

Unfern des Harzwaldes hätte sie der Riese beinah ereilt. Die Jungfrau aber, welche im Mondscheine den Verfolger hintendreinjagen sah, wendete das Roß waldeinwärts und sprengte fort, bis der Abgrund, durch welchen die Bode fließt, die Flucht hemmte. An der Spalte stutzte der Rappe und schaut in die rauschenden Wellen hinunter. Die Liebenden sind in höchster Gefahr! Fast hat der Riese sie erreicht; da befiehlt sie sich Gott, stößt muthig das Roß in die Seiten, und mit einem so gewaltigen Ansatze, daß es den Eindruck eines Hinterhufes im Felsengrunde zurückläßt, springt das edle Thier über den Schlund und die Liebenden sind geborgen.

Jetzt blickt die Königstochter hinter sich! — in gestrecktem Laufe kommt der Riese nachgebraust und treibt den Gaul zum Sprunge an. Der ungeheuren Last halber springt die Mähre zu kurz, der Verfolger plumpt hinab, und Roß und

Mann verschlingt der zischende Abgrund. Die Königstochter auf dem jenseitigen Rande sieht den Sturz und tanzt vor Freuden, davon heißt noch jetzt diese Stelle der Tanzplatz. Im Taumel des Sprunges war ihr aber die Krone vom Haupte und in den Kessel der Bode gefallen, wo sie noch heute liegt. Ein großer schwarzer Hund mit glühenden Augen wacht dabei. Mehr als Ein Taucher hat um sie das Leben gewagt, keiner aber hat sie gewonnen. Jeder sagte bei seiner Zurückkunft aus, daß jede Müh fruchtlos bleibe, denn wie man der Krone nahen wolle, sinken Hund und Kleinod immer tiefer, daß man zuletzt von dem Vorhaben wohl ablassen müsse.

Die Teufelsbrücke.

(Schweizer Mährchen.)

An dem Alpenpasse, der von der Schweiz über den Gotthart nach Italien führt, liegt eine uralte Brücke, welche die Teufelsbrücke heißt, und über die Reuß gespannt ist. Von ihrer Entstehung erzählen sich die alten Hirten folgendes:

Ein Schweizerhirt mußte sich, so oft er sein Mädchen besuchen wollte, welches sehr fern von ihm daheim war, allemahl sich mühsam durch die Reuß arbeiten, oder einen weiten Umweg nehmen.

So stand er wieder einmahl auf der Felsen-

höh' und bedachte, mit welcher Anstrengung er sich wieder durch den brausenden Fluß drängen müsse, um das jenseitige Ufer zu erreichen, und rief ganz ärgerlich: »Ich wollte, der Teufel wäre da, und baute mir eine Brücke da hinüber!«

Im Augenblicke stand ein Männlein vor ihm, gab sich ihm als den »Gott sei bei uns« zu erkennen, und versprach die geforderte Brücke zu bauen, wenn er ihm das erste lebendige Wesen verschreiben wolle, was sie überschreiten würde.

Der Hirt willigte darein, und wie der Wind dahinweht, war die Brücke fertig. Der Bursche trieb eine Gemse vor sich her, um sein Versprechen zu erfüllen; er selbst ging hintendrein.

Der Teufel, welcher gerechnet hatte, der verliebte Schäfer würde, Alles vergessend, über die Brücke laufen, sah sich betrogen, zerriß das Thier wüthend in Stücke, die er aus hoher Luft auf die Brücke herabfallen ließ.

Dieß Mährlein wird nicht bloß von der Reußbrücke, sondern beinahe von allen Brücken des Mittelalters erzählt. Ebenso verbreitet ist ein ähnliches, von einem kunstfertigen Schüler, der die eine Hälfte der Brücke oder des Domes mit Satans Hilfe besser baute, als der Baumeister, sein Lehrer, die andere.

Theuerdank auf der Gemsenjagd.

(Geschichtliche Sage.)

Bekannt ist Theuerdanks (Kaiser Max I.) Abentheuer auf der Martinswand. Es ist das berühmteste, aber nicht das einzige, welches der Held auf der Gemsenjagd zu bestehen hatte. So ging einmahl ein ungeheuerer Stein ober ihm los, dem er nur durch schnelles Bücken entging, und zugleich auch noch den Jäger, den der Fels getroffen hatte, zurückhielt, daß dieser nicht die Wand hinabgerissen wurde.

Im Hallthale bei Hall gegen den Salzberg hörte er, eben zur Jagd reitend, das Getöse dreier großer Lawinen, die, hohe Tannen mit sich fortreißend, herabstürzten. Kaum daß er durch die äußerste Schnelligkeit seines Rosses der Gefahr entging. Eben dort blieb er mit Einem Fußeisen im Boden haften, und ließ, im Bestreben, den Fuß aus der Spalte zu ziehen, die Kletterstange über die hohe Wand hinabfallen. Hätten nicht die Jäger ihn rufen hören, er wäre wie auf der Martinswand in Gefahr gewesen, zu verschmachten.

Im Steinacherthal, gleichfalls auf der Gemsenjagd, rollten einst große Steine herunter, die ihm den Hut vom Kopf schlugen, und mehrere Jäger beschädigten. Im nähmlichen Thale kam ein Felsstück vom Gebirge los, das, weil Theuerdank sich blitzschnell unter eine Wand legte, über ihn hinausprallte.

So hätte auch in eben dem Thale, einst ein großer Gemsbock, den er von unten hinauf ge-

schossen, ihn rettungslos über die mehr als hundert Klafter hohe Wand mit sich hinabgerissen, wäre das Thier nicht an einem großen Stein abprallend, über ihn hinausgeschleudert worden.

Theuerdank hörte, daß auf dem Wege nach dem alten Hauptschlosse Tyrol, in einer fast unzugänglichen Höhle, ein alter, ungeheurer, weitgefürchteter Bär hause. Gleich wagte sich der Held dahin, traf das Unthier, welches sich sogleich gegen ihn aufrichtete und schleuderte den, zu halben Schaft ergriffnen Spieß, so heftig dem Bären in den Bauch, daß dieser den Abgrund hinunter stürzte.

Im Achenthale, von Pertisau hinein, im Gebirge längst dem dunklen langen See, wagte er einer Gemse wegen, die auf dem gegenseitigen Schroffen war, einen unglaublichen Schwung mittelst des Schaftes seines Jagdspießes, den er an einen Stein ansetzte. Ein Windstoß hob ihm den Spieß aus; da hätte er sich an den Klippen in Stücke gefallen, wenn er nicht, durch eine Gewandtheit und Geistesgegenwart, wie sie nur ihm eigen war, sich im Gleichgewicht erhalten, und seinen vorigen Stand wieder eingenommen hätte.

Das Lied vom Theuerdank scheint offenbar darauf anzuspielen, daß Maxens Abentheuer auf der Gemsenjagd weniger Folgen einer wilden Lust und allzuweit getriebenen Kühnheit waren; als fluchenswerthe Nachstellungen, und boshafte Verlockungen, — sei es seiner Feinde an Siegismunds Hofe, sei es eines auswärtigen, feindseligen Hauses.

Darum lockt ihn bald Fürwittig (sein Vorwitz als Ursache mancher Gefahren personifi-

cirt, und redend eingeführt. Eben so) — bald Unfalo (sein Unstern; wie es scheint, mehr sein unheilvolles Schicksal oder feindseliges Verhängniß, als eigentlicher, zufälliger Unfall, weil Unfalo einmahl nachsinnt, wie er den Theuerdank verderben könne) und Neidhart (der die nicht minder heftigen, fremden Nachstellungen bedeutet.) — an den Rand des Verderbens.

So erzählt das Gedicht, welches: »Die Gefährlichkeiten und Geschichten des löblichen, streitbaren und hochberühmten Helden und Ritters, Herrn Theuerdanks enthält, deß leichtes Blut und Fürwittig und Durst nach Entdeckungen und Versuchen nach Abentheuern und Gefahren trachtet, (nach einem lebendigen Leben, nach einem ewigen Schwingen, Schwanken und Schweben, auf der steigenden und fallenden Welle des Glücks; weil der Mensch verkümmelt im Frieden, und müssige Ruh des Muthes Grab ist) — daß

Unfalo einst im Gedanken saß, ob er noch Etwas finden konnte, wodurch der Held in Gefahr käme. In solchen Gedanken sah er einen guten Jäger, der übers Feld, an ihm vorbei eilte; dem rief er zu, anzuhalten, und vom Roß herab zu ihm zu kommen. »Merk fleißig auf mein Begehr,« sagte er zu ihm, »und behalt mein Bitt und Willen geheim bei Dir. Du kennst das böse Gebirg. Dort, wo man sich, vor Falle schier nicht bewahren kann, da möcht ich eine Gemsenjagd halten.«

»Auf meinen Eid!« sprach der Knecht, »ich weiß ein Gebirg, dessen Stein allweg losbrechen.« Unfalo sprach: »Das wird recht sein. Bestell'

zwei gute Knecht', lieber Jäger, daß der Eine mit Dir aufs Gebirg gehe, der Andere den Helden führ. Doch hab Acht, daß Du die Beiden wohl abrichtest: daß der Eine hoch am Gebirge steh, der andere mit dem Helden sei, und daß sie ihren Verstand brauchen, und alsbald, wann der Held an die Wand kommt, der obere Bauer einen Stein von rechtem Maß auf den Helden herunter rolle.« Der Jäger bestellte die Jagd also. Voll Arglist ging Unfalo zum edlen, hochgebornen Helden, und sprach:

»Ich hab ein ganz lustig Gejagd für Euch auserkoren, gebt mir Bescheid, ob es Euch gefällt.«

Theuerdank sagte ihm, daß er gern auf die Jagd gehen wolle.

Unfalo gab ihm einen Knecht bei, der ging mit dem Helden Morgens früh auf dasselbe Gebirg, das war von gewaltiger Höh und für wahr ein gefährliches Joch. Dem Bauer war der Weg wohlbekannt. Als er den Helden an den Ort gebracht hatte, über dem sein Gesell bereit stand, dachte er bei sich: »Ich will mich ein wenig davon machen, sie werden Steine auf den Helden herablassen, einer davon möchte mir eine Kappe kaufen!«

Da nahm der obere Bauer eben wahr, daß die unten zur Stelle wären, sah es zuvor mit Fleiß ab, den Helden zu treffen, und ließ dann die Steine wohlgezielt hinabfallen. Die Steine rollten mit Poltern und Krachen hinab. Obgleich aber dem Helden solches gemessen war, so kam es doch viel anders; denn die Steine hatten sich gewendet und auf den einen Bauer gelenkt, den sie hart zur Erde stießen. Der edle Held ergriff den Fallenden und hielt ihn fest, wodurch der Bauer dem Sturz entging.

Also traf Untreue seinen eigenen Herrn. Theuerdank dachte, es würden sich die Nachstellungen mehren, darum sprach er zu sich: »Es ist Zeit, daß ich mich davon mache, mich bedünkt die Sache sei mir durch einen Schalk zugerichtet, denn er sinnt stets auf meinen Untergang.«

Der edle Held säumte nicht lang, und ging auf einem besondern Weg vom Gebirg hinab. Als der Held zu Unfalo kam, nahm ihn dieser bei der Hand, und sagte: »Wie ist es Euch ergangen? Habt Ihr viel Gemsen gejagt?«

Der Held antwortete: »Der Bauern Untreu ist mannigfach. Es wurde mir ein Spiel zugericht, das mir schier zuviel geworden wär. Doch Untreu traf den eigenen Herrn.«

Solche Rede hörte Unfalo mit Unmuth und dachte: »Wie geht das zu, daß er jeder List von mir entgeht,« und er sprach zu ihm: »Edler theurer Held. Ich bitt Euch freundlich, mir glauben wollt bei meinem Eid, daß mir Solches im Herzen leid thut. Wißt ich, daß es ein zugericht Spiel gewesen, ich ließ denen, so Euch solches zugericht haben, nicht viel nehmen; (zur Strafe) das Leben müßte er darüber lassen.«

Mit den Worten verbarg er klug seine Untreu und falsche Lügen.

Daß hier nicht die Versteigung auf der Martinswand gemeint sei, sondern eine andere Gefahr auf dem Zirlergebirg, ist augenscheinlich. Ja das Abentheuer auf jener Wand ist aus dem Theuerdank gefließentlich weggelassen; weil der fromme Held sich dabei, wie von einer höhern Hand

ergriffen, bei dem Andenken daran — (das er alljährlich zu Wienerneustadt in seiner Einsiedelei, von Andern abgeschieden, in frommen Betrachtungen beging) eine heilige religiöse Scheu fühlte, die ihn abhielt, dasselbe in weltlicher Lust und Freudigkeit zu erwähnen.

Verschwunden ist die Stätte (Maxens Einsiedelei im kaiserlichen Schlosse zu Wiener Neustadt, wo sie, bei Umgestaltung der Burg in ein militärisches Erziehungshaus mit rücksichtsloser Barbarei zerstört wurde) wo der Held in christlich frommer Demuth das Andenken jenes Schrecknisses beging, doch das Gedächtniß im Gemüthe des Volkes lebt fort und fort, und würde leben, wäre auch nicht ein Buchstab davon verzeichnet worden. Häufig besuchen die Tyroler, besonders aus der Umgegend von Zirl, die gefahrvolle Wand, wo ein riesenhaftes Kreuzbild die Stelle bezeichnet, wo der theure Fürst, von Gottes freudiger Welt umgeben, von Tausenden gesehen, die ihn nicht retten konnte, verschmachten sollte; trotz des gefahrvollen, obgleich viel verbesserten Weges hinan. Gleich nach einem Heiligthume, werden Wahlfahrten hin gethan. Es schien, als wolle der Himmel dem viel bekämpft und gehaßten Hause Habsburg ein Pfand seiner unwandelbaren Huld geben, da er die Freude und Hoffnung der Völker erst mit nahmenloser Gefahr heimsuchte und als Rettung undenkbar schien, mit allmächtiger Hand in der Seinigen Arme führte.

Am Ostersonntag 1490 war Max I. nach der Tafel mit Siegismunds ganzem Hofstaat, und mit ihm die Herzoge Albrecht, Johann und Friederich von Sachsen, Wil-

helm von Meklenburg, die Grafen von Anhalt, Nassau, Fürstenberg, Hohenzollern zur Gemsenjagd aufgebrochen. Ueber Kluft und Klippe verfolgte er eine flüchtige Gemse. Plötzlich sah ihn der unten versammelte Hof, in solchem Verfolgen, oben am höchsten Grath erscheinen, und, bloß auf seinen Schaft gestützt, an der schroffen überhängenden Wand, herunter klimmen. Da läßt ein Strauch, den er gefaßt, vom Boden los, und zwei Klafter tief stürzte der Kühne hinab, ein vorspringendes Felsstück hielt ihn im Falle auf.

Nun aber vermochte er nicht vor, nicht rückwärts zu schreiten. Ueber sich die schroffen Felsen, unter sich die jäh ablaufende Martinswand, der steilste Felsen im ganzen Gebirge, hinter ihm wölbte sich eine Höhle; um ihn war nirgends ein handbreites Fleckchen, um den Fuß darauf zu setzen, kein Strauch, sich daran zu halten!

So saß Habsburgs letzter Sprosse hülflos zwischen Himmel und Erde! als eben die Vormauer der Christenheit, Konstantinns Stadt gefallen war; Friederich VI. aus seiner Väterburg, aus seinem Stammlande vertrieben, über alle Thüren seiner Wohnung schrieb: »Bey verlornen Dingen ist vergessen das Beste;« der kinderlose, schwache Siegmund dem Grabe zuwankte; wo Teutschland und Oesterreich in ihm den künftigen Widerhersteller der Ruh und Ordnung erblickten!

Maxmilian, um doch aus der peinlichen Ungewißheit zu kommen, schrieb auf ein Pergamentblatt: »Ob Rettung möglich sei?« und warf

es, mit einen Stein beschwert in den Abgrund. Keine Antwort tönte herauf. Er war zü sehr geliebt, Keiner wollte der Todesbothe seyn.

Der kranke Siegmund hatte sich in der Sänfte herbeitragen lassen, both Gold und Gut, sandte nach den Schwatzer Bergknappen, — both die kühnsten Kletterer auf, — Alles vergebens — es bestätigte bloß die volle Unmöglichkeit den Theuren zu retten.

Maximilian, als er keine Rettung vor sich sah, beschrieb ein zweites Pergamentblatt, begehrte, daß man nach Zierlein nach dem Priester sende, auf daß dieser ihn mit dem Hochwürdigen, das er in seiner Todesnoth nicht empfangen könne, segne. Ein Schuß sollte des Priesters Ankunft, ein zweiter anzeigen, wann dieser die Monstranze — die noch zu Zierlein aufbewahrt wird — zum Segen erhebe.

Man fand das Blatt, sein Wille wurde vollzogen und er bereitete sich gefaßt zum Hungertode. Beide Innufer waren bedeckt von Menschen, welche mit Trauermusik, zu Fuß und zu Roß zur Martinswand hingeströmt waren. Rastlos, obgleich vergebens hatten die verwegensten Alpenjäger die furchtbarsten Versuche gemacht. Schon begannen die Bergknappen auf der höchsten Abdachung des Gebirges ein Gerüst aufzuschlagen, um den Fürsten mittelst herabgelassener Stricke aufzuziehen, da — nach zwei und fünfzig Stunden, während denen er nichts als etwas Brot und Käse zur Nahrung hatte — da trat ein schöner, blonder Jüngling zu ihm, und führte den erstaunten Fürsten auf einem, zuvor nie gesehenen Pfad an den Fuß des Berges.

Kein Wunder, wenn der Gerettete und sein Volk in dem unbekannten Helfer, der keines Lohnes begehrte, einen Engel oder Bergesalten sahen; wenn er dem Hilflosen aus der geöffneten Wand zu treten schien, als er auf dem, zuvor von ihm, der (dießmahl doch die Fassung verloren) nicht wahrgenommenen Pfade zu ihm herantrat.

Während Max in die Arme seiner freudentrunknen Getreuen stürzte, war der Jüngling unter dem lautjauchzenden Volke verschwunden.

Solche Augenblicke des Schreckens, denen (wie allemahl, wo die Noth am höchsten, Gottes Beistand am nächsten ist) augenblickliche nie vorher gesehene Rettung folgt, und deren Oesterreichs Geschichte so viele zählt, erhärten des treulos consequenten, grausamen Richelieu berühmten Ausspruch:

So oft man meine, jetzt, jetzt endlich einmahl den sichern Todesstreich, auf dieses verwünschte Haus Oesterreich geführt zu haben, zieh' es doch immer ein bereites Wunder aus der Tasche!

Der Frevler.

(Oberösterreichische Sage).

Vor mehr als 500 Jahren lebte in Tyrol auf einem Bauernhofe zwischen Lengenfeld und Huben ein Bursche, der seiner Stärke und Ruchlosigkeit halber im ganzen Thal berüchtigt, deraß

gehaßt und gefürchtet war. Sie hießen ihn den Abdasbuben. Dazu war er noch der leidigen Hoffart und Modesucht ergeben, und der Erste des Thales, der seine Jacke aus Sammt gemacht trug.

Den Tag verzechte er, die Nacht hindurch zog er mit Burschen seines Gelichters auf Abentheuer aus. Da stellte er den Dirnen nach, suchte vorsätzlich mit ihren Liebhabern zusammenzutreffen, und fing dann Balgereien an, die fast allemahl mit einem Todschlag endigten. Obgleich ihm derob allerwärts blutige Rache geschworen war, so wagte doch der Stärkste nicht, sich mit dem furchtbaren Riesen in offnen Kampf einzulassen.

Eindringlich redete sein alter frommer Vater ihm zu, doch ein Mahl von seinem wüsten Treiben abzulassen, und einen andern Wandel zu beginnen. Einem Wilden hätte es das Herz bewegen müssen, der Abdasbub aber lachte seines greisen Vaters und trieb es nach wie vor.

Eines Abends bat ihn der Greis flehentlich nur dießmahl nicht mehr auszugehen, weil eine gräßliche Ahnung ihm drohendes Unheil vorhersage. Der Sohn verhöhnt aber den weinenden Alten, reißt sich los und stürzt sich in die Nacht hinaus.

Dennoch ergriffen, von den Ermahnungen des Greises, suchte er, durch einen finstern Hohlweg rennend, das aufwachende Gewissen durch ausgelassenes Jauchzen zu übertäuben. Da hört er mit Grauen, ringsum, aus dem tiefsten Abgrund herauf, sich antworten, als ob die Hölle ihm nachjauchze. Blaß und matt erreicht er die wüste Rotte, die seiner schon harrt.

Hier weicht die augenblickliche Anwandlung von Gewissensangst der lang gewohnten Ausgelassenheit, und er vollbringt in dieser Nacht mit seinen Spießgesellen die ruchlosesten, gefahrvollsten Streiche.

Erst steigen sie bei hübschen Dirnen ein und erschlagen die herbeieilenden Väter und Brüder. Heben die Hausthüren sorglos schlummernder Dorfbewohner aus den Angeln, und schleppen sie aufs Feld, auf Anhöhen. Sprengen einen Heustadel auf, ziehen einen Wagen heraus, und schieben ihn, mit vorwärts gekehrter Deichsel auf das Dach. Dann brechen sie in eine Kapelle ein, trinken den geweihten Wein aus, und sperren einen Ziegenbock hinein. Endlich stürmen sie die Hütte eines einzelnen Häuslers, mit Ungestüm ein Nachteinlaß von ihm begehrend.

Der Bestürmte ergreift die frisch geschliffne Axt, und von ihnen überwältigt, haut er dem Abdasbuben nach dem Kopfe, und spaltet ihm mit Einem Streich den Hirnschädel! Seine Spießgesellen schleppen den Verwundeten hinaus ins Freie, und setzen ihn dort auf einen großen Stein, der noch vorhanden ist. Zwar schlägt er die Augen noch einmal auf, vermag aber kein Wort hervorzubringen und röchelt bloß. So fährt er in Verzweiflung hin, ohne geistlichen Beistand, weil er, so oft der herbeigerufene Priester ihm nahen will, von schrecklichen Krämpfen befallen, schäumt und tobt. Darum ruht er in ungeweihter Erde. Sein gespaltner Kopf liegt mit andern Todtenschädeln, vor denen ihn seine Größe und Dicke kenntlich macht, zu Lengenfeld in der Pfarrkirche, hinter einem Eisengitter, unter einem Al-

tartische der Seitenkapelle. Er aber muß als fried-los verdammter Geist des Nachts umherwandeln.

Seit seinem grauenvollen Ende haben im Oetzthale die, dort so sehr in Schwank gewesenen blutigen Kämpfe um Bedeutendes abgenommen.

Gründung von Maria Schlag.

(Niederösterreichische Legende.)

Herr Caliogus (Kaloch) zu Falkenstein bei Linz im Lande ob der Enns, hatte einen jungen Wildschützen, der seiner schönen Gestalt und seines einnehmenden Wesens wegen, bei allen Dirnen der Nachbarschaft beliebt war, zum ewigen Gefängniß verdammt. Als er bald darauf, aufs Waidwerk, in den Forst hinausritt, begegnete ihm eine hübsche Maid und redete ihn dreist an.

»Seid Ihr der Herr von Falkenstein, so gebt uns Euren Gefangenen los, der allen Jungfrauen eine Ehre ist.«

»»Das kann ich nicht,«« erwiederte Herr Caliogus, »»hinter den Mauern von Falkenstein mag er sein Leben enden; dort mögt Ihr weinen um ihn.«« Und jagte ganz allein in den Dickig des Forstes hinein. Da verirrte er sich gänzlich und die Nacht überfiel ihn, eh er einen Ausweg finden konnte. Müde, hungerig und voll Kummer legte er sich endlich auf einem freien Platze an der Mihl, wo die Holzschläger gear-

beitet hatten. Ein Holzschlägel diente ihm zum Kopfkissen, dennoch entschlief er bald.

Im Schlaf erschien ihm Maria mit dem Jesuknaben, tröstete ihn mit liebreichen Worten, befahl ihm, den Gefangenen loszugeben, und an dieser Stätte eine Kirche zu bauen. Dann verhieß sie ihm, daß er aus der Waldesnacht glücklich wieder zu den Seinigen kommen sollte.

Kaloch erwachte am Morgen, zäumte sein müdes Roß, und suchte neuerdings nach einem Auswege. Bald hatte er ihn gefunden und kam glücklich und wohlbehalten auf Falkenstein an. Da erinnerte er sich der Erscheinung im Walde und vollzog Augenblicks den Befehl der Hochgebenedeiten. Den Jungen ließ er frei, machte sogleich Anstalten zum Klosterbau, errichtete eine stattliche Abtei, weihte sie zur Ehre Gottes und zum Lobe der Heiligen Mutter Maria, und nannte sie zum Gedächtnisse des Gesichtes, nach seinem harten Kopfkissen: Maria Schlag (Mari Schlegel).

Das neue Kloster besetzte er mit grauen Brüdern von Längheim, welche aber in dieser rauhen, verwachsenen Waldeswildniß, nur sieben Jahre aushalten konnten; dann zogen sie nach Längheim zurück und waren durch Nichts zur Rückkehr auf Maria Schlag zu bewegen, wo ihnen ein Abt und ein Mönch durch Kälte und Hunger umgekommen waren *).

---

*) Solcherlei Ungemach war der geistliche Stand im Mittelalter ausgesetzt und hatte noch überdieß die Mißhandlungen der Faustkämpen zu ertragen. Wie verhalten sich dagegen die falschen Schilderungen der Herrn Romanenschreiber neuer und neuester Zeit?

Darum vermehrte Herr Kaloch von Falkenstein die Einkünfte des Klosters so, daß die Prämonstratenser, die neuen Bewohner desselben mit aller Nothdurft versehen waren. Dieser Orden hat die Abtei noch heut zu Tage inne. In der alten Klosterkirche wurde Kaloch von Falkenstein und seine Gemahlin begraben; dort fand man vor einigen zwanzig Jahren beider Grabsteine.

ANNO. DOMINI. MCCXXXVII. VLTIM. SEPTEMBRIS.
OBIIT. CALIOGVS. DE. FALKENSTEIN. MILES. —
PRIMVS. FVNDATOR. HVIVS. MONASTERII.

ANNO. DOMINI: MCCXXV. XXX. IVLII. OBIIT. ELISABET
VXOR. CALIOGI. FVNDATRIX. HVIVS MONASTERII.

Im Jahr des Herrn 1237, am letzten September,
starb Ritter Kaloch von Falkenstein
Der erste Stifter dieses Klosters.

Im Jahr des Herrn 1225 am am 30. Juli starb Elisabeth,
Gemahlin Kalochs, Stifterin dieses Klosters.

Allmonatlich mußte zum Gedächtniß der Verstorbenen ein Mönch sich Nachts nach dem Schloß begeben, dort den Gottesdienst zu halten; was aber in Ansehung des beschwerlichen, weiten Weges, und weil 1480 sich ein Mönch von der Zug-

brücke todtgefallen, in der Folge dahin verändert wurde, daß der Gottesdienst im Kloster selbst sollte gehalten werden.

Im Kloster, welches wiederholte Feuersbrünste in Asche legten, das aber jedesmal schöner wieder erstand, finden sich vier alte Gemälde, welche die Begebenheiten Herrn Caliogus von Falkenstein in Bezug auf die Stiftung der Abtei enthalten.

Schloß Wartenberg.

(Innerösterreichische Sage. 1507.)

Im Krainerlande war ein Hügel, darauf allnächtlich sich ein Ritter einfand. Im Regenmantel tief verhüllt, stand er harrend da, unbeweglich gleich einer Marmorsäule. Doch nicht lange blieb der Lauscher allein; eine zweite Gestalt fand sich zu ihm. Kein Sturm löschte den Leitstern der Beiden aus; kein Frost vermochte sie so heftig mit seinem eisigen Arme zu fassen, daß sie ihr stilles, warmes Plätzchen nicht gefunden hätten. Und mochte der Mond sich in Wolkennacht verbergen, der Sterne demantlich erblinden, nie fehlten die nächtlichen Wanderer den Weg, stets fanden sie das Plätzchen auf dem Hügel.

Wohl Mancher, den Nachts sein Weg vorbeiführte, und der noch nicht wußte, was Liebe kann, was Liebe ist, sah die Beiden beisammen

stehn, und wähnte, Nachtgeister trieben ihr Spiel mit ihm.

Doch plötzlich blieben die Liebenden aus, und nie wieder sah man das Paar am Hügel. So hell und klar der Mond auch scheinen mochte, so erkennbar die Sterne mit funkelndem Leuchten ihnen den Pfad zeigten, oder wie dicht auch schützende Nebelwolken ihr süßes Geheimniß umschleierten.

Auf dem Hügel der Liebenden aber erhob sich ein stattliches Schloß, mit blanken Mauern und Thürmen; drinnen wohnte der Jüngling mit der glücklichen Braut. Das Schloß, der Lieb' und Sehnsucht als Denkmahl geweiht, wurde, weil hier einst der Buhle des Liebchens wartend stand, Wartenberg geheißen.

Selig, wem solch ein Plätzchen entgegenlacht! wenn auch eben kein Ritterschloß drauf steht, denn bezeichnete es Jeder nur mit Einem Stein, längst schon hätte die Erde kein grünes Fleckchen mehr.

Der Odensberg.

(Rheinisches Mährchen.)

Weltbekannt ist, daß Karl V. sein vielbewegtes, ruhm- und thatenvolles Herrscherleben in den Hallen des Hieronimiter-Klosters Sanct Just in Spanien beschlossen hat, das Mährchen aber erweist ihm, wie seinen Nahmens- und Würde-

Genossen Karol dem Großen, und den, selbst von seinen Feinden angestaunten Barbarossa die Ehre, ihn auf eine wunderbare Weise der Erde zu entrücken. Er ist, so heißt es, zwischen Gudensberg und Besse plötzlich mit seinem ganzen Kriegsheere versunken, und von nun an bestimmt sein, Krieg vorher zu verkünden.

Wenn nun mit den teutschen Völkern Krieg ausbrechen soll, so öffnet sich der Berg, Kaiser Karl kommt hervor, stößt in sein Heerhorn, und zieht mit seinem ganzen Heere aus dem Odens= in den Gudensberg Zeigt sich Hoffnung zum Frieden, so kehrt er auf gleiche Art in den Odensberg zurück.

Dergleichen Mährchen von Helden und Herrschern, die als künftige Retter ihres Volks, auf den bestimmten Zeitpunkt harrend, in hohlen Bergen wohnen; wo man oft ihre Rosse wiehern und ihre Waffen schmieden hört, sind überhaupt oft anzutreffen, und auch unter den slawischen Völkern verbreitet.

Daß diesen Mährchen eine veraltete, uns unverständliche auf das teutsche Helden- und Sagenthum Bezug habende Idee zu Grunde liegt, ist leicht ersichtlich, und Mones Ausspruch, daß solcherlei Mähren umgestaltete Gedichte des Urmythus seien, nirgends anwendbarer. Am deutlichsten zeigt Solches sich in den Mährchen vom Untersberg. Beim Odenberge deutet schon der Nahme desselben, so wie des nahen Gudensberges auf den altgermanischen Kriegsgott Wodan, auch Guodan und Odin genannt. Sonst ist hier noch das Horn ein mythisch

bedeutendes Geräth, welches an das Giallarhorn der nordischen Göttersagen erinnert. Ueberhaupt waren Heerhörner ein wichtiges, in hoher Verehrung stehendes Geräth, auf welches man besondere Sorgfalt zu wenden pflegte. Man erinnere sich nur des Horns von Oldenburg, und des cimbrischen, goldenen Hornes, beide kostbar reich verziert und mit mystisch allegorischen Zeichen bedeckt. Die Odensberger Mährchen deuten mehr auf die Vorherverkündigung von Kriegen als auf den Weltuntergang (Götterdämmerung.)

Beim Kyfhäuser ist, außer dem ungeheuren Reichthum, der hier wie im alten Asgard herrscht, das Herumflattern der Raben merkwürdig, weil diese Odins geheiligte Vögel waren. Auch ist des Tisches und der Halle Rundgestalt, so wie des gekrönten Schläfers langer Bart, gewiß nicht ohne Bedeutung und Beziehung auf Odin.

Merkwürdig sind solcherlei Fabeln als Ueberbleibsel einer kraftvollen, wenn gleich oft fantastischen National-Dichtung einer völlig versunkenen Zeit, und als sichere Dokumente der Identität der rein-germanischen Götterlehre und ihrer Analogie mit der ausführlichen und vollständigen erhaltenen nordischen.

Die Jungfrau vom Gletscher.

(Allegorisches Schweizer Mährchen.)

Heiß und innig liebte die Jungfrau vom Gletscher einen schönen Waidmann. Oft blickte sie, aus ihrem Eispallaste, ihm sehnsüchtig nach, wenn er die fliehende Gemse über Klippe und Abgrund verfolgte. Oft schaute die Jungfrau von ihrer Höh' herunter, den Jäger begehrend an, er aber, rauh wie sein Gewerb, achtete ihrer nicht und trieb sich wie vor auf den Höhen herum.

Oftmahls schmeichelte sie ihm, oft warnte die Jungfrau vom Gletscher den kecken Jüngling, der mit der Gefahr sein Spiel trieb. Doch blieb er hart wie die Felsen, auf denen er seiner Waidmannslust nachjagte. Mochte sie als Alpenröselein ihm ihr Blüthenhaupt zu neigen, als linder West den Jäger in unverhofften Schlummer wiegen, was fragte der Wilde nach Blume und Liebeshauch! Drohte sie ihm als wüstes Nebelbild von Schreckhorns Höhen, durchbraus'te sie in furchtbaren Wettern das Schneegefild um ihn. — Unverzagt stand der Jäger, sonder Regung der Liebe oder Furcht, Schmeicheln und Drohen verachtend, obgleich ein leises Ahnen ihm sagte, daß es die Bergesjungfrau sei.

Doch blieb sein ewiges Spiel: die Jagd auf Gems und Steinbock, sein einziges Lieben: Wagen und gewinnen. Nur mit der Gefahr vermählte er sich, der Bergesfürstin Lockungen im Uebermuth verschmähend.

Derob erglüht die Jungfrau vom Gletscher, doch kann sie es nicht wenden, nicht be-

zwingen, das eigene, liebentbrannte Herz. Als hätt' er sie bezaubert, fühlt sie sich mit unwiederstehlicher Gewalt zu ihm hingezogen, und — sei's in seinem rothen Blut! — Sie muß den Jüngling in die Arme schließen, muß sich an ihn schmiegen, Busen an Busen; Aug in Aug', einmahl stillen ihr Sehnen, kosen, im Arm des blühenden Waidmanns!

Da schmückt sie, gefaßt von wildem Verlangen, sich bräutlich mit vollem Schmuck. Das Berglawinenkleid um die kalten Glieder; auf dem bleichen Haupt das Zackenband, mit eisdemantnen Hafte zusammengehalten; Donnerwucht in der Rechten, Schwindelkraft in der Linken; so eilt die Schneebraut dem unfreiwilligen Bräutigam entgegen.

Sie sieht den Jüngling in seiner Jugendschöne da stehen! Hoch ragt er, am Steg über die Alpen, umleuchtet vom rothen Gold der Abendsonne, welche die Schneeflächen und Klippen mit blutigem Purpur übergießt. Sie schaut den spröden Liebling, eilt ihm auf steilem Pfad entgegen und ruft ihm donnernd zu. Der Waidmann sieht die Furchtbare nahen, flieht von Klippe zu Klippe über Spalte und Abgrund. Doch was er eilt, wie schnell er flieht, sie folgt ihm noch schneller. Jetzt erreicht sie den Jüngling! Sie faßt ihn mit Geistermacht in wilder Liebeslust und stürzt sich mit ihm hinunter, in den bergetiefen Schlund. Dort in der lautlosen Tiefe, auf dem Pfühl von Schnee, da hat die Jungfrau ihr Liebesspiel, dort hält sie ihn fest umfangen, im kühlen Felsengrab. —

Mancher der den Waidmann kannte, und

Manche, die dem rauhen Bergjäger gut war, fragte und wußte nicht, wohin der Jüngling kam. Er aber ruht im kalten Arm der Bergesbraut, als Bräutigam der Jungfrau vom Gletscher.

Der Erzabt von Martinsberg.

(Geschichtliche ungarische Legende.)

In schwerer, bedrängter Zeit war Cölestin Erzabt zu Martinsberg. Der unbändige Aufruhr der Koruzzen trug Mord und Brand in die Behausungen des Friedens, brachte Krieg und Verderben über das unglückliche Vaterland. Ungarn in Partheien zerrissen, von seiner eigenen Söhne Schwert zerfleischt, schien dem Drange des Geschickes erliegen zu wollen.

Cölestin beseufzte das nahmenlose Elend seines Vaterlandes, tröstete aber die zagenden Brüder mit eindringenden Worten, richtete den Blick der Hülfesuchenden nach oben, und ermahnte sie, auszuharren im Vertrauen und Gebeth.

Die Abendsonne war zu Rüste gegangen, der Abt hatte den Brüdern seinen Segen ertheilt, und Alles wollte, nach fromm dargebrachtem Abendgebeth, sich zur Ruh begegen. Da schallen fernher Hufschläge. Sie eilen nach dem Erker und sehen einen gewaltigen Mann, fast ein Riese zu nennen, der auf schäumendem Roß seiner Schar weit voraneilt, den Martinsberg zujagt.

Mit Schrecken erkennen die Mönche in dem riesigen Reiter den wilden Saigho, den Stierbändiger, wie ihn seine Gesellen nennen, weil er jüngst im Forst dem wilden Stier mit Einem Hiebe das zottige Haupt vom Nacken sonderte. Schon wollten sie gegen den unerwarteten Sturm Vertheidigungsanstalten beginnen, doch der Erzabt blickte unverwandt den Furchtbaren an, der näher herankam. Und vor dem Seherblicke die Zukunft offen erkennend, rief er den Brüdern zu:

„Laßt liebe Brüder Euch verkünden, daß der gefürchtete Saigho uns bald ein lieber, willkommener Gast sein werde. Bald umfangt Ihr den Wilden, vor dem Ihr jetzt bebt, als Bruder in Eurer Mitte. Ein Paar Augenblicke noch, und er steht demüthig vor uns, Aufnahme heischend in den Orden, dem wir dienen.“

Mit zweifelndem Staunen hörten die Mönche dieß Wort. Saigho aber hatte den Berg erreicht, winkte seiner Schar ein Lebewohl zu, und trat allein in die Pforte. Und als hätte ein grimmiger Tiger sich in ein geduldiges Lamm verwandelt, schritt der Korruzenführer durch die Hallen zum Abte, beugte ein Knie vor ihm, und bat den Erzabt, ihn, der zu lange der Welt gedient, als den Untersten in den Verein der Brüder aufzunehmen.

Mit Freuden nahm Cölestin den reuigen Sünder auf, weissagte, daß er einst des Ordens leuchtender Stern werden, und nach ihm als Oberer glänzen werde, und befahl den Mönchen ihren neuen Bruder nach der Zelle zu führen. Das Haupt wurde ihm beschoren, die Kutte bedeckte die kriegerische Gestalt, und die waffenkundigen

Hände verrichteten willig die niedrigste Knechtesarbeit. Arbeitsmüde ging dann Benedict, so hieß Saigho nun, zum Gebethe, zog die Glocke zur Hora, die er stets der Erste besuchte, der Letzte verließ. Als er so abwechselnd mit Arbeit und Gebeth jahrelang ein Spiegel des Gehorsams und frommer Demuth, eine Zierde des Ordens war, da sagten seine Brüder oft untereinander: daß der Allmächtige aus diesem grimmigen Saulus einen eifrigen Paulus geschaffen habe.

Und als Cölestin im Herrn entschlafen war, da gab es keine uneinige unschlüssige Wahl, die ältesten traten zurück, und einstimmig sprachen Alle dem Jüngling Benedict die Infel zu. Er empfing den Krumstab in demuthsvoller Bescheidenheit, und trug ihn sechs und vierzig Jahre; streng, doch nicht drückend, der heiligen Pflichten Ausübung aufrecht haltend, mehr durch sein Beispiel, als durch sein Wort.

Die Brüder gehorchten seinen Gebothen ohne Murren, und bereueten niemahls ihn zum Oberen gewählt zu haben. In dieser langen Reihe von Jahren, spendete er eine ungeheure Summe (500,000 fl.) unter die Dürftigen. Als er endlich lebenssatt, doch nicht müde der Bürde, ins bessere Leben hinübergegangen war, war des Ordens Glanz und Stern erloschen*). Nun blüht er aufs Neue **); doch wie er sich in Zukunft mag erheben, nie wird er ein würdigeres Mitglied als Benedict finden.

*) Achtzehn Jahre nach Benedicts Tode wurde der Orden 1785 durch Kaiser Joseph II. aufgehoben.
**) 1805 durch Kaiser Franz I. hergestellt.

Das böse Spiel der Wile *).

(Slavonisches Mährchen.)

Die reichverzierte, schlanke Büchse im linken, das traute Liebchen im rechten Arm, erging sich ein schmucker, kecker Gesell, lustig und kosend, durch Flur und Hain, durch Saatengold und blumige Wiesen.

Kindlich freuten sie sich des holden Lenzes der blühenden Strauche, und Heiterkeit zog mit ihnen. Mit Eins blieb das Mädchen stehen, als wollte sie fürder schreiten und könne nicht. Der Bursche sah das Liebchen starr nach einem dunklen Fleck des Waldgrundes schauen, und fragte verwundert: „Was sieht Dein Auge dort?“

„„Weh! erkennst Du's nicht? — die Frau dort im Erlenschatten, wie sie mit goldnem Kamme ihr glänzendes Haar kämmt? schneeweißes durchsichtiges Gewand flattert um ihre Glieder, von goldnem Gespäng zusammengehalten! Siehst Du sie nicht? Dort liegt sie ja auf den Knien! — Jetzt streckt sie sich am Baume ins beblümte Gras!““

„Lustig Träumen, mein banges Lieb!“ tröstete der Jüngling. „Ich gewahre Nichts, als die zitternden Erlen!“

---

*) Wile; eine Art böser Fee oder Nixe. Nahme und Karakter erinnert an die nordischen Volen. Wieder einmahl stimmt ein slavisches und germanisches Wort in Bedeutung und Klang fast überein. Wie z. B. Grove Grave (Graf) Richter mit Criwe, welches gleichfalls (buchstäblich) einen Richter bezeichnete.

»»Ei sieh nur scharf hin!«« begann das Mädchen vom Neuen, »»Sie winkt freundlich herüber, doch mir gilt das nicht. — Sie winkt Dir Geliebter!««

»Bei Gott!« rief der Jüngling, dem nun gleichfalls zu grauen begann. »Nicht Frau noch sonst etwas seh ich! als die Erlenzweige, die der Wind bewegt!«

»»Weh mir! Sie winkt noch immer fort!«« rief ängstlicher das Mädchen. »»Geh hin! Geh hin, sonst thut sie Dir ein Leides!««

»Ist's Höllenspuck!« rief muthig der Bursche, »dafür ist Rath und Hilfe bei der Hand. Die Büchse her, ein leichter Druck und der Zauber ist gelöst!«

Er zielt — drückt ab — und sinkt die eigene Kugel im Herzen neben dem Mädchen hin, das Schreck und Schmerz beinah tödten! leblos auf den Wiesengrund!

Der Trauner bei Poitiers.

(Niederösterreichische geschichtliche Sage.)

Hanns von Traun, aus teutschem, niederösterreichischem Adel, brachte fast sein ganzes Leben auf Heeresfahrten zu, und focht, da sein Vaterland eben Frieden genoß, meist in fremden Landen und für fremde Fürsten. Wie die Böhmen dazumahl häufig in den Hee-

ren der französischen Könige fochten, so traten Teutschlands Edle hingegen in Englands Dienste; unter den Letzteren war auch Hanns von Traun.

Mit Edward III. Heere landete er in Frankreich. Vor der Entscheidungsschlacht bei Poitiers griff er mit vierzig Gleven *) oder 240 Mann gewählter Streiter die Nachhut der Franzosen, 500 Reisige an; durchbrach ihre Reihen, gleich einem Falken, der, seine Nahrung suchend, durch eine Schar Waldvögel streicht, und überwand sie, obgleich es auserlesene Leute waren.

Eines Tages wurde Trauner vor Becherel in Nieder Bretagne, wo er zehn Wochen im Vertheidigungskriege lag, mit 36 Mann von vierzig Speer-Reitern überfallen. Er hieb sich aber unverletzt durch, nachdem er drei Feinde mit eigener Hand erstochen hatte. Ein Herr von Hasenburg, ein Böhmenritter ohne Mackel, wurde von Trauner im Zweikampf vor Dale erschlagen; welche Stadt er berannte, und in der Martinsnacht, während die Franzosen bei Wein und Braten saßen, Verpfählung und Wall übersteigend, eroberte.

Bei Poitiers vertraute der schwarze Prinz seiner Tapferkeit das englische Heeresbanner. Gegen die Sitte der Zeit begann die Schlacht zu Fuß. »Vortreten die Bogenschützen

*) Gleve hieß die ritterliche Lanze, nach Gleven oder Lanzen zählte man dazumahl.

(erzählt Traun selber) Niemand bat den Andern jetzt um Veigel oder Rosen, zärtlich, freundlich Liebkosen war zu End. Mancher Held machte es wie der Strauß, der Eisen verschlingen kann.« Die Entscheidung der Schlacht, ward durch der englischen Bogenschützen treffliches Geschoß vorbereitet.*

Im wilden Getümmel wurde Traun des feindlichen Bannerträgers ansichtig, stürmte durch das Gewühl auf ihn los, daß mancher Franzose darüber kalt wurde, begann, mitten im Gedränge den Kampf mit ihm, und stieß ihm zuletzt das Schwert durch's Visier. Der Bannerträger stürzt, Frankreichs Heerbanner mit ihm und wird nicht mehr aufgehoben. Denn der Trauner, die englische Fahne in der einen, das Schwert in der andern Hand, tritt auf den Schaft des am Boden liegen den Lilienbanners, und vertheidigt sich, bis der König von Frankreich gefangen ist, und die Schlacht schweigt.

Zwischen dem hohen Gefangenen und dem schwarzen Prinzen, die, beide ermüdet, auf dem Schlachtfelde unter tausend Leichen, zum Mahle lagerten, setzte man Hanns von Traun um seines Muthes willen. »Nie würdiger saß ich, als an diesem Tag!« ruft von dieser Ehrenerzeugung begeistert, der siegreiche Kämpfer aus. Hundert Mark jährlich, auf lebenslang, an jedem Ort verheißt ihm der schwarze Prinz. Die fürstliche Zusage nimmt Traun dankbar an.

Zehn Wochen lang befehligte er darauf, dem Prinzen zu Lieb' in Calais, wo er

stets zu Wasser und zu Land sich mit den Franzosen herumschlug. Auf der Ueberfahrt von Calais nach England — erzählt der Genealog Hoheneck — schlug Hanns von Traun noch eine feindliche Flotte, eroberte zehn Schiffe, versenkte mehrere, und ward vom Könige und dem schwarzen Prinzen mit reichen Geschenken — einer goldnen Kette, 600 Mark, und einem köstlichen Ring — entlassen.

Inhalt.

Seite

Schattenbilder

der

Vorzeit.

Ein Kranz

von

Geschichten, Sagen, Legenden, Mährchen, Skizzen und Heldenmahlen.

Aus allen Gegenden Deutschlands
und des österreichischen Kaiserstaates.

Gesammelt und erzählt

von

Leopold Ziegelhauser.

Vierter Theil.

Wien, 1844.
Bei Michael Lechner, Universitäts-Buchhändler.

Sagen von Helfenstein.

Der Räuber.

(Mährische Sage.)

Seit dem Tode der Zwillingsbrüder von Helfenstein war diese Burg öde geblieben, darauf wurde sie zum Raubneste mißbraucht, und sank von des Himmels Zorn getroffen, in Trümmer. Lange war die ruchlose Bande ungestraft geblieben, bis ihr letzter Frevel das Gericht auf sie herabrief.

Eine vater- und mutterlose Waise zog Kunigunde Fräulein auf Blumenau die letzte Sprosse ihres Stammes, mit dem Schloßkaplan des Vaters, dem greisen Bertram, nah an dem Sitze des Räuberhäuptlings vorüber. Ihr Vaterhaus und Vatergut war in fremden Händen und auf der weiten Welt stand der Verlassenen keine andere Zuflucht offen, als die stillen Klostermauern. Mit Bangen und Schaudern im Herzen ob der Gräuelthaten der Raubmörder, von denen sie viel vernommen, ritt die engelschöne Jungfrau auf dem Waldespfade hin. Weiße Linnentracht umhüllte die schneelichten Glieder der baldigen Himmelsbraut, und das Meer der goldnen Locken rollte über Nacken und Busen. Sorgfältig barg sie ihre Thränen in den Falten des Schleiers, der ihr bis zum Fuße hinunter hing. Nicht betrüben wollte sie den Greis, der ihr zur Seite ritt, und mit heiligen Sprüchen

und linderndem Trost ihr beizustehen suchte. Er war nur Beichtiger des Klosters, nach welchem er sie führen wollte. Des Stiftes Schirmvogt und vier Knechte machten die Bedeckung des edlen Paares.

Plötzlich wurde, in enger Waldesschlucht, ihr Weg gehemmt, denn, Wladimir an der Spitze, stürzten die Räuber in dreifach größerer Anzahl, auf das Häuflein los, streckten, nach blutigem Kampfe, die Knechte und den Vogt, mit tödtlichen Streichen zu Boden, schleppten, jubelnd über die schöne Beute, die ohnmächtige Kunigunde und den gebundnen Greis, dessen Silberhaar und freundlicher Ernst in jedem menschlichen Herzen Ehrfurcht und Liebe erweckte, dessen Alter und priesterliches Kleid auch in den Räubern einen Funken von Menschlichkeit zu erregen schien, fort nach ihrem Verstecke auf der Burg.

Dort kehrte Kunigunden das Bewußtsein zurück, sie sah sich in der Gewalt des verabscheuten Wladimir, der, entzückt über schmachtende Schönheit, welche die Verzweiflung für ihn noch reizender machte, die üppig blühende Gestalt der Gefangenen mit frechen, lüsternen Augen betrachtete. Sie sollte hier bleiben und sein Weib werden. Der greise Bertram aber zur Stelle die Trauung vollziehen. Entschlossen weigerte sich der Priester, und schwor, eher tausendfachen Tod zu dulden, als über solch verruchte Verbindung eines blutigen Mörders, mit einer geraubten, reinen Jungfrau den Segen des Himmels zu sprechen. Kunigunde warf sich zu den Füßen des Verworfenen, umklammerte

seine Knie und flehte um Erbarmen. Der blieb taub und ungerührt. »Eh' läßt der Wolf das Lamm, eh' Satan eine Seele, als Wladimir seine Beute,« brüllte er. Umsonst hatte Bertram mit dem Fluche der Kirche, mit des Himmels furchtbarem Strafgerichte gedroht.

Da riß Kinigunde hastig den Dolch aus Wladimirs Gürtel, und wollte mit einem raschen Stoß ihr Leben enden. Aber hohnlachend entriß er dem schwachen Mädchen die ungewohnte Waffe, und wollte, da seine Bitten und Drohungen fruchtlos geblieben, gewaltsam sie nach seinem Gemache schleppen. Doch jetzt, als sie vor Menschenaugen keine Rettung mehr sah, der Himmel keinen Blitz für sie hatte, faßte sie wilde Verzweiflung. Zum zweiten Mahle haschte sie den Dolch des Räubers und stieß nach seinem Herzen. Wladimir trug unter dem Wams ein Panzerhemd, darum ritzte ihr Stoß kaum seine Haut. Desto furchtbarer war der Ausbruch seiner Wuth, da er sich so tief verabscheut sah. Mit schäumenden Lippen befahl er seinen Gesellen, Kunigunden von Helfensteins Zinnen zu stürzen. Im Augenblicke war der Blutbefehl vollzogen, und zur Ungestalt zerschmettert, lag Kunigundens zarter Gliederbau auf dem rothgefärbten Felsgrunde.

Den Greis aber schleppten sie mit blutigen Mörderhänden in den Burghof hinauf. Einen grausen Fluch sprach der Priester über die Mörder und beschwor des Himmels Rache auf die Schändlichen herab, — und zur Stunde vermummte sich der Himmel in ein schwarzes Wolkentuch! Die Räuber aber höhnten den Greis,

hingen ihn mit brüllendem Gelächter an die Aeste eines Baumes, und machten ihn zum Ziel für ihre Bolzen.

Das Ungewitter nahte! — Des ermordeten Greises Blut noch unabgewischt an ihren Händen, eilten sie nach der Halle, rühmten sich bei Wladimir ihres Frevels, und lagerten, mit höllischem Jauchzen um den vollbesetzten Tisch, und sangen, beim kreisenden Humpen, wilde Lieder in die Donner des Himmels, der schwarz und drohend seine Wolkennacht immer tiefer herabsenkte. Näher und näher rollten die Sturmeswetter! Blitz folgte auf Blitz! — — Die Räuber tranken, sangen und jubelten fort. — — Da plötzlich fuhr zischend ein rother Blitzstrahl in die Halle, tödtete den Häuptling und die andern Mordbuben, zündete und legte die Burg in rauchende Trümmer.

Philippine Welser.

(Geschichtliches Bruchstück.)

Auf dem Reichstage des Jahres 1550 sah Ferdinand II. des milden ersten Ferdinand großer Sohn, unser Mädicäer die zwanzigjährige schöne Philippine, des Augsburger-Patricier Franz Welser von Zinnenburg Tochter, und der Anblick der sittsamen, schönen Jungfrau entzündete im Herzen des ritterlichen Jünglings die Flamme unauslöschbarer Liebe.

Auch Philippine vergaß des männlich schönen Fürstensohnes, der, all' die andern Blumen der Reichsstadt vorbei, nach ihr gesehen hatte, niemahls wieder.

Nun trug ihn sein Roß oft an des Welsers Hause vorüber, und mit jedem Wiedersehen fachte er das Feuer zu höherer Gluth an, die in seiner Brust stärker und stärker zu toben begann. Auch Philippine fehlte nie zur rechten Stunde auf dem Erker und drückte sich den Pfeil stets tiefer ins liebende Herz. Zwar erschrack sie vor ihren eigenen Wünschen; durfte sie in ihrer Niedrigkeit die Augen zum Kaisersohn erheben? zog nicht der Glanz, der ihn umgab, auf immerdar eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihm und sie.

Und Ferdinand? — Dachte er gar nicht der Pflicht des frommen Sohnes? — Nein. Er kämpfte männlich gegen das aufstrebende Gefühl in seiner Brust. Wohl war des Kaisers Güte groß, doch nimmer gab er zu solcher Wahl seine Zustimmung; das wußte Ferdinand, loszureißen aber vermochte er sich nicht. Und Philippine konnte dem Herzoge nicht zurückweisend begegnen, dessen Huldigungen Fürstentöchter beglückt hätten, und der sie Allen vorzog!«

So mehrten Beide sich die süße Qual und wiegten die Stimme warnender Besorgniß durch eitle Hoffnungen ein. Liebe erhob sie über jegliche Gefahr und jedwedes irrdische Band.

Allmählig kamen sie einander näher. Ferdinand wagt es, seine Liebe zu gestehen; sie hört ihn zitternd, Freude durchbebt sie, aber sie

darf die Hand des Kaisersohnes nicht annehmen. Indeß ist dem Kaiser des Prinzen Liebe zur Bürgerstochter offenkundig geworden, und bittre Ermahnungen ergehen an den Unbedachtsamen. Doch wie sehr der Kaiser droht, was der alte Welser widerstrebt, Ferdinand bleibt standhaft, und hofft, daß der milde Vater dem Bündnisse des ungehorsamen Sohnes nicht immer zürnen werde. Er dringt darauf rasch, eh eine feindliche Macht ihren Bund zerreißt, sich heimlich und sogleich zu vermählen.

Zwischen Freude und Furcht schwebend, sträubt sich die Jungfrau gegen den dringenden Werber, mahnt ihn seines Ranges der Sohnespflicht, der Rache des beleidigten Kaisers; mahlt ihm in banger Furcht, mit lebhaften, treuen Farben all das Unheil, welches dem raschen Schritt zu folgen droht.

Doch als er ihr schwört, nur in ihrem Besitze liege sein Glück, ohne ihre Hand sei er verloren, da weicht ihr widerstrebender Sinn der Liebe, die Stimme des Herzens tönt lauter als die warnende Stimme der Furcht, und nach kurzem Schwanken reicht sie die Hand zum geheimen Bündnisse, das auch ihr Vater nicht ferner zu hindern sucht, und welchem Priesters Segen des Himmels Weihe giebt.

Nun schwelgen die Ueberglücklichen in seliger Wonne, der nichts gebrach, als die Versicherung ewiger Dauer. Trauete doch Keiner den finsteren Mächten, täuschte doch sich der Mensch nicht im Wahne auf günstigen Erfolg, wenn er das Schicksal, wenn er kühn sein Verhängniß in die Schranken gefordert!

So war auch das Glück der Neuvermähl
nur kurz, die trügerische Ruhe, welche sie
gewiegt in den eitlen Traum, war die Vorbot
des zerstörenden Sturmes, der über sie her
brach! Ihr theures Geheimniß wurde verrath
Das Wagestück war zu kühn, um verborgen
bleiben. Die Mähre: »Der Sohn des Kais
mit dem Kinde eines Bürgers*) durch die Ba
der Ehe verbunden!« verbreitete sich bald,
tausendzüngige Gerücht trug sie in die weite
Fernen, wohldienerische Vorschnelligkeit bra
sie an den Thron der Majestät!

Tief kränkte des unzärtlichen Sohnes eig
mächtiger Schritt des alten Kaisers Vaterh
und er verwarf das ungleiche Bündniß, das
nicht zu trennen vermochte, und verbannte
ungehorsamen Sohn auf immerdar aus sein
Angesichte. So zerfloß ihr träumerisches G
wie Nebel, der Vaterfluch donnerte sie aus
rem trunknen Entzücken auf. Nicht länger kon
sich Philippine ruhig an die Brust des G
ten schmiegen, der um sie allem angestamm
Fürstenglanze entsagen sollte; und Ferdin
den ließ der Gedanke, daß er Philippine
Lebensglück zertrümmert habe, an ihrer Sei
nicht glücklich sein. Harm und Kummer schwan
nun ihre Fittige um die Häupter der erst so
neidenswerthen!

*) Dazumahl waren die Patricier bereits unter
Ministerialadel (nobiles) gesunken. Noch Sie
mund hatte sie über den Adel gesetzt. Uranfä
lich verhielten sie sich zu diesem, wie erbad
Grundbesitzer zum Verdienstadel, sie waren kl
Dynasten, mediatisirter Fürsten.

Da faßt Philippine den großen Entschluß, den Jammer schnell zu enden und den Sohn dem Vater zurückzuführen. Die Liebe soll dem Gatten den Vatersegen erwerben, weil die Liebe ihm des Vaters Huld geraubt. Ein kluger, kühner Plan reift in Philippinens Gemüthe. Allbekannt ist Ferdinands milde Güte! und diese soll ihre Zuflucht sein. Die sein Auge nie geschaut, soll er nun von Angesicht sehen, ihre Klagen hören, und der Unbekannten, wenn sie ihm ihren Jammer geklagt, die Güte nicht verweigern, die er Jedem gewährt.

So zog sie nach dem entlegenen Prag, des Kaisers damahligem Sitze, ohne Freund oder Rath, allein, fremd und von Keinem gekannt. An seinem Throne meldet sich Philippine als Fremde, welche von seiner Milde günstige Entscheidung ihres Geschickes erwarte. Sie tritt vor den Kaiser. Mit Wohlgefallen ruht Ferdinands Auge auf der schönen Gestalt, und den engelmilden Zügen des schämig erröthenden Angesichts. Voll Mitleid fragt er nach ihrem Kummer, ein unbewußtes Gefühl zieht ihn zu der Bittenden hin und im Voraus hat ihr Anblick sein Herz gewonnen.

Zitternd beginnt sie zu erzählen, wie ein Ritter ihr Herz und ihre Hand gewonnen, durch ein geheimes Bündniß ihr auf ewig angetraut, und wie dieser Bund des Vaters Zorn entflammt, und dieser die niedrig Geborne, die er nie gekannt, nicht zur Tochter haben wolle. Wie er dem Bunde geflucht, und Beide auf immerdar aus seinem Angesichte verbannt habe, und wie

nun all ihr Glück gleich einer Seifenblase zerronnen sei.

Gerührt versichert der Kaiser, daß er Solches nimmer dulden werde, er suchte sie zu trösten, und räth der Unglücklichen, sich vor dem aufgebrachten Vater zu zeigen, ihrem Anblicke werde er nicht widerstehen.

»Ach wie dürfte ich es wagen vor ihn zu treten, von ihm mit Fluch beladen und verbannt!« seufzt die fremde Schöne.

»»Nun denn,«« ruft Ferdinand, »»So laßt mich ihn sprechen. Nennt mir seinen Nahmen und so wahr ich Kaiser bin, ich will ihm den stolzen Sinn brechen und wär er noch so hart!««

»Das wollt Ihr! Ihr verzeiht?!« ruft Philippine zu seinen Füßen sinkend. »O nehmt das Wort der Gnade nicht zurück, denn ich bin — ich will es nur gestehen — ich bin Philippine Welser, Eures großen Sohnes unwürdiges Weib!«

Ueberrascht, aber nicht erzürnt trat der Fürst zurück. Seine Seele lag in einem heftigen Kampfe, streitende Gefühle erregten ihm Staunen, Unmuth, Freude und Lust. Endlich siegte die gewohnte Güte. Konnte er die Flehende von sich stoßen, die in Thränen der Reue und Wehmuth, voll Vertrauen zu seinen Füßen lag? Band ihm nicht das rasch gegebene Wort den auflodernden Zorn? Konnte er dem Sohne zum Verbrechen rechnen, daß er Dieser nicht widerstanden, die ihn selbst unwiderstehlich hinriß?

Da sprach er das süße Wort der Verzei-

hung, und schloß der Begnadigten seine Vater-arme auf.

Philippine Welser wurde zur Markgräfin von Burgau erhoben, und von ihren Söhnen, welche, der Mutter wegen nicht in der Regierung folgen konnten, ward der Aeltere Cardinal und Bischof von Konstanz und Brixen, der Jüngere, Graf zu Burgau, Nellenburg und Hohenberg.

Nachdem das Loos ihrer Söhne durch verschiedene Verträge mit den kaiserlichen Verwandten ihres Gemahls fest und entschieden bestimmt war, starb Philippine, die bereits seit längerer Zeit gekränkelt, im fünfzigsten Lebensjahre, im dreißigsten ihres Ehebündnisses, eines sanften, milden Todes. Krank*) bereits wohnte sie noch einigen Hoffesten bei, und dem feierlichen Gottesdienste; einige Wochen später verschied sie. Eine halbe Stunde vor ihrem Ende rief sie mit verklärtem Lächeln die matten Arme weit ausbreitend: Sie sehe den Himmel offen und die Engel ihrer harren!

Ferdinand war an ihrem Krankenbette gegenwärtig, und gab eigenhändig den Befehl zu Trauer und Gebeth für ihr geliebtes, unvergängliches Andenken**). Philippinens strenge Anhänglichkeit an den alten Kultus ist sprichwörtlich bekannt, und der Verdacht des Prote-

---

*) Noch hat man die Tagzettel von ihrem Befinden. Lese man: Die Burgvesten und Ritterschlösser der österreichischen Monarchie Band I. Seite 30.

**) Im erstgenannten Werke am angeführten Orte.

stantismus und der Unwille des heiligen Vaters über ihre Vermählung und seine Beiwirkung zu ihrer (fabelhaften) Ermordung — Da er den Sohn zur Kardinalswürde erhoben, — sind schlecht ersonnene Mährchen, deren Lächerlichkeit leicht einzusehen ist.

Ferdinands nachdrücklicher Ernst, womit er früher und vollständiger als sein Bruder Karl in Innerösterreich und sein Neffe Ferdinand in allen teutschen Erblanden die neue Lehre auszurotten suchte, zeigt von seiner Seite nicht die milde Duldung, welche seinem Vater Ferdinand I. und dessen Nachfolger Max II. eigen war. (Die eben darum zu keiner Zeit dem Verdachte heimlicher Begünstigung der neuen Lehre entgingen.)

Ob sich Ferdinand hiezu des einen oder des andern geistlicher Ordens bediente, ändert in der Sache nichts. Noch besitzen wir einen Brief von ihm, an den Vetter seiner Gemahlin Georg Welser, daß er in der Markgrafschaft Burgau Streifzüge thuen, und anbei der alten, katholischen Religion zugethan verbleiben und alles Widrige ausreuten helfen sollte.

Und dennoch konnte sich das Mährchen ausbreiten, und im Pöbel bis auf den heutigen Tag erhalten: — Des Landesherrn noch immer zärtlich geliebte Gemahlin sei, — nach dreißigjähriger Ehe, nachdem das Schicksal ihrer Kinder längst entschieden war, — auf das Geheiß der Stände (!) im Bad erstickt, oder durch Oeffnung der Ader gemordet worden, weil sie — lutherisch war!! „Sie hab'n der Luthrischen zu Tod Ader lassen,“ sagen noch heutzutage die Bauern.

Ferdinand sei auf einige Tage weggelockt worden (— allenfalls wie Dom Pedro von Innez de Castro, Herzog Albrecht von Baiern von Agnes Bernauer, und zu gleicher Zeit Fürst Friederich von Cilly von seiner Gemahlin Veronika, gebornen von Teschnitz.) — und sie dann im Bad — noch zeigt man das Zimmer im untern Schlosse zu Ambraß, auf das Geheiß der tyrolischen Stände getödtet worden *)!

Haß, Neid, Verlangen nach einem ebenbürtigen, erbfolgefähigen Erben, Unwissenheit und die bei derlei ehrenrührigen Fabeln so allgemein angetroffne Vermengung und Verwechslung — hier mit der Geschichte der Veronika von Teschnitz, die auch einen Verwandten eines Kaisers (Siegmund I.) zum Gemahl hatte, helfen dieß Gerücht in die Welt zu bringen, welches so verwerflicher ist, da der bekannte edle Karakter Erzherzogs Ferdinands und seiner Verwandten damit schmählich angegriffen wird.

Es werde erlaubt, hier ein Wort der Befangenzeit jener nordteutschen Schriftsteller zu reden, die jeden ungewöhnlichen Mann, wenn er Mäßigung und Wiederwillen gegen die verfallne Kirchenzucht sehen ließ, für einen, mindestens heimlichen Anhänger der neuen Lehre zu halten; (wie allenfalls die Franzosen manchen Helden, den sie nicht zu den ihren zählen können, mindestens nach Paris bringen, um von dort Bildung und vor allen guten Ton holen lassen)

*) Man sehe was Keysler und ein gothaer Taschenbuch darüber fabeln im oben genannten Werke 1. Band.

als sei Geistesgröße mit dem Katholicismus unverträglich.

Wie viele Beweise jener Befangenheit finden sich nur in Schillers mit bewunderungswerther Stärke geschilderter, sonst oft unhistorischer dreißigjähriger Krieg! Wer kann an Wallenstein eine Spur jener Heldentugenden*) finden, welche der große Dichter ihm verschwenderisch [illegible]legt, selbst wenn man ihn vom Verdacht des Hochverraths lossprechen könnte! Die Böhmen selber, welche ihn wie Zizka und Prokop so gern ihren Nationalhelden beizählen, stellen ihn niemahls so hoch. Wer kann begreifen, was den Verfasser bewegen konnte, aus dem finsteren in Wahn versunkenen Träumer, dem eifrigen Freunde und Begünstiger jenes angefeindeten Ordens, dem ein großes Seminarium zu Gitschin zu errichten nur der Tod ihn hinderte, — der die dringenden Warnungen einiger Protestanten so höhnisch und beleidigend zurückwies, — der ein Mahl eines, von unbekannten Bösewichtern ermordeten katholischen Priesters wegen, — nicht etwa harte Untersuchung anstellen, — sondern Befehl ergehen ließ, daß einige Kompanien Kroaten, und andere Soldaten das protestantisch-gesinnte Reichenberg an allen vier Ecken anzustecken, und Jung und Alt niederhauen sollten! — aus diesem Wütherich, von dessen Härte er selber Beispiele erzählt, einen hellsehenden Denker zu machen, dem

*) Eine Behauptung, welche er selbst in der Vorrede zum Trauerspiel Wallenstein mit wenigen bestimmten Worten vernichtet.

fein freier Sinn (und nicht bald war einer so vom Wahn gebunden) den Untergang brachte! —

Wie bei jedem Partheistreite die Jüngern ihre Blöße durch Proselyten zu decken und dadurch ihren Werth zu beurkunden sucht, so setzten auch die Stimmenführer der neuen Lehre einen besonderen Vorzug darein, Mitglieder des Hauses Habsburg zu den Ihrigen zu zählen. Stillschweigen von Seite der österreichischen Schriftsteller, sei es aus Nachlässigkeit, sei es Unentschlossenheit, brachte den unvermeidlichen Erfolg herbei, daß wir, bei dem so einstimmig und planvoll erhobnen Geschrei unserer Widersacher gewöhnlich ignorirt oder überstimmt wurden, wo nicht gar versucht, den Irrthum nachzubethen! Wenn dem Sohn des Vaters theures Andenken nicht so heilig war, als daß er nicht beigetragen hätte, das Gerede von heimlichem Protestantismus zu eigenem Vortheile zu begünstigen, darf es nicht Verwunderung erregen, wenn Karl V., jener große, von den Protestanten so sehr mißkannte, selbst von Robertson mit einer unbrittischen Partheilichkeit behandelte Fürst, dem Vorwurfe einer heimlichen Begünstigung derselben Lehre nicht entging, (deren unversöhnlicher Verfolger er hinwieder von den Freunden derselben genannt wird). Obgleich sein ganzes Leben, seine Briefe, Testament und andere unverwerfliche Zeugnisse das Gegentheil darthuen.

Vier andere Mitglieder des Kaiserhauses (Ferdinand I. Max II. Maria und Isabella) werden von irregeführten und irreführenden Schriftstellern desselben Verdachtes beschuldigt. (Das Umständliche sehe man in Hormayrs

Taschenbuch 1813 Seite 283 nach.) Am stärksten traf dieser Verdacht den milden Max II., besonders vor dessen Thronbesteigung, und Philipp II. trug aus Kräften dazu bei. — Die darauf Bezug habenden Thatsachen erscheinen gewöhnlich äußerst entstellt. Kein lutherischer Protestant, von dem der Kronprinz Kabinetpredigten anhörte, war jener Pfauer, der wirklich in Max II. Diensten war, sondern ein vom Cardinal-Bischof und Kanzler Bernhard von Klöß empfohlener katholischer Priester aus dem Bischofthum Brixen, und Ferdinand I Hofprediger. Wahr ist es, daß er im Geiste des großen Erasmus und mit echt tyrolischem Freimuth gegen das Sittenverderbniß vieler katholischer Cleriker und den controversen Geist damahliger Theologie eiferte und sich oft mit des milden Max Lieblingsplan die feindseligen Kirchen zu vereinigen eifrig beschäftigte. So auffallender ist es, wenn ein neueres Werk eines Wienerautors jene Entstellung der Thatsache (so wie Tillys Erschrecken vor den Todtenköpfen zu Leipzig, worüber der Dichterfürst Schiller vom Pfennigmagazin zurechtgewiesen wurde,) in ungetrübter Zuversicht nachschrieb!

In allen Anordnungen Max II. weht derselbe Geist der unbefangenen Duldung, der unpartheilichsten Rechtschaffenheit, des Friedens und der Güte, welchen sein Schreiben an seinen vertrauten Feldobersten Lazar Schwendi (Wien 12. Februar 1574) über die Pariser-Mordhochzeit athmet, und der dennoch damahls schon die bösliche Mißdeutung fanatischer Unduldsam-

keit auf sich zog. — So äußert sich Max darüber:

„So viel die unredliche That, so die Franzosen mit dem Admiral Colligny und den Seinigen erzeugt haben, die kann ich gar nicht loben, und hab es mit herzlichem Leid vernommen, daß sich mein Tochtermann zu solch schändlichem Blutbad hat bereden lassen. Doch weiß ich so viel, daß mehr andere Leute, als er selber, regieren. Aber nichts destoweniger läßt sich damit nichts beschönigen, und ist damit nichts ausgericht. Wollte Gott, er möchte mich um Rath gefragt, wollte ihn treulich als ein Vater gerathen haben; denn er hätte dieß gewiß nach meinem Rathe nimmermehr gethan. — — — und ist der Wahrheit nicht anders, als wie ihr vernünftig schreibt, daß Religionssachen nicht mit dem Schwert wollen gerichtet oder gehandhabt werden. — — — Zu dem hat Christus und seine Apostel viel anders gelehrt, denn ihr Schwert ist die Zunge, Lehre, Gottes Wort und christlicher Wandel gewesen. Zu dem sollten die tollen Leut' in so viel Jahren billig eingesehen haben, daß es mit dem tyrannischen Köpfen und Hängen sich nicht wolle thuen lassen. — — — Was aber das niederländische Werk betrifft, das kann ich gleich wenig loben, den man ihm zu viel gethan hat. Entgegen weiß ich wohl, wie oft und was ich dem König zu Hispanien geschrieben und gerathen habe. Aber im Summa: der spanische Rath ist viel angenehmer gewesen, als mein treuherziger, teutscher Rath. Und müssen jetzt selbst bekennen, daß sie geirrt haben, und dieses Unrecht selbst am meisten verursacht. Ich hätte es gern gesehen, daß die vie-

len edlen Länder nicht so jämmerlich mögen verderbt werden.“ — — —

Erinnert dieß nicht unwillkührlich an das, was Schiller in Bezug auf Henri IV. Haß gegen Oesterreich sagt? Als Frankreich durch Philipp zerrüttet wurde, saßen auf dem teutschen Throne Ferdinand I. und Max II., denen er selbst gerechtes Lob ertheilt. Sie nahmen keinen Theil an den Plänen des spanischen Hofes — woher also käme ein gerechter Haß?

Die Spinnerin am Kreuz.

(Niederösterreichischer Mährchenkranz.)

Auch dieses Mahl ging unter im Strom der Jahrhunderte, doch keine freudige Begebenheit war es, welche dasselbe aus dem Schutte hob.

Ritter Adalbert nahm das Kreuz und zog nach dem Heiligen Lande, Adelheit die Braut in Gram und Thränen zurücklassend. Während er mit biederem Sinne im Morgenlande gegen den Halbmond kämpfte, fand die verlassne Braut im frommen Gebethe und dem Besuch eines benachbarten Kirchleins Trost und Ruhe.

Da faßte sie, im gläubigen Sinn, den Gedanken: dem Kreuze, für das ihr Bräutigam stritt, sich gleichfalls ganz zu weihen, und so lange am Kirchlein zu spinnen, bis ihn der Himmel in ihre Arme zurückführte.

Oft saß sie am Wegekreuze der Spin-

nerin und schaute mit Liebe und Sehnsucht nach Aufgang, von wannen ihr Trost kommen sollte. So saß sie eines Abends wieder an der Straße, ihr Werk rasig fördernd. Die grauen Wolken hingen tief herab, ein schauriger Wind strich über die Stoppelfelder. Eine dunkle Ahnung nahen Schmerzes ergriff eisig kalt das Herz der Jungfrau, als sie die Sonne untergehen sah. Es war ihr, als säuselten die flüsternden Abendwinde zu ihr herab: So ist auch Dein Glückstern untergegangen, und alle Erdenfreude in Nacht versunken. Dämmerung senkte nun sich auf die Landschaft, und durchs Zwielicht schwebte auf leise rauschenden Lüftchen eine blutige Gestalt zu ihr heran. Mit einem Schrei des Entsetzens erkannte Adelheid den Schatten Adalberts! Dumpf verkündigte das Schreckbild der Jungfrau, sie habe an ihrem Todtenkleide gesponnen, jenseits sehen sie einander wieder.

Tags darauf brachte ein Pilger Adelheiden die Trauerpost, ihr Verlobter sei im heiligen Kampfe gefallen, vor den Mauern von Askalon habe er die muthige Seele ausgehaucht; sterbend dem Pilgrimme Adelheids Verlobungsring übergeben, ihn der Braut zu bringen. Sie klagte nicht, sie stillte ihre Thränen bald, und trug ihr herbes Geschick mit christlicher Fassung und frommer Ergebenheit in Gott; spann noch sechs Wochen am zerfallnen Wienerkreuz; legte zuletzt ihren Verlobungsring auf den Altar; theilte, vor dem Kirchlein, all ihr Hab und Gut den Armen aus, und starb, beweint und betrauert von Allen, als eben von ihrem Gespinnst ihr Leichenhemde fertig war.

Nach Adelheids Wunsche wurde die Denksäule, zu Ehren der Leiden des Erlösers am Kreuze, errichtet, den Ort bezeichnend, wo ihr der blutige Schatten Adalberts erschienen war. Noch heute steht sie, das Andenken an Adelheids frommen Sinn allen Zeiten ins Gedächtniß zurückrufend, und oft glaubt der nächtliche Wanderer, er sehe im nächtlichen Mondlichte die schöne

Spinnerin am Kreuz.

Kyfhäusers Wundersagen.

I.

Die Nachtmusik.

Weil für ausgemacht gilt, daß die höchsten Herrschaften im Kyfhäuser die Musik über die Massen lieben, so beschloß eine Bande armer Musikanten ihnen eine förmliche Nachtmusik zu bringen, wodurch sie ihr Glück zu machen dachten.

Mit dem letzten Glockenschlag der zwölften Stunde begannen sie ihre Musik. Gleich öffnet sich der Berg, die Kaiserstochter, Lichter in den weißen Händen, kommt leichten Schrittes, mit lanzender Gebärde auf sie zu, und ihr freundlicher Wink ladet zu folgen. Musizirend zieht die ganze Schar hinter ihr drein. Drinnen nahm die alte Majestät sie überaus gnädig auf, schien großes Wohlbehagen in ihren Tönen zu finden, und ließ die Gäste von seinen Zwergen mit Wein und

Speise bedienen. Die Schenk-Virtuosen ließen sichs an der kaiserlichen Tafel trefflich schmecken und waren ganz glücklich.

Sie spielten immer drauf los und wurden mit Beifall überschüttet. Das war ihnen wohl recht angenehm, nur wünschten sie, auch was von dem Golde, Smaragden, Amethysten, Rubinen u. dgl. zu bekommen, die hier wie der Kehrigt allenthalben herumlagen. Niemand aber both ihnen davon an, und selbst zuzulangen scheuten sie sich.

Indeß spielten sie in Erwartung eines Trinkgeldes unverdrossen fort. Beim Abschied aber sahen sie auch hierin ihre Erwartung getäuscht; denn der alte Herr entließ sie am dämmernden Morgen, mit freundlichem Kopfnicken, und seine liebliche Tochter beschenkte sie bloß mit grünen Sträußen. Ehrenhalber hatte Jeder die karge Gabe hingenommen, den schönen zarten Händen zu Lieb, welche sie darreichten. Sobald sie aber im Freien waren, warfen sie die Sträuße weg, und spotteten über das magere unkaiserliche Geschenk. Nur Einer nahm seinen Strauß mit nach Hause, und reichte ihn scherzhaft seinem Weibe. Wie diese ihn aber in die Hand nahm, da hatte sich — jegliches Blatt in ein goldnes Zehnthalerstück verwandelt. — Die Andern alle rannten jetzt zurück nach den weggeworfenen Sträußen zu suchen, die aber waren verschwunden.

II.

Die Flachsknoten.

Ein Rudel lustiger Knaben kam einst von Kelbra auf den Kyfhäuser um Nüsse zu pflücken. Wie sie in der Ruine herumschwärmten, kamen sie in ein Gemach, dessen Fenster aus rothem und blauem Glase zusammengesetzt waren. In einer Ecke lagen Spindel und Flachs nebst einer Unzahl Flachsknoten. Die muthwilligen Knaben nahmen sich jeder einen Hutkopf voll davon mit ins Freie, um sich damit zu werfen. Erst mit der einbrechenden Dunkelheit kehrten sie heim. Einer aus ihnen, ein armer Knabe, kam nach Hause, als seine Aeltern eben den Abendsegen betheten, riß flink den Hut herunter, und etwas sehr schweres fiel aus dem Hut auf den Boden. Die Mutter untersuchte die gefallnen Dinge, indeß der Knabe erzählte, wo er gewesen war, und nun betrachtete man die schweren Flachsknoten beim Lichte genauer. Heisa! lauter pures Gold!

Noch in der Nacht kam die Geschichte von den goldnen Flachsknoten herum, und mit Laternen und Windlichtern pilgerte Jung und Alt, Weib und Mann nach dem Kyfhäuser, wo fast das Unterste zum Obersten gekehrt, und der ehrwürdig alte Bau recht eigentlich gestürmt wurde. Doch weder der Prinzessin Spinngemach mit den roth und blauen Fenstern, noch die Flachsknoten waren zu finden. Und nachdem man Alles umgewühlt und durchstöbert hatte, mußten die Golddurstigen leer abziehen.

III.

Kaiser Friederichs Geschenk.

Solche, welche vorwitzig und dreist sich an sie drängen, pflegen die Bewohner vom Kyffhäuser streng zu strafen; doch kommen die Verbrecher stets mit dem Leben davon. Ein lockerer Gesell hatte viel von der Güte der Kyfhäuser-Herrschaften gehört, und beschloß, einen Versuch darauf zu wagen. Er begab sich an den Berg. Doch da weder Zwerg noch Eingang sich sehen ließ, schimpfte er und warf mit Steinen nach den Mauern.

Da guckte ein häßlicher Zwerg hervor und fragte nach seinem Begehren. Nach dessen Eröffnung bemächtigte er sich der Hand des Frevlers, und riß ihn durch finstere Gänge fort, die so krumm und niedrig waren, daß der Bursche die Beine zu brechen, Augen und Kopf einzustoßen fürchtete. Endlich stand er vor dem Kaiser. »Was willst Du?« fragte jener dumpf und finster. Stotternd zeigte der zudringliche Gast auf die umherliegenden Steine und Münzen. »»Von dem da,«« würgte er endlich heraus. »Gebt ihm, was er will!« befahl der Herrscher. Mit vollen Händen spendeten die Zwerge nun Gold und Juwelen, doch nicht, wie er es wünschte, in seine Hände, sondern sie adressirten ihre Lagen an seinen Kopf, der bald zur unnatürlichen Größe anschwoll. Schreiend tappt und stolperte er die finsteren, holprigen Gänge entlang nach dem Ausgange. Bis er aber diesen erreicht hatte, war sein ganzer Leichnam windelweich und wie zu Brei geschlagen!

Er erholte sich wieder. Die Herrschaft auf dem Kyfhäuser soll er aber nicht wieder belästigt haben.

Die feindlichen Brüder.

Die Reichenburger.

(Innerösterreichische geschichtliche Sage.)

Das uralte, um seine Fürsten hochverdiente Geschlecht der Reichenburger, erlosch mit einem doppelten Brudermord. Zwei Brüder, die letzten des Stammes, das Erbe getheilt, und mochten nicht unter Einem Dache wohnen. Der Aeltere bezog das alte Bergschloß, der Jüngere baute sich am Fuß des Berges eine neue Burg.

Einst erblickten sich beide einander zugleich am Fenster. Im wahnsinnigen Bruderhaß griffen sie nach ihren Feuerröhren, und Ein Augenblick brachte Beiden den Tod! Das Grab versöhnte die Unversöhnbaren. So oft — so geht die Sage — man die Köpfe derselben in der Nische im Schloß von einander abwärts sehend legte, erhob sich so lange nächtliches Gepolter, bis man sie wieder mit den Gesichtern gegen einander gekehrt hatte.

Andere erzählen das Erlöschen der Reichenburger so, daß der ältere Bruder den andern erschoß, und von den Unterthanen des Gemordeten, welche ihren Herrn geliebt hatten, getödtet

wurde. Noch werden in einer Nische der Kapelle die Köpfe der Brüder aufbehalten, und man sieht an dem Einen das Loch, durch welches die Kugel ins Gehirn drang.

Selbst das Grab, welches den schlimmsten Streit verträgt, soll die feindlichen Brüder nicht haben versöhnen können. Noch viele Jahre nach ihrem Tod gab es furchtbares Getöse im Schloß, wenn ihre Schädel mit den Gesichtern einander zugekehrt waren, und hielt an, bis sie wieder abwärts sehend gelegt wurden.

Rübezahl=Streiche.

(Teutsch=slavischer Mährchenkranz.)

Der verborgene Schatz des Klosters Opatowitz.

(Böhmisches Mährchen.)

In den Tagen Kaiser Rudolfus II. war Löbel Nathan ein reicher Hebräer die Geißel von Neu Bidschow; und seine Kunst bestand darin: Geld auszuleihen, aber den Schuldnern das Zahlen unmöglich zu machen. Mit einem Engelsgesichte half er seinem leidenden Mitmenschen mit jeder verlangten Summe aus, — nicht zu vergessen gegen umständliche, rechtskräftige Urkunden. — Doch mit einer Satanslarve trieb er das Vorgestreckte ein. Die ärmeren Christen lockte

er mit den geringen Zinsen die er für die ersten Monathe forderte, die wohlhabenden Bürger, die seiner nicht bedurften, oder nicht Lust hatten, sich mit dem Juden einzulassen, verwickelte er vorerst durch seine Helfershelfer, — meist arme, durch ihn zu Grunde gerichtete Christen, deren Dürftigkeit er durch Geld zu solch niederträchtigen Dienst kaufte — in dringende Verlegenheiten, daß sie oft gezwungen waren, bei Nathan augenblickliche Hülfe zu suchen.

Zu eben der Zeit lebte Meister Heinrich, ein geschickter Waffenschmied aus Schlesien zu Neu Bidschow, wo er sich niedergelassen und ein halb verfallnes Haus, weil es das Gericht zum Sitz von sechs ermordeten Mönchen machte, die dort um Mitternacht ihr Wesen treiben sollten, um geringen Preis kaufte. Schon mehrere Jahre führte er sein Gewerb mit günstigem Erfolg, als ihn ein Ereigniß, durch welches er sein Glück zu machen dachte, in die Arme Nathans, oder was eben so viel ist, an den Rand des Verderbens brachte. Mitlerweile waren durch den siebenbürgischen Rebellen Stephan Boczkay Unruhen ausgebrochen, wobei Mährens östlicher Theil schlimm mitgenommen wurde. Laut königlichen Befehls brachten die böhmischen Stände ein Heer auf, dem unglücklichen Nachbarlande zu Hülfe zu eilen. Meister Heinrichen machte man den Antrag: die, für die Mannschaft des Bidschowerkreises erforderlichen Waffen zu liefern, wofür er, gleich nach der Uebergabe, eine bestimmte Summe erhalten sollte.

Freilich sah der Schmied ein, daß hierbei in einem Monathe mehr zu verdienen sei, als sonst

[illegible] Baarschaft
[illegible] Geld-
[illegible] entschlos-
[illegible] verbringen
[illegible]

[illegible]

nathfrist die bestellte Arbeit fertig, wurde abgeliefert, aber nicht bezahlt. Auf Alles hatte man gedacht, nur auf Geld, das erstens, zweitens und drittens zum Kriege vonnöthen ist, hatte man vergessen, und vertröstete den Meister von einem Tage zum andern. So verging der zweite Monath und mit blutendem Herzen mußte Meister Heinrich, von Nathan gedrängt, versprochner Maßen, den Schuldschein auf 120 Schock umschreiben. Und als der vierte Monath vorüber war, trat der Jude, nicht allein mit dem umgeschriebenen, sondern auch mit dem ersten, angeblich zerrissenem Schuldscheine vor Gericht, und forderte Befriedigung mit den (dazumahl) üblichen Zinsen, zehn vom Hundert. Die erkauften Schöppen erkannten zu Recht und legten dem Schmied auf, ohne auf seine Einwendungen zu achten. — binnen zwei Wochen den Gläubiger völlig zu befriedigen, im entgegengesetzten Falle seine ganze bewegliche und unbewegliche Habe veräußert, und wenn dieß nicht hinreiche, die Schuld zu tilgen, er selbst in den Schuldthurm geworfen werden sollte.

Trotz der rauhen Witterung des Spätherbstes und den streifenden Wölfen, welche jede Reise gefahrvoll machten, begab sich der aufs Aeußerste gebrachte Meister auf den Weg nach Schmiedeberg zu seinen Verwandten, um dort Hülfe zu suchen. Er kam vom Wege ab und gelangte nach drei Tagen an den verrufnen Ort (den sogenannten Rübezahls-Lustgarten) den der nächtliche Wanderer gern vermeidet, und welcher bei den wildschönen Aupengrunde, wo die kalte Aupe schäumend zwischen der Schneekuppe und der

in einem Jahre; es fehlte ihm aber an Baarschaft das nöthige Eisen einzukaufen, und mehr Gesellen zu halten, und beinah hätt' er sich entschlossen, die schöne Gelegenheit unbenutzt vorbeigehen zu lassen. Da wurde ihm, — wie ganz von ungefähr — bekannt gemacht, daß Löbel Nathan einen ansehnlichen Eisenvorrath habe, den er billiger verkaufe, als ihn sonst Meister Heinrich am Erzeugnißorte selbst gekauft hatte. Heinrich, der wußte, Löbel Nathan fordere für kurze Zeit nur geringe Zinsen, und daß er selbst in wenig Monathen eine erkleckliche Summe erhalten sollte, ging in die Falle.

Der Wucherer gab ihm das Eisen für einen sehr umständlichen, auf 60 Schock lautenden Schein, der in zwei Monathen zahlbar war, wozu überdieß ihm Meister Heinrich zuschwören mußte, daß, falls er den Termin nicht halten könne, jene Urkunde auf das Doppelte umgeschrieben werden sollte. Der ehrliche Schmied ging Alles unbedenklich ein.

Mit endlosen: »Au weih! und Jemine!« kam der Jud' am dritten Tag zu Heinrich gelaufen, dem er einige Stückchen Papier zeigte, und aufband, er hätte den Schein unvorsichtig auf dem Tisch liegen lassen, wo ihn seine Kinder in ihrem Unverstand spielend zerrissen. Voll froher Arbeit, dachte der Meister nichts Arges, verbrannte die Stückchen und stellte einen neuen Schuldschein aus.

Nachdem in Meister Heinrichs Werkstatt der Blasebalg Tag und Nacht nicht geruht, und er selbst oft noch allein geschmiedet hatte, wenn alle Andern sich zur Ruh' begaben, war in Mo-

nathfrist die bestellte Arbeit fertig, wurde abgeliefert, aber nicht bezahlt. Auf Alles hatte man gedacht, nur auf Geld, das erstens, zweitens und drittens zum Kriege vonnöthen ist, hatte man vergessen, und vertröstete den Meister von einem Tage zum andern. So verging der zweite Monath und mit blutendem Herzen mußte Meister Heinrich, von Nathan gedrängt, versprochner Maßen, den Schuldschein auf 120 Schock umschreiben. Und als der vierte Monath vorüber war, trat der Jude, nicht allein mit dem umgeschriebenen, sondern auch mit dem ersten, angeblich zerrissenem Schuldscheine vor Gericht, und forderte Befriedigung mit den (dazumahl) üblichen Zinsen, zehn vom Hundert. Die erkauften Schöppen erkannten zu Recht und legten dem Schmied auf, ohne auf seine Einwendungen zu achten, — binnen zwei Wochen den Gläubiger völlig zu befriedigen, im entgegengesetzten Falle seine ganze bewegliche und unbewegliche Habe veräußert, und wenn dieß nicht hinreiche, die Schuld zu tilgen, er selbst in den Schuldthurm geworfen werden sollte.

Trotz der rauhen Witterung des Spätherbstes und den streifenden Wölfen, welche jede Reise gefahrvoll machten, begab sich der aufs Aeußerste gebrachte Meister auf den Weg nach Schmiedeberg zu seinen Verwandten, um dort Hülfe zu suchen. Er kam vom Wege ab und gelangte nach drei Tagen an den verrufnen Ort (den sogenannten Rübezahls-Lustgarten) den der nächtliche Wanderer gern vermeidet, und welcher bei den wildschönen Aupengrunde, wo die kalte Aupe schäumend zwischen der Schneekuppe und der

schwarzen Kuppe des Brumberges herabstürzt, unweit der sogenannten Brandkuppe zu finden ist.

Wegmüd und kummervoll dachte **Heinrich** an seinen **Rübezahl**, und war herzlich froh, als er von fern ein Lichtlein bemerkte, das aus einer niederen Waldhütte strahlte, welches ein alter Waidmann dem Klopfenden öffnete. Freundlich gewährte der Alte Aufnahme und Obdach für die Nacht, und brachte überdieß Brot und köstlichen Wein, der das Herz des Wanderers erheiterte und ihn seines Kummers vergessen machte. Als er am andern Morgen gestärkt weiter ziehen wollte, und seinen freundlichen Wirth, dem er aus der Absicht seiner Reise kein Geheimniß gemacht hatte, bath, ihn zurechtzuweisen; rieth ihm dieser die Reise nach **Schmiedeberg** ab. »Ich kenne Eure Verwandten zu gut,« sprach er, »als daß ich einen günstigen Erfolg Eurer Reise hoffen könnte. Habe selber etwas erspart, und da Ihr ein ehrlicher Mann scheint, will ich Euch die nöthige Summe gern ohne Zinsen und Verschreibung auf so lange leihen, bis Ihr zu Eurem Gelde gekommen seid.« **Heinrich**, dessen Kummer augenblicklich schwand, erhielt das Geld aufgezählt, und nahm von seinem Wohlthäter, der ihn noch ein Stückchen begleitete, gerührt einen herzlichen Abschied.

Eh er noch aus seiner Entzückung zu sich gekommen, fand er sich, zu seinem großen Erstaunen, da er noch im tiefsten Gebirge zu sein wähnte, plötzlich auf der Ebene von **Horzitz** und kam wohlbehalten nach Hause. Er bezahlte den Wucherer und erhielt — im kommenden Frühjahre nach neuem, sechsmonathlichem Harren,

seinen sauer erworbnen Arbeitslohn. Nahm er die schuldige Summe weg, so blieb ihm wenig zurück. Dennoch machte er sich ohne Bedenken zu seinem Freunde ins Gebirge auf, und tilgte dankbar seine Schuld. »Ich habe mich in Dir nicht getäuscht,« sagte der Waidmann froh. »Damit hast Du meine Neigung gewonnen. Wenn ich Dir auch das ganze Geld geschenkt hätte, es würde Dir weniger frommen, als der Rath: verkaufe, sobald Du kannst, Dein Haus, doch nicht geringer als für 800 Schock und übersiedle nach Prag.« Erstaunt hörte Heinrich diese Rede, denn sein Haus war nicht 80, geschweige denn 800 Schock werth. Doch war er voll Vertrauen zu seinem Wohlthäter und kehrte getrost heim, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Zu derselben Zeit war Löbel Nathan auf dem Rückwege nach Hohenelbe, wo er einen ähnlichen Gaunerstreich, ganz nach Wunsch, ausgeführt hatte, in bester Laune in der Herberge zu Horzitz angekommen, wo er einen fast hundertjährigen Greis seines Volkes fand, der sich Israel Maier nannte, aus dem Stamme Levi war, und aus Kalisch kommend, nach Prag gehen wollte. Dieser setzte den Wucherer bald in das höchste Erstaunen, als er ihm all' seine bisher gehabten Schicksale, die geheimsten nicht ausgenommen, aufs genaueste angab, und merken ließ, daß ihm nichts verborgen sei.

Löbel Nathan, der Israel für einen Phropheten hielt, bath diesen dringend, ihm auch seine künftigen Geschicke zu offenbaren. »O Löbel!« rief dieser aus. »Kurzsichtiger Sohn Nathans! wisse daß Dein Geschick bloß in Deine

Hand gegeben ist.« Damit verhüllte Israel dem vorwitzigen Dränger mit seinem Mantel den Kopf, worauf dieser plötzlich zu träumen begann. Ihm war, als führte ihn Israel in den Keller von Meister Heinrichs halbverfallnen Hause zu Neu Bidschow; nehme dort einen großen Stein aus der Wand, und lasse ihn durch die Oeffnung in weite Gewölbe blicken, die er staunend mit einer unbeschreiblichen Menge gemünzten und verarbeiteten Goldes angefüllt sah. »Das ist der geheime Schatz des Klosters Opatowitz,« hörte er Israel sagen, der seinen Mantel wieder von Nathans Haupte nahm, worauf dieser sich wie zuvor in der Herberge zu Horzitz befand. Israel aber war verschwunden.

Entzückt über dieses Gesicht, und voll von seinem künftigen Glücke kam Löbel Nathan zu Bidschow an, wo er sich nicht erst mit Speise und Trank aufhielt, sondern ohne Rast zu Meister Heinrich lief, und trotz dessen, vom gerechten Unwillen verursachten mürrischen Empfange, diesem nicht eher Ruhe ließ, als bis er dem Juden seinen Keller zeigte, wo dieser — tanzen hätte er mögen vor Freude, — den bewußten breiten Stein noch unverrückt und fest in der Mauer fand.

Schlau benachrichtigte Nathan Meister Heinrichen, wie er eine große Menge Waren erwarte, keinen Ort habe, sie unterzubringen, und ansehentliche Miethe bezahlen wolle, wenn Heinrich ihm seinen Keller dazu überlasse. Als dieser aber das Begehren rund abschlug, rückte der Jude ängstlich mit dem Antrage

heraus, das ganze Haus zu kaufen. Auch davon wollte Heinrich nichts hören, obgleich Nathan 80 Schock both. Verlacht und erboßt lief er nun weg, kam jedoch bald wieder und both mehr, erzweckte aber nichts. Da er alle Zeit nur etliche Schock mehr both, so hatte er lange hin und her zu laufen, bis er auf die erforderliche Summe von 800 Schock kam, welche er mit der Bedingung auszahlte, daß Heinrich das Haus sogleich räume. Der ging den Kauf ein, empfing das Geld, und machte sich mit den Seinigen auf den Weg nach Prag.

Kaum sah Löbel sich im gewünschten Besitze, als er schon, jedes andern Geschäftes vergessend, mit Spitzhau- und Brecheisen in den Keller eilte, wo der alte entkräftete Mann, der aus Mißtrauen jeden Zeugen, jede Beihülfe scheute, nach zwei Tage langer, unsäglicher Arbeit, den Stein aus der uralten, cyclopisch festen Mauer herausbrach. Endlich war die Oeffnung gemacht, er sah in dasselbe Gewölbe, mit freudiger Angst und klopfendem Herzen kroch er durch das Loch und fand statt der gehofften Schätze — Stroh! nichts als Stroh! Das warf ihn nieder. Seine ganze erwucherte Baarschaft hatte er darangesetzt und — faules Stroh dafür geerntet! Ein hitziges Fieber, welches ihn lange auf dem Siechenbette festhielt, war die Folge seiner schrecklich betrognen Erwartung.

Nach seiner Genesung wollte er den Kauf rückgängig machen. Da Heinrich aber, der sich zu Prag ein Haus gekauft, und durch treffliche Arbeiten einen vorzüglichen Ruf erworben hatte, den vollen Schutz des Rechtes genoß, so schlug

dem Wucherer auch dieß fehl. In den Fieberphantasien und in der Wuth über das Mißlingen des letzten Anschlags, hatte er selber die nähere Bewandtniß des seltsamen Kaufes kund gemacht, was ihm allgemein, selbst bei seinen Religionsgenossen, den Spottnahmen: der „Strohmann," zuzog.

Dankbar wollte Meister Heinrich den räthselhaften Waidmann besuchen, da er, um zu Schmiedeberg eine kleine Erbschaft zu erheben, durchs Riesengebirg reis'te. Glücklich fand er Ort und Stelle, aber kein Häuschen, keine Spur, daß je eines dagestanden hatte. Als er bei den nahen Gebirgsbewohnern Kunde einzog, und diese einhellig versicherten, sie hätten in jener Gegend zu keiner Zeit eine Hütte bemerkt, ward es ihm klar, daß sein wohlthätiger Waidmann kein Geringerer könne gewesen sein, als der gnädige Herr vom Berge selbst! Innig dankend dem guten Berggeiste zog er weiter.

Die Kindermörderin.

(Inneröſterreichisches Mährchen.)

An den rauschenden Gestaden der Drau ist ein Plätzchen, dort schleicht, wann der Strom die lichten Wasser, in mitternächtlicher Stunde hinwälzt, eine Maid, schön aber bleich wie der Schnee, im nahmenlosen Schmerz durch die schattigen Auen einher und am Ufer hin. Ein dünnes

Gewand weht um die zarten Glieder, lang und blond hängt ihr das wirre Haar um den Nacken.

Sie ringt die zarten Hände, blickt mit nassem Aug' in den Mond und rauft das Haar! — Wirft sich am Strom nieder; schaut seinem Lauf entgegen, schaut ihm ängstlich nach! Ermattet setzt sie sich nieder; — springt scheu wieder auf; horcht angstvoll in das Sausen des Windes! — Nicht vernimmt ihr Ohr den ersehnten Laut, sie schüttelt traurig das blasse Haupt, starrt schmerzlich aufseufzend gen Himmel, wühlt wieder mit bleichen zuckenden Händen im blonden, seidenen Haar.

Dort, wo im Silberschein des Mondes sich die Wellen kräuseln und drehn, dort verschlangen die Wellen das Kind, das die Jungfrau in die Fluthen warf. Ihr Kind wars! Nun harrt sie, daß die Wasser es wieder geben sollen. Drum läuft die Maid oft am waldigen Ufer hinauf, durchs halbe Land und sucht ihr ermordetes Kind. Doch zogen tausend und aber tausend Nächte die Schatten hin über das Land, und noch sucht und noch klagt, noch stöhnt die Maid! — Es rauschen die Wasser im steten Lauf, stets neue Fluth trägt der Strom hinab; doch keine bringt ihr, was sie sucht, und nimmer gibt der Strom seinen Raub zurück.

Drum wankt die Maid noch jede Mitternacht im Schatten der Aue, im Mondenschein, am Ufer dahin; rast- und ruhelos irrt sie umher, rauft sich das Haar, weint und klagt. So schweift die Mörderin bis zum Tage des Gerichts, wo jede That gewogen, Jedem sein Lohn wird.

Die Maidburg in Böhmen.

(Böhmische geschichtliche Sage.)

Im sechsten Jahrhunderte war es, daß ein slavischer Stamm, von der gewundenen Ortawa, über drei Flüsse nach dem alten Bojerreiche gezogen kam. Held Czech, ihr Herzog, überschaute freudig die weiten Gaue und die fruchtbaren Gefielde. Nach langer Wanderung sich am Ziele sehend, stieß er sein Schlachtschwert in den Boden und rief: »Hier haltet an, Gefährten! Baut Hütten, macht Aecker und reutet Wälder aus. Hier mögt Ihr Trotz biethen jeglichem Feinde, und der Götter Segen wird mit Euch sein.« Als sie darauf berietlhen, welchen Nahmen das neue Vaterland tragen sollte, rief alles Volk wie aus Einem Munde: »Czechinien! Czechinien muß es heißen!« Nun vertheilte Czech das Land unter die Wladiken und Zupane und regierte sein Volk lange mit Ruhm und Glück, und ermahnte noch sterbend sein Volk zur Einigkeit. Er hatte statt des, im Mutterlande verlaßnen Pfarry, in Böhmen ein neues Pfarry angelegt.

Nach seinem Tode hingen die Böhmen dem Kroch oder Kroeus, einem Fremdlinge und großen Zauberer den Herzogsmantel um. Unter seinem Zepter befanden die Völker sich wohl, und verlebten glückliche Zeiten. Er soll den ersten Grund zur Burg gelegt haben; die nachmahls seine Tochter, die berühmte Libussa, dort, wo die Moldau an hemmenden Felsen vorüber-

schäumt, erbaute und Libin nannte, woraus späterhin der Wissehrad entstand.

Kroch hatte keinen Sohn, aber drei Töchter, Libussa die jüngste, war die größte Zauberin ihrer Zeit. Die andern hießen Kascha oder Brela und Tetka; gleichfalls wohlerfahren in der Zauberkunst, und der Macht, das Künftige voraus zu sehen, Kascha aber erforschte am eifrigsten die Vergangenheit, und besaß daher die Gabe, verlorne Dinge zu entdecken, in besonderem Grade. Von ihr galt daher unter den Czechen das Sprichwort: „Kaum Kascha würde es errathen.“ Wenn etwas ohne Hoffnung verloren war.

Als nach des Vaters Tode, die drei Schwestern um die Herrschaft losten, erhielt Libussa das günstige Loos, und damit die Herzogskrone. Brela vermählte sich später mit einem vielberühmten Jäger, den riesenstarken Bibol, der einen wilden Eber, der ihm auf einem Berge aufstieß, bei den Hauern packte, auf die Schultern lud, und lebendig vor die Herzogin trug. Die Fürstin belohnte den Kühnen mit einem goldenen Armband, Brela schenkte ihm Herz und Hand.

Libussa regierte bereits ins zwölfte Jahr, als ein gerechtes Urtheil, durch welches sie einem armen Landmanne ein streitiges Feldstück zusprach, den Haß des, dadurch beeinträchtigten Häuptlings auf sie lud. Laut schmähte er das Weiberregiment, und brachte sämmtliche Wladiken dahin, daß sie stürmisch auf die Vermählung der Herzogin mit Einem aus ihrer Mitte drangen. Die Fürsten hörten ihre Forderung an, und

entließ sie mit dem Bescheide, daß sie, bei einem so hochgewaltigen Unternehmen erst den Willen der Götter erforschen müsse. Des folgenden Morgens sollten sie die Antwort holen.

Früh des kommenden Tages versammelten sich alle Edlinge und vieles Volk um die Fürstin, begierig ihren Entschluß zu vernehmen. Nachdem sie in einer feierlichen Rede ihre mütterliche Regierung gerechtfertigt hatte; erklärte sie, daß die Götter ihr einen Gemahl, und den Böhmen einen Herzog bestimmt hätten. Zehn aus der Mitte der Edlen sollen sich aufmachen, und dem weißen Leibrosse der Herzogin folgen. Es werde sie zu einem Manne führen, der auf einem eisernen Tisch Mahlzeit halten, und sich Przemysl nennen würde. Diesen sollten sie mit dem herzoglichen Schmucke bekleiden, auf das Roß setzen, und zu ihr nach Libin führen.

Das weiße Roß wurde freigelassen, und lief zehntausend Schritte weit nach Norden zu, bis an das Dorf Stadicz. Plötzlich blieb es vor einem pflügenden*) Landmanne stehen, fiel auf die Vorderbeine nieder und neigte das Haupt bis zur Erde. Die Wahlbothen sprangen von den Rossen, näherten sich dem Ackersmanne, und begrüßten den Erstaunten als Libussas Verlobten und Böheims Herzog.

Als er ihre Kunde vernommen, wendete er den Pflug um, legte Pflug und Käse auf die Pflugschaar, um noch die letzte ländliche Mahl-

*) Nach anderer Erzählung die Schwelle (Prahe) seiner Hütte zimmernd, wovon später die neue Hauptstadt den Nahmen Prag erhielt.

zeit zu halten, zu welcher er die herzoglichen Bothen einlud. — Dieß war der eiserne Tisch, von dem Libussa gesprochen hatte. — Und als er auf ihr Befragen nach seinem Nahmen erwiederte, er heiße Przemysl, waren die Abgesandten völlig überzeugt, daß sie ihren Auftrag nach Wunsch ausgerichtet hätten. Nun kleideten sie den Gefundenen in den herzoglichen Purpur, setzten ihn auf das wohlkundige Roß, und kehrten mit ihm zurück nach Libin.

Dort vermählte sich Przemysl mit Libussa und wurde zum Herzog ausgerufen. Er und seine Gemahlin gründeten die Hauptstadt Prag und viele Vesten im Lande. Libussa entdeckte die meisten edlen Bergwerke in Böhmen, ließ ein goldnes Götzenbild, Zelu genannt, gießen, und brachte ihm Opfer von abgeschnittenen Haaren und Nägeln, die sie auf Kohlen verbrannte. Sie starb beweint und betrauert von Allen.

Nach ihrem Tode wollten die Jungfrauen sich nicht länger der Herrschaft der Männer unterwerfen. Wlasta, eine aus den Zehnen, die stets um Libussa sein mußten, reizte die andern Dienerinnen der Fürstin, und durch sie das ganze weibliche Geschlecht zur Feindschaft gegen die Männer. Sie hatte gehofft, Libussas Stelle einnehmen, und mit Przemysl Bett und Thron zu theilen. Nun er ihre Hand verschmähte, entflammte sie wilde Rachsucht. Mit und neben Wlasta machten sich als Anführerinnen der widerspänstigen Mädchen berühmt: »Mladka, Hodka, Radka, Swatawa, Wratka, Radka und Czastawa. Sie erwählten

Wlaſta zu ihrer Herzogin und begannen gegen das Männervolk offnen Krieg.

Den erſten Streich führten ſie gegen einen der Räthe aus, welche eifrig ſtrebten, den Herzog gegen das Dirnenheer aufzureizen. Sie überfielen ſeinen Wohnſitz Motal, eroberten den Platz, und tödteten ihren Feind, ſammt deſſen Hausgenoſſen.

Nun zogen ſie verheerend durchs Land, tödteten jeden Mann, der in ihre Macht fiel, und legten Libin gegenüber eine Burg an, welche ſie Diwin (Maidburg, Mädchenburg) nannten. Der friedfertige Przemyſl ſchickte Pomniakwas als Bothen an Wlaſta, ihr ſeine Hand anzubiethen, die ſie früher geſucht. Verhöhnt und verſtümmelt aber wurde der Geſandte zurückgejagt.

Während der kluge, menſchliche Herzog noch zögerte, die Gewalt entſcheiden zu laſſen, obgleich das ganze aufgebrachte Männergeſchlecht ihn zur Rache, zur Züchtigung, zur Vernichtung der grauſamfrechen Dirnen aufzureizen ſtrebte; beſchloſſen mehrere Große, die kriegeriſchen Mädchen zu überfallen, und mit den Waffen zu zwingen.

Samoslaw, ihr Führer, rückte vor die Maidburg, gerieth aber in einen Hinterhalt. In der Stirn und im Rücken zugleich angegriffen, kamen ſeine Krieger in Unordnung, und wurden ſammt dem Führer niedergehauen. Laut jubelnd und unter dem Siegesrufe:

Hui Haſſa!
Die Mädchen der Libuſſa!

zogen die Heldendirnen in Diwin ein. Wlaſta

wurde als Siegerin gekrönt; sie und Czastawa hatten den Sieg entschieden.

Nun sahen der Herzog und seine Räthe, daß mit Gewalt gegen die streitgewandten Mädchen nichts zu gewinnen sei. Und als diese, auch feierlich eingegangene Verträge, durch listigen Wortbruch verletzten, sah Przemysl sich gezwungen, List gegen List zu brauchen.

Unter dem Vorgeben, daß er die Herrschaft an Wlasta abtreten und nach Stadicz zum Pfluge zurückkehren wolle, lockte Przemysl vier der besten Führerinnen Wlastas mit fünfzig Begleiterinnen nach dem Herzogshofe. Dort ließ er sie, die arglos an der Tafel speisten, durch verborgen gehaltne Krieger überfallen und ermorden.

Bald darauf wurde Czirad einer der ersten Räthe und der grimmigste Feind der trotzigen Mädchen, mit geringem bewaffnetem Gefolge von seinem Fürsten abgeschickt, den Gränzzwist zweier Zemanen beizulegen. Im Waldesdickig fand er Scharka, die Schönste aus dem Dirnenheere, an einen Baum gebunden und weinend. Abgebrochen, mit von Thränen erstickter Stimme erzählte das Mädchen, daß Wlasta sie ihrem Vater geraubt, und nun mißhandelt in solchem Zustande zurückgelassen. Flehend erbat sie seinen Beistand. Der leichtgläubige Czyrad entfesselte die klagende Schöne, und verhieß Hülfe nach Kräften. Fahrlässig und arglos ließ er zu, daß Scharka seinen Kriegern, wie zum Dank, die Flasche mit betäubendem Methtranke reichte. Bald taumelten die benebelten Knechte ins Gras. Den

Anführer lullte sie selber ein, und band den Retter dann mit eigener Hand.

Ihre Genossinnen nahten des Zeichens zum Ueberfall harrend. Nun hielt die arge Maid dem Schwerbethörten das gellende Horn an die Lippen, als sollte er die schlafenden Krieger aufschrecken zum Widerstande gegen die anrückenden Dirnen, in Wahrheit aber um selber, für sich und die Seinen das Todeszeichen zu geben. Auf den ersten Schall brachen die heillosen Dirnen hervor, und würgten die betäubten, ohnmächtigen Männer erbarmungslos, sammt ihrem Führer. Von dieser bösen That der betrüglichen Scharka, heißt das Thal, welches den Gräuel sah, heute noch, selbst im Kindermunde, das »Scharka-Thal.«

Nach siebenjährigem, blutigem Wechselwüthen wagte Przemysl endlich, auf Antrieb der Götter, die verbrecherischen Dirnen mit Waffengewalt zu züchtigen. Mit starkem Heere rückte er vor die Maidburg. Siegreich schlugen die Heldinnen Sturm nach Sturm ab. Doch bei einem Ausfalle, den sie wagten, konnten sie über die schmale Zugbrücke nicht schnell genug in gehöriger Anzahl vordringen, und unterlagen dem ungleichen Kampfe.

Wlasta fiel unter Stirasons Schwerte, die Tapfersten mit ihr. Die Maidburg wurde erstiegen, verheert, geschleift. Die rohen Sieger entehrten die Kriegerinnen die lebendig in ihre Hände fielen, mordeten sie dann, und warfen die Körper der Erschlagenen, über den Wall in den Burggraben, die Leichen der Heldinnen den Raben und Wölfen zur Speise überlassend.

So endigte der Mädchenkrieg. Von nun an beherrschte Przemysl das Land unangefochten und glücklich. Sein Traum, daß eine Jungfrau ihm einen mit Blut gefüllten Pokal reichen würde, war nun erfüllt. Sein Sohn Nezamysl (dumpfsinnig) erbte Wlastas vergiftetes Schwert, und nach Przemysls Tode das Herzogthum.

Zweikämpfe.

Der Losensteiner zu Linz.

(Niederösterreichische geschichtliche Sage.)

Nachdem er sich mit seinem kaiserlichen Bruder, Herrn Karl V. über die Theilung der Erblande verglichen hatte, hielt Erzherzog Ferdinand I. zu Linz sein glänzendes Beilager mit Anna, königlicher Erbin zu Ungarn und Böheim, und gab dabei ein prächtiges Turnier. Nach dessen Beendigung erfolgte der Zweikampf zwischen Herrn Bastian von Losenstein, und einem spanischen Grand, (dessen Namen die Sage großmüthig verschweigt) in Gegenwart der höchsten und vieler hoher Personen.

Dieser Spanier hatte bei eben dem Turnier, welches Erzherzog Ferdinand gab, dem teutschen Volke öffentliche Verachtung bewiesen, mit jedem auf Leib und Leben zu kämpfen sich erbothen, und deß-

halb am Rathhaus eine Ausforderung angeschlagen. Weil sich aber, aus Achtung gegen das allerhöchste Brautpaar, um die Ruhe des Freudenfestes nicht zu stören, nicht gleich Jemand meldete, beschimpfte der Spanier die Teutschen mit noch verächtlicheren Worten.

Hierauf meldeten zwei vom österreichischen Adel sich zum Kampfe: Herr Bastian von Losenstein und Herr von Hohenberg, welche mit einander in Streit geriethen, wer von ihnen den fremden Prahler züchtigen sollte. Da wurde die Sache dahin entschieden, daß: weil der Spanier die Teutschen im Lande ob der Enns beschimpft hatte, Herr Losensteiner, als ein Bewohner dieses Landes sein Vaterland vertheidigen sollte; worauf Beide über Tag und Stunde des Kampfes sich verglichen.

Am bestimmten Tage kam jeder Theil gerüstet mit seinen Beiständen auf den Platz gezogen; der Spanier mit großer Pracht und vielem Gefolge zum Donauthore herein, Herr von Losenstein aber noch vor ihm, mit etlichen wenigen Beiständen aus seinen Landsleuten, von der Gasse her, in der jetzt das Landhaus ist. Diesem sind ihrer vier vorangeritten, mit weiß und roth angestrichenen Stäben.

Ehe er den Helm aufsetzte, tummelte Losensteiner sein Roß herum; der Spanier gleichfalls und überaus zierlich. Es hatte Herr Losensteiner einen Beidenhander*) angehangen, dessen sich männiglich verwundert, was er zu Roß damit machen wolle. Sein Roß aber das einen Maulkorb

*) Beidenhander, ein Schwert, welches mit beiden Händen mußte geführt werden, in der Regel nur beim Fußkampfe gebräuchlich.

führte, war dazu abgerichtet, daß es, wann ihm der Maulkorb abgeworfen, des Gegners Roß unversehens anfiel und festhielt.

Auf dem Platz wurden Bühnen für die erlauchten Personen und Frauen erhöht. Als die Kämpfer mit den Spießen auf einander rannten, fehlten beide und griffen zur Wehr. Der Spanier setzte hierauf dem Teutschen mit Hauen und Stechen hart zu. Losenstein wehrte sich dessen eine gute Weil durch Verdecken, worüber seine Befreundeten erschracken und vermeinten, der Spanier hätte ihn verzagt und erschrocken gemacht.

Wie aber der Spanier nun sich damit abgematet, ersah Herr von Losenstein die Gelegenheit, warf dem Roße den Beißkorb ab, sprach ihm wie es gewöhnt war, zu und ließ ihm den Zaum schießen. Da packte es des Spaniers Roß an der Nase und hielt es fest. Er aber zerschlug mit seinem Beidenhander, den er mit beiden Händen faßte, mit zwei Streichen des Spaniers Helm, daß er verwundet und bloß gegeben war, und wollte ihm gleich den Garaus machen. Ferdinand aber, da er sah, in welcher Gefahr der eine Kämpfer war, rief Friede zu nehmen. Worauf seine Landsleute die ihm auf die Bahn gefolgt waren, den Spanier schnell wegführten, wodurch ihm das Leben erhalten wurde, dessen aber Herr von Losenstein sehr unzufrieden war.

So wurde wieder ein Mahl ein Verächter des teutschen Volkes zurecht gewiesen.

Sagen von Drachen und Lindwürmern.

Der Drachenkampf bei Frankenstein.

Rheinische Sage (mündlich.)

Vor dreihundert Jahren zeigte sich in einer Höhle des Forstes bei Frankenstein an der Bergstraß' ein gräulicher Lindwurm. Er lauerte den Reisenden auf, und fiel sie an; verschlang Kinder; zerriß die Herden, verwüstete und verödete die Gegend. Keiner wagte sich an den Wurm hinan; täglich aber am neue Schreckenskunde von dem Gräuel und der Zerstörung die er angerichtet.

Da kamen um Mitternacht Hirten zu Herrn Jörg von Frankenstein auf die Burg, klagten ihre Noth und begehrten von ihm Hülfe und Schutz. Ritter Jörg war ein frommer, gütiger Herr, der oft schon brünstig gebethet hatte, gleich seinen großen allgefeierten Nahmenspatrone dem Heiligen Georgius von Kappadokien, sein Leben für des Volkes Heil, im Kampfe mit solch einem Ungeheuer lassen zu dürfen. Nun war sein Gebeth erhört.

Ohne Zögern legte der Ritter von Frankenstein seine beste Rüstung an, und ließ sich nach der Wiese führen, wo man den Wurm am öftesten gesehen hatte. Mit innigem Gebethe weihte er sich zum Kämpfer des Herrn. Es war die Nacht auf Sanct Lucientag im Jahr unsers Herrn 1531, und mit dem ersten Morgenstrahl betrat er die gefahrvolle Stätte. Nicht lange ließ der grimmige Wurm

sich suchen. Er knäulte sich zusammen, sprang au den Feind los, und wand den Schuppenleib um ihn, zischend und schnappend; lange des Ritters Streichen ausweichend, der den wuchtigen Hammer mit beiden Fäusten schwang. Bald zog der Wurm den Hals kurz zusammen, bald streckte er ihn lang aus, sich bäumend und windend, und suchte mit dem mächtig langen Schweife den Kämpfer zu umstricken oder zu fällen.

Schon glühte Herr Jörg ermattet von der fruchtlosen Müh und erhitzt. Da gelang ihm ein mächtiger Streich auf das Haupt des Lindwurms. Nicht durchdrungen hatte der Hammer die harten hörnenen Ringe, doch taumelte der Wurm betäubt zurück, in blinder Wuth sich krümmend und den Boden zerwühlend.

Der Ritter springt behend auf den Leib des Wurmes und kräftig setzt er ihm die eiserne Ferse auf den dicht beschuppten Nacken. Ohnmächtig windet sich das gepreßte Ungeheur, der schwere mächtige Tritt bricht ihm Rückrath und Nacken. Schon wollte der Ritter das Schwert zum Todesstoß erheben; da kehrt ihn der Wurm verzweifelnd sich windend, den weitgeöffneten Rachen zu, ringelt im Todesschmerz den langen Hals um den mörderischen Fuß, drückte am Knie den scharfen mit giftigen Geifer benetzten Zahn mit letzter sterbender Kraft zwischen die Schienen ins Fleisch, und sterbend sinkt der Drachentödter auf den erlegten Wurm, den er den Todesstoß giebt.

Heiteren Blickes verschied der Held; denn sein heißester Wunsch war erfüllt, er war gewürdigt worden, gleich jenen verehrten Heiligen sein Volk von Gefahr und Noth zu befreien. Nun sah er

den Himmel offen und wünschte nicht länger auf Erden zu weilen.

Noch zeigt Niederbeerbach nächst der Kirchenthüre das Ebenbild des Helden, auf seinem Grabsteine, wie er den Lindwurm zertritt, und das sterbende Ungeheuer seinen Ueberwinder durch einen Stich (hier auf den Stein mit dem Stachel des Schwanzes) ins Knie tödtet.

Der Jungfrau Sprung in der Steiermark.

(Innerösterreichische geschichtliche Sage.)

Auf der Bergveste Gösting in der obern Steiermark saß, seit Karol dem Großen, ein gleichnahmiges Geschlecht, welches mit Wülfing von Gösting erlosch. Er hatte keinen Sohn. Nur zwei liebliche Töchter entblühten seinem Ehebette. Katharina gab er dem Sohn seines Waffenbruders Friederich von Thale, dem Jüngling Otto, einem wackeren, kampfsbereiten Ritter, den sie zwei Söhne: Konrad und Walter gebar. Auch nach der Tochter Tode blieb der alte Gösting durch innige Freundschaft mit seinem Bruder von Thale verbunden.

Nun ruhte Wülfings letzte Hoffnung auf seiner Anna. Bald bewarb ein mächtiger Edelherr sich um die Hand der Schönen, und wurde vom Vater des Fräuleins mit Freuden zum Eidam

angenommen. So nicht von Annen. Ihr Herz war verschenkt. Die Sage hat den Nahmen des Glücklichen vergessen, dem solches Kleinod sich zu eigen ergeben. Er trat mit seinen Ansprüchen dem begünstigten Bräutigam entgegen, ein Zweikampf auf Tod und Leben sollte entscheiden. Den Tag des unseligen Kampfes nennt uns ein alter Sang:

An Sanct Margarite das geschah
Man bei der Burg zu Gösting sah
Um Herrn Wülfingens Jungfrauen streiten
Zween Ritter menniglíche.

Am Tage der Heiligen Margaretha geschah es, daß man bei Burg Gösting und Herrn Wülfingens Jungfrau (Anna) zwei Ritter männlich (oder nach anderer Lesart zwei minnigliche liebende, liebenswürdige Ritter) streiten sah.

Voll kühner Zuversicht harrte Anna, von einer Felsenhöh vor Gösting, des Sieges des Geliebten. Nachdem die Jungfrau — je wie das unbeständige falsche Glück bald dem Einen, bald dem Andern hold war, lange zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, da zerschlug ein mächtig krachender Hieb den Schild des Geliebten, ein zweiter drang durch den Helm, röchelnd sank der Jüngling ins Gras zurück, das er mit seinem Blute färbte, und starb vor Annas erstarrten Augen.

Rasch war ihr Entschluß gefaßt! Vom nahmenlosen Schmerz getrieben, eilte sie nach dem steilsten Abhange, warf sich den bergtiefen Abgrund hinab, und folgte durch einen freiwilligen

Tod dem Einziggeliebten. Den Alten Wülfing rührte bei dem Schreckensanblick der Schlag; mit ihm ging sein Geschlecht zu Grabe. Bauern fanden am Ufer der Mur die zerschmetterten Gebeine der Unglückseligen, und trugen sie zur geweihten Stätte. Sie ruhen, wo heutzutage auf Gösting's Ruinen sich die Annakapelle erhebt, welche zu ihrem Seelenheil erbaut wurde. Und über vier Jahrhunderte schaute man, vom Gipfel des Felsens, auf welchem Anna in angstvoller Erwartung dem Ausgange des Kampfes entgegen sah, eine Steinsäule, das Annenkreuz genannt, ins Thal herniedersehend. Den Felsen nennt das Landvolk den »Jungfrauensprung.« — Annas Schatten aber wandelt in mitternächtlicher Stunde auf Göstings Klippen und Mauern umher.

Die Karthause.

(Geschichtlicher Abriß.)

Heinrich von Luxenburg war gestorben und Teutschland zerriß in zwei Partheien, die eine wählte Friedrich*) von Habsburg-Oesterreich, am 19. October 1314, zum König der Teutschen, die andere erhob, Tags darauf, Ludwig von Baiern-Wit-

*) Genannt der Schöne; als Kaiser und regierender Herzog von Oesterreich III. als Habsburger II. dieses Nahmens.

telsbach zum Gegenkönige. Keiner wollte der Würde sich begeben, so mußte das Schwert entscheiden. Auf Ludwigs Seite kämpfte der abentheuerliche Johann von Luxenburg König von Böhmen, und die Eidgenossen.

Nach achtjährigem, blutigen Thonstreite kam es am 28. September 1322 in der Ebene zwischen Mühldorf und Ampfing zur Entscheidungsschlacht. Tags zuvor brachte der achtzigjährige Stüchs von Trautmansdorf drei und zwanzig Söhne in Friederichs Lager. Friederich wollte die Hülfe erwarten, welche ihm sein theurer Bruder Leupold, die Zierde der Ritterschaft, aus Schwaben zuführen sollte. Schon trennten sie nur wenige Meilen, doch da ihre Bothen von den Baiern aufgefangen wurden, so glaubte man Leupolds Hülfe noch fern, und die jungen Ritter aus Oesterreich und der Steiermark, drangen eben so heftig in Friederich — er möge, eingedenk seines Großvaters Rudolf, der an demselben Tage, vor fünfzig Jahren die Kaiserkrone erworben, sie am gleichen Tage durch einen Sieg dem bairischen Herzoge entreißen, und sich selbst ungetheilt aufs Haupt setzen — als die Böhmen Johann bestürmten, diesen Tag, das Fest ihres heiligen Herzog Wenzel durch einen Sieg zu feiern. Die Baiern hatten Grund, den Kampf zu wünschen, ehe Leupold herbeikam, dessen Feldherrnblick und Tapferkeit ihnen das Schlimmste drohte, und so wurde die Schlacht in beiden Lagern beschlossen. Ludwig überließ die Führung seines Heeres dem schwächlichen, alten Feldhauptmann Seyfried Schweppermann, er selbst

legte die königlichen Zeichen ab und hielt, im blauen, mit weißem Kreuze bezeichneten Wapenrocke vor einer abgesonderten Schar, ohne an der Leitung des Treffens Antheil zu nehmen. Der Burggraf von Nürnberg befehligte die Nachhut, der König der Böhmen führte die Seinen in Person an.

Friederich der Schöne und Heinrich der Fröhliche hielten vor dem österreichischen Heere, mit den Zeichen ihres Ranges geschmückt, Friederich den Doppelaar auf der Brust, strahlend, Freund und Feind weithin kenntlich. — Die Heere rückten aneinander. An der Seite des streitlustigen Johann erhob sich der riesige Plichta von Zirotin. »Schau auf, mein König,« rief er, spornte seinen ungeheuren Streithengst und brach mit unwiderstehlicher Gewalt durch die feindlichen Reihen, kehrte, sich Bahn brechend zurück, holte Odem, und versuchte sein Wagestück zum zweiten Mahle. Noch einmahl drang er kühn in die österreichische Linie und sprengte sie, wendete sich, und kam, schweißtriefend, doch unverletzt aus dem Gewühl zu seinen Landsleuten hinüber. Als er die kecke That zum dritten Mahl versuchte, gerieth er in die Gruben und Ketten der österreichischen Wagenburg, und wurde von herbeieilenden Troßknechten mit Keulen und Hämmern erschlagen. Zu Teinitz im Nonnenkloster wurde dieses böhmischen Ajax beulevoller, umflorter Harnisch aufgehängt, dort ruht er auch, der Held des böhmischen Heeres.

Der Kampf begann und schwankte ungewiß, bis die österreichische Tapferkeit die feindlichen Reihen durchbrach. Ludwigs Heerbanner war

erobert, fünfhundert Feinde gefangen. Schon flohen einzelne Scharen, kaum entging Johann von Luxenburg, unter seinem getödteten Streitrosse liegend, der Gefangenschaft, da wandte der alte Schwepperman das Treffen so, daß den Oesterreichern Sonne, Staub und Wind in die Augen kamen, und schickte ihnen den Burggrafen von Nürnberg in den Rücken. Weil dieser österreichische Fahnen und Zeichen vorhielt, so empfingen ihn Friederichs Streiter mit Freudegejauchze und begrüßten die Feinde als die ersehnten Hülfsscharen Leupolds, bis sie die Larve wegwarfen und zu metzeln begannen. Die Ueberraschung zerriß die Ordnung, die Verwirrung bereitete Verderben, bald war das österreichische Heer aufgelöst und so tapfer die Einzelnen auch stritten, die vereinten geschlossnen Scharen des bairischen und böhmischen Heeres behaupteten das Feld, und der Tag war verloren. Die Blüthe des österreichischen Adels, darunter einundzwanzig Trautmansdorfe, war gefallen, der König, sein Bruder Heinrich, Hector von Trautmansdorf, Helwig von Wurmbrand und viele Helden aus Oesterreich und der Steiermark wurden gefangen.

Friederich und Wurmbrand hatten alle Helden des Tages überglänzt, jeder mehr als zwanzig Feinde mit eigener Hand gefällt. Aus war die Schlacht, der Tag entschieden, als um jene beiden Männer, dem Heldenkönig und den Heldendiener noch der grimmigste Kampf tobte. Da konnte endlich Friederich sich des andringenden Rindsmaul nicht mehr erwehren und von diesem, sich zu ergeben aufgefordert, fragte der König: »Weß Dienstmann bist Du?« »»Des Burggrafen zu Nürnberg,«« erwie-

derte Albrecht. So ruf ihn her, fuhr Friederich fort. Albrecht von Rindsmaul gehorchte, der Burggraf kam, empfing des Königs Schwert und um den einzigen Wurmbrand wüthete noch das Mordgetümmel. Erdrückt von der Menge, halb begraben unter seinem Rosse, schlug und stach er noch fortwährend, weil er den Einen Arm noch regen konnte. Da schrie Alles ihm zu, sich ritterlich und ehrlich zu ergeben, die Schlacht sei aus, der König gefangen, der eignen Ehre und Ritterpflicht hab' er genug gethan. »Ich meins,« rief der muthige Streiter ohne Furcht und Tadel, und einhelliger Ruf der Feinde jauchzte ihm die Anerkennung zu.

Diese Worte schrieb er nachmahls auf seinen Schild*), sie sind so ruhmvoll, daß jeder Wurmbrand und jede Wurmbrand sollte sie auf Siegelring und Wappen führen, zum ewigen Gedächtniß. So prangt noch auf den heutigen Tag in der Helmzierde des Prinzen von Wales, zwischen Gold und Straußfedern, die in der Schlacht bei Crecy vom schwarzen Prinzen ersiegte Devise, des erschlagnen blinden Böhmenhelden Johann von Luxenburg, »Ich dien,« weil er als Bundesfreund im Heere des französischen Königs Philipp gefochten. Beide Devisen leben noch getreu im Gedächtnisse aller Tapferen.

Ehrsüchtig schrieben viele bairische Ritter sich zu dem Feind ihres Herrn gefahen zu haben. Friederich hörte es, suchte in ihren Reihen den tapferen Rindsmaul, den er am Schild erkannte, welcher

*) Noch bewahrt ihn dieses erlauchte Geschlecht auf. Er ist achteckig, und am Rande seiner acht Seiten liest man achtmahl die Worte: »ich mainz.«

einen Stierkopf mit einem Ring in der Schnautze zum Zeichen hatte, und sagte: »Vor diesem Kuhmaule konnte ich mich heute nicht länger wehren!«

Als Friederich seinem Gegner vorgeführt wurde, rief Ludwig ihm entgegen: Willkommen Vetter, so sehen wir Euch gern! Darauf ließ er ihn nach Schloß Trausnitz bringen. »Ja wohl Trausnitz (Trau nicht)« sprach Friederich dumpf, als er zum Thore hineingebracht wurde, und auf dein Befragen den Nahmen der Veste erfahren hatte. Herzog Heinrich, der Freundliche sein Bruder, war in König Johanns Gewalt gerathen, der ihn nach Böhmen führte, und wenn den Chroniken zu trauen ist, seinen erlauchten Gefangenen (dasselbe wird auch von Ludwig berichtet) mit Kettenlast drückte. Bei Heinrichs Ankunft auf Schloße Pürgliz welches ihm zum Kerker werden sollte, ereignete sich ein Vorfall, der des gefangenen Fürsten aufgeregtes Gemüth tief erschütterte. An der Decke des Gemaches, in welches Heinrich zuerst gebracht wurde, waren alle Wapenschilde jener Lande zu schauen, welche Prezemysl Ottokar II. einst besessen hat, darunter auch das Schild vom Herzogthum Oesterreich. Dieses fiel krachend, beim ersten Schritte des Gefangenen, von der Decke herab und brach vor seinen Füßen in Trümmer!

Als Leupold, der nur eine Tagreise vom Schlachtfelde trennte, die Schreckenskunde empfing, klagte er sich laut als die Ursache an, weil er mit zweckloser Zerstörung feindlicher Burgen, die ersehnte Hülfe verspätet hatte. Er sprach mehre Tage hindurch mit Keinem und verschmähte alle Speise, niemahls zeigte er eine fröhliche Miene und rastlos trach-

tete er den Bruder zu befreien. In seinem wüthenden Schmerze war er bereit, mit dem Erbfeinde der Christenheit ein Bündniß einzugehen, rief Magier und Geisterbanner auf*) den innig geliebten Bruder zu befreien! Von solcher Bruderliebe, wie zwischen Leupold und Friedrich dem Schönen, zählt die Geschichte fast kein Beispiel mehr. Schon in ihrer Jugend warrn sie stets ein Herz und eine Seele, obgleich Friedrich oben so sanft und nachgiebig als Leupold rauh und unbeugsam war. Einst rettete Friedrich auf der Jagd dem kühnen Bruder das Leben, als dieser einen Hirsch über einen gefrornen Fluß verfolgte, und das Eis unter ihm einbrach. Als der jähzornige Leupold des Vaters Lieblingshund erschlagen hatte, und vor Albrechts Zorn geflohen war, gab Friedrich sich für den Thäter an und hatte die Strafe bereits erlitten, als Leupold herbeistürzte, um den Unschuldigen davon zu retten.

Ueberall suchte Leupold Ludwigen Feinde zu erregen, gewann den Pabst, welcher taub für Ludwigs Vorstellungen blieb, schlug des Baiers Scharen zu wiederholten Mahlen, und hätte den Bruder ohne fremden Beistand befreit, wären in dortiger Zeit die Kriege mit mehr Plan und berechnetes Zusammenwirken der ganzen Macht geführt worden. So aber bestanden sie in wechselseitigen Plündern und Brennen, aus vielen kleinen Gefechten, welche nichts entschieden, und einer Hauptschlacht wich

*) Die Brüder Grimm haben uns ein Mährchen erhalten, von Magier Albertus der dem auf Leopolds Geheiß bösen Geist nach Trausnitz geschickt, den gefangenen König zu befreien; daß aber der fromme Friederich solcherlei Rettung verschmäht.

Ludwig seit Friederichs Gefangennehmung aus, denn er fürchtete Leupolds Feldherrngabe und dessen tapferes Heer.

Doch als Ludwig seinen mächtigsten, treuesten Bundsgenoß, Johann von Böhmen durch Undank von sich entfernt hatte, bedrängte ihn Leupold so sehr, daß er sich entschließen mußte, beim Gefangenen Friedrich Rettung zu suchen. Er kam nach Trausnitz und bewog seinen Gegner, der Vermittler zu seyn, wofür er ihn, gegen Verzichtung auf die Königskrone in Freiheit setzte, doch mit der Bedingung, daß Friedrich in seine Haft zurückkehre, wenn der Vertrag von seinem Bruder nicht gehalten würde.

Leupold verwarf den abgenöthigten Frieden und setzte den Krieg noch eifriger fort. Friedrich (wie nachmahls Johann von Frankreich, wie zu gleicher Zeit sein Bruder Heinrich) hielt sich durch sein Wort verbunden, in die harte Haft zurückzukehren, kam freiwillig nach München und gab sich seinem Feinde aufs Neue gefangen. Doch auch Ludwig war nicht ohne Seelengröße und seines Gegners teutsche Redlichkeit rührten ihn so sehr, daß er ihn sofort wie einen Bruder behielt, in Einem Bette mit ihm schlief, aus Einem Becher trank, seine Krone hinfort mit ihm theilte, und ihm, als er selbst nach Italien zog, die Vertheidigung seiner Lande gegen den immer näher andringenden Leupold überließ.

Späterhin aber, als der Schmerz über Friedrichs Unglück und seine früh verwelkte Schönheit Leupolden in der Blüthe seiner Mannheit ins Grab stürzte, fing Ludwigen die lange Großmuth an lästig zu werden und Friedrich, schnöde

behandelt, begnügte sich mit dem Nahmen eines Königs der Teutschen, und zog sich nach seiner Burg Guttenstein zurück, wo er in wenigen Jahren starb. Zu Folge eines Gelübdes, welches er noch in seiner Gefangenschaft gethan, baute er zu Wien das Gotteshaus zunächst der Herzogsburg für die Augustiner Barfüßer, welches zur Hofkirche erhoben wurde.

Heinrich war, gegen Verheißung von 9600 Mark, Verpfändung von Laa und Weitra und Verzichtleistung aller Rechte der österreichischen Herzoge auf Böhmen, von Johann freigegeben worden und kehrte, als er diese Bedingungen nicht erfüllen konnte in die Haft zurück, aus der er spät erlöst wurde.

Während Friederich der Schöne noch zu Trausnitz schmachtete, und seine Brüder Alles aufbothen ihn zu befreien, machten Leupold die Zierde der Ritterschaft und Albrecht der Weise, (1322) das Gelübde, im Waldgebirge ein Kloster zu errichten. Albrecht führte es aus, und stiftete, unter Beistand Otto des Frölichen (1330), die Karthause Gaming, mit mehr als königlicher Freigiebigkeit. Der Bau des Ganzen, welches an Umfang manche Stadt übertrifft, währte ununterbrochen von 1332 bis 1358. Es bestand aus einer der heiligen Dreieinigkeit geweihten Begräbnißkirche, einer prachtvollen, großartigen Hauptkirche, der Thron unserer lieben Frau genannt, und der Mutter Gottes, dem heiligen Frohnleichnam und dem frommen Bischof Thomas von Canterbury geweiht; den Zellen für fünfundzwanzig Mönche, des Heiligen Bruno, und den nöthigen Nebengebäuden für Gäste, Handwerker und Taglöhner, mit

den nöthigen Gärten, Höfen u. s. w. Diese Stiftung wirkte wohlthätig auf die wildromantische, ungebaute Umgegend, und die Söhne des Heiligen Bruno zeichneten sich durch Strenge gegen sich, Wohlthätigkeit gegen Nothleidende und emsig geförderte Urbarmachung des Bodens aus.

Noch eh er gegen Ludwig zog, hatte Friederich, mit all' seinen Brüdern zu Mauerbach eine Karthause zu Ehren der heiligsten Dreieinigkeit, der heiligen Jungfrau Maria, des Heiligen Johann des Täufers, des seligen Abtes Anton, auf einen Prior und zwölf Mönche des heiligen Bruno, des Einsiedlers, mit einem Hospital für siebzehn arme Männer. Hier hielt sich Friederich seit seiner Rückkehr die meiste Zeit seines Lebens auf. Seine blühende Schönheit war dahin, seine herrliche Gestalt gebeugt. Statt einer Klage seiner Leiden sandte er dem Könige von Ungarn seinen abgeschnittnen Bart. Als er zu Guttenstein verschieden war, wurde sein erblaßter Leichnam nach Mauerbach gebracht, und unter dem Chore beerdigt. Dort ruht auch seine Gemahlin, Elisabeth von Arragon, welche ihm nach sechs Monathen ins Grab folgte, die bitteren Thränen, welche sie über das frühe Dahinwelken des herrlichen Friederich vergoß, hatten sie blind gemacht.

Grimwald und Itta.

(Longobardische Sage.)

Nach dem Tode Agilolfs des Königs, hatte Theudelind seine Wittib während ihres Sohnes Adelbald Minderjährigkeit, den Frieden bewahrt. Die Exarchen waren zu schwach, Roma zu behutsam, um die nordischen Gäste im Besitze ihrer Beute stören zu wollen. Theudelind starb 625 und hinterließ den drei und zwanzigjährigen König, welchen ihr kluger Rath, ihre ewig rege Muttersorge weit fester auf den Thron gehalten hatten, als das eigene Schwert, unberathen und verweist zurück. Bald erhob sein Schwager, Ariowald, Herzog zu Turin offnen Aufruhr gegen den jungen Fürsten, und versuchte zu gleicher Zeit die Kraft des Gifres und der Waffen wider ihn, der von den Seinigen aufgegeben und förmlich abgesetzt, nach Ravenna entkam, wo er beim Exarchen freundliche Aufnahme und das Versprechen erhielt, ein byzantinisches Heer werde ihn nach Pavia zurückführen. Während auch Honorius, der zur selben Zeit den Thron des heiligen Petrus bestieg, sich Adelbalds anzunehmen beschloß, die Bischöfe, welche Ariowald angehangen hatten, nach der ganzen Strenge des canonischen Gesetzes strafen wollte, an Isaak den Exarchen, Bothen ergehen ließ, um auf Adelbalds schleunige Wiedereinsetzung zu dringen, und während der Exarch in möglichster Eile seine Heerscharen bei Ravenna zusammenzog, wirkte das Adelbalden beigebrachte Gift, und stürzte den Jüngling in's frühe Grab. Den rechtmäßigen König tod, den

Kronenräuber im friedlichen Besitz seines Raubes wissend, fand der Exarch für räthlich, den früher mit Agilolf eingegangenen Friedensvertrag zu erneuen.

Bald darauf nahm der neue Longobardenkönig den freundschaftlichen Beistand Isaaks in Anspruch, als er's nicht vermochte, die Brüder Taso und Caco, gemeinsam herrschende Herzoge von Friaul zu unterwerfen. Ihr Bündniß mit dem Könige der Franzosen *) machte sie furchtbar, und um sich ihrer zu entledigen, ohne mit Jenem offenbar zu brechen, versprach er dem Exarchen ihm, von jenen 300 Pfund Goldes, welchen Byzanz für den Frieden an die Longobarden zahlen mußte, hundert zurück zu geben. Ein Vorschlag wie dieser, wobei er seine Wichtigkeit zeigen, seine Schwäche verbergen und eine ansehentliche Summe gewinnen konnte, war ganz nach Isaaks Sinne, der, um den mindestens gefährlichen Weg einzuschlagen, ein Verbrechen zu begehen bereit war, und die Ausführung desselben seinem Feldobersten, dem Patricier Gregor übertrug. Unter dem Vorwande, sie an Kindesstatt annehmen zu wollen, lud Gregor die Brüder nach Opitergum, wo die feierliche Handlung vor sich gehen sollte. Kaum angekommen, sahen sie die Thore hinter sich geschlossen, ihr Gefolge feindlich angefallen und sich selbst von einem bewaffneten Haufen bedroht. Sie umarmen einander zum letzten Mahl und greifen dann zu den Schwertern. Von Straße zu Straße, von Platz zu Platz verfolgt, strecken sie viele der gedungenen Mörder nieder. Mehr ermüdet als besiegt, fallen sie zuletzt,

*) So hießen die Franken schon dazumahl.

durch Ueberzahl bewältigt, unter den Streichen der kaiserlichen Wachen. »Es soll mir Keiner nachsagen, ich hätte nicht Wort gehalten!« höhnte Gregor, indem er den blutigen Köpfen der Ermordeten, welche er sich hatte bringen lassen, den Bart abschnitt, wie es bei der Feier der Kindesstatt-Annahme Sitte war. — Man wollte damit andeuten, daß man den angenommenen Sohn eben so sehr lieben wolle, als hätte man ihn von Kindheit an gekannt.

So ganz gleich der Abscheu war, welchen die himmelschreiende Verrätherei in der Seele der Brüder jener ermordeten Fürsten erregte, so verschieden äußerte sich der Eindruck, welchen die Nachricht, von dem Ausgange der Herzoge Taso und Caco, von der Hinschlachtung ihrer treuen Kriegsgefährten, Jünglinge der edelsten Geschlechter, auf das Herz der jungen Fürsten von Friaul machte. Grimwald, wie ihn sein Nahme wild im Grimme schildert, ballte krampfhaft die Faust am Schwertgefäß, und schäumte wüthend, gleich dem angeschloßnen Keiler; Radwald, sanfter von Natur und klarer im Erkennen, drängte den Schmerz mehr nach dem Innern, abgebrochne Laute ausstoßend und von düsteren Ahnungen gemartert, denn nicht byzantinische Meucheldolche allein schienen ihm den Frevel begangen zu haben, deutlich sah er des bösen Oheims Grasulfs Hand im Spiel, der jene ruchlose That eingeleitet haben mußte. In Stücke zerrissen hätte ihn das Bruderpaar, wäre Grasulf zu jener Stunde in die Kammer getretten.

Der aber war bereits auf dem Wege nach dem königlichen Hoflager nach Mailand. Durch sein Geld im longobardischen Adel, durch heuchlerische Herablassung im Volke der Italiener beliebt, konnte

er auf einen zahlreichen Anhang rechnen. Somit nach vollbrachtem Frevel des endlichen Gelingens seines Anschlags sicher, berichtete er vor Ariowald mit verstelltem Schmerze den kläglichen Ausgang seiner Neffen, die Belehnung mit dem Herzogthume Friaul nachsuchend. Seine gut bezahlten Begleiter vereinten ihre Bitten mit jener des grauen Sünders, und der König, welcher noch zu kurze Zeit regierte, um die Vorfälle und Angelegenheiten des Osten seines Reiches klar zu durchschauen, ernannte Grasulfen zum Herzoge von Friaul.

Als inzwischen Radwald und Grimwald die Grafen, Frohnrichter und alles Longobardenvolk zu Friaul versammelt hatten, zu den ältesten, mächtigsten Vasallen in Person geritten waren: sie zum Heereszuge gegen das Exarchat zu vermögen, war das Häuflein derer, welche die Rache der Herzogsbrüder zur eigenen machten, nur gering, und mit seelenzerreißendem Schmerze sahen die jungen Recken sich von ihrem Volke verlassen. Und wirklich begegneten die Mehresten dem Rachedurst der Jünglinge mit thatenlosem Beileide; oder mit kaltem Achselzucken, denn es waren Viele unter den Landesedlen, welche sich selbst Hoffnung auf den Herzogsmantel machten; die Verwandten von Tasos und Cacos ermordeten Kriegsgefährten, warfen alle Schuld auf die jugendliche Unbesonnenheit der Herzoge und auf das Gisulfische Haus. Die Eingebornen hingegen, denen derlei Vorfälle nicht anders als erwünscht sein konnten, freuten sich, als sie die verhaßten Fremdlinge, welcher sie gern ganz los geworden wären, sich untereinander aufreiben sahen.

Noch standen die trauernden Brüder Hand in Hand auf dem Söller der Burg zu Friaul, nach-

dem ihr trostloser Blick, ein schmerzvoller Händedruck die gemachte Erfahrung, die fruchtlose Anstrengung mitgetheilt hatte, — noch standen sie, die Augen auf den Boden geheftet, und sannen auf Mittel, das Blut der beiden Brüder zu sühnen, da stieg von fernher Staub auf, ein Reiter kam herangesprengt, jagte der Burg zu, ward eingelassen, und trat vor das trauernde Bruderpaar, die Ankunft des Oheims Grasulfs, des neuen Herzogs der Longobarden zu Friaul zu verkünden.

So war ihr Vatererbe ihnen entrissen, sie selber hinausgestoßen aus dem Vaterhause, wenn sie es nicht vorzogen, zur schnöden Dienstbarkeit herabzusinken. — Wie vom Donner gerührt, sanken sie einander in die Arme! Nun war kein Halten und Bleiben mehr in Friaul für Gisulfs Söhne. Das marternde Gefühl erfahrnen Undanks der friaulischen Longobarden, tiefe Verachtung jener schnöden Verkäuflichkeit, der Mark und Blut durchdringende Durst nach Rache an den entarteten schamlosen Römlingen, erfüllten zu gleicher Zeit die Herzen der reinen Jünglinge mit einem niegekannten Mißtrauen und dem bittersten Groll. In dieser Stimmung warfen sie sich aufs Roß, und in Pilgertracht, von Gold und ererbten Kostbarkeiten so viel mit sich nehmend, als fortzubringen war, verließen sie einen Thron, den sie nicht zu besteigen vermochten, und segelten nach Unteritalia zum Herzoge Arachis.

Nach kurzer Fahrt landete das Bruderpaar an Apulias Küste, pilgerte über Sipontum, Arpi, Luceria, die Schritte beflügelnd, nach Benevento, wo Arachis herrschte, ein biederer Greis, ergraut in Siegen gegen das falsche Byzan-

tinervolk, reich an theurer Erfahrung und daher auch an Weisheit, ein Ueberrest jenes fast ausgestorbenen Heldenstammes, der alten Longobarden, die mit Alboin eingewandert waren. Streng und rauh, doch gerecht und gut nannte die Zunge des Gerüchtes den alten Herzog, priesen ihn, allerwärts wohin die Pilger kamen, die Unterthanen von Benevento. Daran erkannten sie des Vaters Waffenbruder, und freuten sich, den Mann wieder zu sehen, der sie als Knaben auf seinen Knien geschaukelt hatte, und auf dessen Herz sie nun all' ihr Hoffen bauten. Sie legten die Verkleidung ab und eilten in die wohlbekannte Herzogburg, doch mit welchem Staunen, mit welchem Schreck sahen sie dort Alles niedergeschlagen, gebeugt in tiefer Trauer. Eingeführt in des Herzogs Gemach, fanden sie — entsetzlicher Anblick! den ergrauten Vater am Siechenlager des einzigen geliebten Sohnes, Ajos! der bleich und sinnverwirrt den starren Blick auf die Fremden heftete, daß diesen Wehmuth die Sprache benahm! Nachdem sie sich etwas gesammelt hatten, redete Radwald, der Aeltere, den Herzog an, grüßte ehrerbiethig die Rechte darreichend, gab sich und den Bruder als Gisulfs letzte Söhne kund, die, seit Taso und Caco, ermordet, Grasulf Herzog geworden, heimathlos und feldflüchtig zu ihm kämen, Brod zu suchen in seinem Dienst und väterlichen Schutz.

Da heiterte des Herzogs trüber Sinn sich auf, und des eigenen Sohnes vergessend, drückte er die Jünglinge gerührt an die benarbte Brust, sie seine Kinder nennend! »So hat« — rief er mit Thränen im Auge, »mir Gott zum bittern Leidenskelch auch eine Freude beschieden! und für meinen Sohn mir

zwei neue Söhne gesandt! Seid hochwillkommen zu Benevento, Ihr Söhne des Mannes, der mir Freund und Wohlthäter war; nennt mich Vater, und helft mir tragen den Schmerz, den mir die Byzantiner mit Höllentücke bereitet!« Darauf begann er zu erzählen, daß er diesen, seinen einzigen Sohn an den Hof Ariowalds des neuen Longobardenkönigs gesendet, an seiner Statt dort die Lehen zu empfangen und Vasallenpflicht zu schwören nach Brauch und Sitte. Daß Ajo mit sicherem Geleite zu Ravenna eingekehrt sei, beim Patricius, weil Friede bestand und Freundschaft zwischen Benevento und dem Kaiser zu Byzant; wie man damahls, der Gastfreundschaft geheiligtes Recht verhöhnend, dem Jünglinge verderblichen Trank gereicht im Weine, wodurch er von Stund an, der Sinne nicht mächtig, dahin schmachte, und Wahnwitz rede, wie ein von bösen Geistern Gefolterter.

Inniges Mitleid ergriff die Ankömmlinge bei dieser Erzählung, sie bothen Alles auf, den Greis zu erheitern, und schwuren dreifach heiligen Schwur, das treubrüchige, giftmischende Volk von Byzanz zu züchtigen und vollwichtige Rache zu nehmen. So ließen Gisulfs Söhne sich an Arichis Hofe häuslich nieder, ehrten und liebten ihn kindlich, waren ihm stets bereite Dienstmannen, fochten seine Fehden aus und gewannen bald die Herzen ihrer neuen Waffenbrüder. Auch Ajo erholte sich allmählig, bekam der lichten Augenblicke immer mehr, und erstarkte unter seiner Brüder liebevoller Pflege so sehr, daß er manchen Strauß bestehen, und sich nach Herzenslust im Walde herumtummeln konnte. So bildete dreier Männer Freundestreu und Bruderliebe ein Heldenkleeblatt, welches, zur herzlichen

Freude des greisen Arachis, die Exarchen nie die Waffen aus den Händen legen ließ. Die Longobarden der Mark Benevento griffen weiter und weiter um sich, und selbst sie stets nach Freiheit glühenden Samnitter, konnten in ihren wilden unzugänglichen Heimathsthälern, dem wilden Andrang nicht ferner widerstehen. Neapolis ward wiederholt bedroht.

Auf einem solchen Streifzuge war es, wo Grimwald sich mit Wenigen seines Gefolges in ein wildes, verwachsenes Thal verirrte, und hier plötzlich von Feinden umringt, zwischen Tod und feiger Ergebung die alleinige Wahl zu haben schien. Er ließ die Stimme der Ehre entscheiden, stürzte wüthend in den dichtesten Haufen, wie ein gereizter Löwe Alles vor sich niederwerfend, und der überraschte Feind floh, während Grimwald in wilder Freude den Haufen vor sich hertrieb, und die Feiglinge nach allen Winden zerstreute. Da sank unfern seiner Hütte, ein fliehender Greis kraftlos zusammen. Schon nahte Grimwald, schon schwang er die Lanze über den Unglücklichen, als plötzlich, mit einem Laut des Entsetzens, eine junge Hirtin herbeifliegt, sich über den Greis hinwirft, und den Todesstoß auffangen will.

Darob erstaunt senkte Grimwald den drohenden Arm, machte dem Verfolgen ein Ende und schenkte dem Feinde das Leben. Der Alte wurde gebunden, und sollte mit andern Gefangenen in Dienstbarkeit fortgeschleppt werden. Da erhob das Mädchen solch ein Klagegeschrei, daß die rohesten Krieger gerührt wurden, warf sich vor dem Fürsten auf die Knie, both hohes Lösegeld, flehte und wimmerte so lange, bis Grimwald ihn in Freiheit

setzte und ihn der Tochter zurückgab. Die Freude des Mädchens kannte keine Gränzen, einer Verklärten gleich, schloß sie den Vater, im Hochgefühle abgewendeten Unglücks in die Arme, wendete sich zu dem großmüthigen Sieger, vor welchem sie sich niederwarf, seine Füße küßte, — dann zur Hütte eilte, im Fluge zurückkam, und Grimwalden ein seltsam geformtes zierlich geschnitztes Kästchen aufdringend, mit dessen Inhalt sie ihm seine Krieger zu belohnen bath. All' dieß flog gleich einem Traume an Grimwald vorüber, und eh' er und sein Gefolge sich von Staunen über diese seltene Zärtlichkeit der Tochter erholen konnten, war die Hirtin und der Greis in die Hütte verschwunden. Im Kästchen fand Grimwald nebst vielen römischen Münzen und allerlei köstlichem Geschmeide ganz am Boden ein goldenes Täfelchen mit vielen künstlich gearbeiteten Figuren, die zu deuten er sich vergeblich mühte.

Seit diesem Vorfalle war Grimwald umgewandelt. Weg war sein Durst nach Römerblut, weg sein wildes Rachegefühl, sein rauhes, heftiges Wesen. Nun schwebte immer und allein das Bild der schönen, samnitischen Hirtin vor seiner Seele, mit ihrem rabenschwarzen Seidenhaar und den großen, funkelnden Augen! wie sie, den Vater zu retten, sich heldenmüthig dem tödtlichen Eisen entgegen warf. Dieß Bild umgaukelte ihn im Schlafen und Wachen. Vergebens, daß er sich zu zerstreuen suchte, fruchtlos irrte er tagelang im Forste umher. Wie von einer unsichtbaren Hand geführt, kehrte er stets wieder in seine Kammer zurück, zu dem geliebten Kleinod, das er aus ihren Händen empfangen hatte. Er zitterte bei dem Gedanken, jener Alte könne mit seiner Tochter nach ruhigeren Gegenden fortziehen,

oder in die Hände beutelustiger Longobarden fallen, oder neuerdings in Lebensgefahr gerathen, könnte, wenn der Krieg sich nochmahls in jene Thäler wälzte. Was er mit banger Seele gefürchtet, hatte sich schon erfüllt. Gegen alles Recht waren die schöne Samniterin und ihr Vater, auf ihrer Wahlfahrt nach dem Heiligthume des Heiligen Erzengel Michael, auf dem Berge Gargona, wo sie Gott für ihre Rettung danken wollten, von longobardischen Streifern angefallen und in Fesseln geschlagen worden.

Vor dem nächsten Frohnrichter des Ausspähens beschuldigt, wurden die Gefangenen, welche nicht gestehen wollten, mit der Folter bedroht; als das Mädchen muthig vortrat, und ihre Sache vor dem Herzoge vertheidigen zu können begehrte, durch ihre edle Haltung, ihr unerschrocknes Wesen dem versammelten Gerichte Achtung einflößte, und auf ihr wiederholtes Begehren, sammt dem Vater nach Benevento gesandt wurde. Der Ruf war vor den Unglücklichen an Arachis Hofe angelangt, der, von Ajo, Radwald und Grimwald umgeben, die Gefangenen vor sich führen ließ.

Doch was sich nun ereignete, vermag keine Schilderung zu erreichen! Die Thüre öffnet sich, die Gefangenen treten ein, blicken um sich, und mit dem Jubelrufe freudigster Uiberraschung stürzt die Hirtin zu Grimwalds Füßen, bald auf den greisen Vater, bald auf die Fesseln deutend, ruft sie in herzdurchdringenden Tönen: »Gerechtigkeit! Erbarmen!« und sinkt ohnmächtig zu Boden. Den Alten lähmt der Schreck die Glieder, er kann nicht ihr zu Hülfe eilen, indeß Grimwald die Hingesunkene aufrichtet, und bis Labung gebracht wird, mit

seinem Arme hält, ein Thränenstrom fließt über ihre Wangen, als sie die Augen wieder aufschlägt. Grimwald aber tritt vor Arachis Thron, erzählt sein Abentheuer auf dem Streifzuge in's Sabinerthal, erzählt mit liebender Wärme die heldenmüthige Hingebung dieser Hirten für ihren Vater, und bewegte die Herzen Aller. Inzwischen hatten die Gefangenen sich erholt, und der Alte richtete folgende Worte an den Herzog.

»Friede Euch! mächtiger Fürst, und Heil Eurem Hause! Gerechtigkeit ist Euer Name; darum löset die Fesseln, womit der Argwohn die Unschuld belastet. Nicht Euer Land auszuforschen bin ich gekommen; danken wollten wir, meine Itta und ich dem Heiligen Erzengel Michael, daß er mir in diesem Jünglinge, (auf Grimwald deutend) einen gnädigen Sieger gesandt und mein Leben gerettet. Was könnte es mir frommen, ein Land zu durchspähen, das Gott in Eure Hände gegeben, und dem Kaiser von Byzanz selber, Euch zu entreißen nicht gelingt? Bin ich doch der alte Pontio aus dem caudinischen Thal, der letzte Erbe des ewigen Hasses, den mein Geschlecht dem römischen Namen geschworen. Habt Ihr von diesem Namen nie gehört?«

Arachis gab Befehl dem Gefangenen die Fesseln abzunehmen, ließ Erfrischungen bringen, und der Römersprache vollkommen kundig, begehrte er die Geschichte der Pontier zu hören. Da wandte Itta sich an Grimwalden, ihm des Kleinods mahnend, das sie ihm als Lösegeld für den Vater aufgedrungen. Mit anmuthigem Erröthen zog er das goldne Täfelchen verwirrt aus dem Busen, und

reichte es Arachis, während Pontio fortfahrend auf das Kleinod zeigte.

»Dies ist das älteste und einzige Denkmal samnitischen Ruhmes und meines Geschlechts, durch Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn treu überliefert. Hier seht Ihr den Caudinischen Galgen, der Römer tiefste Schmach. Die Welt haben sie überwunden, diese herrschsüchtigen Republikaner; zittern gemacht die Völker am Euphrat, Nil und Ister, doch von der Schlauheit eines samnitischen Hirten überwunden, haben sie sammt ihren stolzen Consuln den Nacken unter das Schmachjoch beugen müssen. Neunhundert Jahre sind seitdem über die samnitischen Thäler hinweg gegangen; zerstückelt und zerstreut wurden deren Bewohner in alle Welt; knechteten der römischen Verworfenheit unter Triumviren und Augusten, bis diese selbst die Knechte der Wilden vom Nord wurden. Der Name Pontio lebt aber fort im caudinischen Thal bis zur Stunde, und ob wir gleich römische Bürger geworden, und den Ruhm des römischen Namens getheilt, so vergassen wir doch niemals jener besseren Zeit, da wir noch einfältige aber kräftige Söhne der Natur, in unsern stillen Klüften die Herden unter angestammten Fürsten weideten, unbekannt mit der blutdürstigen Herrschsucht, die von dem Kapitol der hohen Roma ausgegangen ist, um die Menschheit in Fesseln zu schlagen. Euch, hoher Fürst, befremdet aus dem Munde eines schlechten Hirten Kunde von solcherlei Dingen zu hören, doch in einem solchen Kittel wie Ihr an mir seht, hat Pontio die Legionen sammt den Consuln unter das Joch gebeugt, und so wie meine Itta vor Euch steht, trugen sich damals die Frauen Samniums.

Dann wurde er traurig, beweinte sein Geschick in bittern Thränen, daß mit ihm das Geschlecht der caudinischen Pontier erlösche, daß er nicht oft mehr begehen werde das Fest des caudischen Joches Da nahte Grimwald sich ehrerbietig, strich dem Greise die Locken aus dem Gesichte, und drückte ihm gerührt die Hand. Mit den Worten: »Mich nimm zu Deinem Sohne, alter Pontio, und gib Itta mir zum Weibe. Ein Pontier bin ich zwar nicht, doch die Römer hassen kann ich, wie Du, und alle Deines Geschlechts.«

Und der Herzog nickte mit Wohlgefallen. Als der Alte, solcherlei Antrages sich nicht versehend, betroffen bald den schönen vornehmen Jüngling, bald wieder den Herzog anschaute, ungewiß, ob er seinen Ohren trauen dürfte, erhob sich vom Throne, nahm die blühende Jungfrau, und führte sie Grimwalden mit den Worten in die Arme: »Sie sind einander Werth, und ist es Dir Recht, Alter, so bleibe bei uns, und schau Deiner Kinder Glück.«

Arachis besaß jenen Scharfblick, der Dinge klar erschaut, welche die erwachsene Jugend gern als Geheimniß für sich behalten möchten. Grimwalds ganz umgeschaffenes Treiben, seit dessen Streifzug ins Sabinerland war ihm nicht entgangen. Die freudige Zuversicht, mit welcher die Hirtin sich vor dem Fürstensohne niedergeworfen, hatten ihm verrathen, wie hoch dieser in ihrem Herzen stehe. Des Jünglings holde Verwirrung, als Itta ihn um das Kleinod bat, ihr stilles Wohlgefallen, das sanfte Erröthen jungfräulicher Zärtlichkeit, schnell und vorübergehend, gleich dem Hauch des Zephirs sich ergießend, all' dieß rechtfertigte des Herzogs schnelle Zustimmung.

Zu keiner Zeit ward ein schöneres Brautpaar gesehen, als Grimwald und Itta, als sie im hochzeitlichen Schmucke in der Versammlung der Großen erschienen, des Herzogs Segen zu empfangen. Lieblich wallten und wogten dem Jünglinge die blonden Locken um die offene Stirne, aus seinen großen dunkeln Augen strahlte das Wonnegefühl einer ganzen seligen Zukunft. Itta war in Purpur gekleidet, das seidne Rabenhaar in zierliche Flechten gewunden, aus welchen die bunten Reihen köstlicher Steine funkelten, gleich einem geheimnißvollen, überirdischen Wesen, welches auf die Erde herabstieg, um den schönsten und tapfersten der Longobarden zu beglücken, schwebte sie an seiner Hand daher. Mit zauberischer Anmuth kredenzte sie erst dem Herzoge, dann den edlen Grafen der Städte, dann den übrigen Edelherrn den Becher. Ganz Benevento drängte sich vor dem Pallaste Arachis und erfüllte die Luft mit herzlichem Jubelruf. Denn hoch ehrten die Landeseinwohner die Vermählung eines Fürstensohnes mit einer Landestochter, darum Grimwald in der Folge die Samniter zu seinen treuesten Unterthanen zählen konnte.

Durch eine lange Reihe von Jahren entfaltete Itta alle glänzenden Eigenschaften einer schönen großen Seele. Gleich einem Schutzgeist der Eintracht wachte sie über das gute Einvernehmen im herzoglichen Hause, und mit jenes südlichen Himmelsstriches ganzer Glut liebte sie treu und fromm ihren fürstlichen Gemahl. Vermittlerin zwischen den Söhnen ihres Vaterlandes und den Kriegern des rauhen Nordens, Pflegerin des alten Herzogs und des kranken Ajo befestigte sie das friedliche Zusammenleben der

mächtig verschiedenen Stämme zum festen Bunde, und bewirkte, daß jene noch eine Reihe von Jahren sich des Lebens freuten. Nun ward sie Mutter und beglückte den überseligen Gatten mit einem Sohne, der Romwald (Ruhmwalt d. h. an Ruhm gewaltig, sehr berühmt) genannt wurde, und zwei Töchter, jene der Mutter, diese des Vaters Ebenbild.

Diese Freude nahm Herzog Arichis noch mit hinüber, eh er vor seinem Ende die Vasallen des ganzen Herzogthums zu sich gerufen, diesen die an Kindesstatt angenommenen Brüder Radwald und Grimwald empfahl, denen sie, gleich seinem leiblichen Sohne Ajo, dessen Siechthum kein langes Leben verhieß, dessen zeitweise Sinneszerrütung nicht zuließ, die Pflichten des Herrschers mit Weisheit zu üben, gehorsamen sollten. Nachdem die Vasallen in seine sterbende Hand die Erfüllung seiner Befehle gelobt hatten, schied Arachis sanft aus dem Kreise der Lebenden, herzlich von Allen beweint. Ajo sein Sohn trug nun den Herrschermantel, und die Söhne Gifulfs gehorchten ihm in Allen, wie einen älterem Bruder und angebornen Herrn.

Sieben Monate schlummerte Arachis im Grabe, da sandte der Exarch von Ravenna, im Namen des Byzantinischen Kaisers einen Haufen Slaven nach dem Herzogthum Benevento, der mit zahlreichen Schiffen an der Küste Apuliens landete, und unweit Sipontum Lager schlug. Es waren Slaven von den Küsten Dalmatiens, Istriens und des venetianischen Meerbusens, welche den Auftrag hatten, Apuliens Küsten zu verheeren und das Land für den Kaiser wieder ein-

zunehmen. Kaum hatte Ajo von diesem unvermutheten Einfalle die Kunde erhalten, so versammelte er auch schon die Krieger aus der Nachbarschaft, und zog mit ihnen gegen die unerwarteten Feinde. Zur selben Zeit waren Radwald und Grimwald abwesend von der Hauptstadt, und schlugen sich an der nördlichsten Gränze mit den Kaiserlichen herum. Die Slaven, welche um ihre Lager eine Menge von Gruben gegraben, und diese unter grünes Reisig versteckt hatten, erwarteten den kühnen Feind in ihren Verschanzungen.

Ajo, welcher an der Spitze seines tapferen Volkes muthig ansprengte, stürzte mit seinem Rosse in eine der Gruben, und ward mit einigen Wenigen, die ihm gefolgt waren, von den herbeieilenden Slaven erschlagen. Als Radwald die Trauerpost erhielt, brach er mit seinem ganzen Heere eilig nach Sipontum auf. Der slavischen Sprache von Jugend auf vollkommen kundig, redete er den Feind in dessen eigener Mundart an, stellte den Slaven ihr Unrecht vor, und wußte ihnen das unbesonnene ihres Zuges so einleuchtend darzuthun, daß von nun an sie ihren Vortheil minder hitzig verfolgten, und bereits Anstalten zur Abfahrt machten. Dieß war Radwalds erwünschter Augenblick, blitzschnell fiel er nun mit aller Macht über sie her, und richtete unter den bestürzten Feinden das gräßlichste Blutbad an, solchergestalt den Tod des unglücklichen Ajo sühnend.

Unter König Rotharis eigenen Augen legte indeß Grimwald Proben der Tapferkeit und Feldherrngabe ab. Als aber die zahllosen Bubenstücke und Bundesbrüche der Exarchen zu Ravenna, das beständige, unverhüllte Bemühen des byzantini-

schen Kaiserhofes, die Franzosen durch Geld zu einem Einfalle in die Lombardei zu verleiten, endlich den lange verhaltenen Groll der Longobarden zum grimmigen Racheburst gesteigert hatte. Nun galt es den Byzantinern einmal nachdrücklichen Ernst zu zeigen.

Während in Folge dessen die Grafen von Tuscien den Kaiserlichen alle Städte von Luna bis die Gränzmarken der Franzosen wegnahmen, zog Rothari mit den Heerschaaren aus Süditalia, nebst denen aus Spoleto und Friaul gegen den Exarchen. Grimmwalden ward die traurige Ehre, seine Brüder an dem treulosen Opitergum zu rächen, das er gänzlich zerstörte. Sein Angriff, der eben so einsichtsvoll entworfen, als muthvoll ausgeführt wurde, und die Veste im Sturm überwältigte, sein heldenmäßig stürmisches Wesen, womit er das Heer zu gleicher Begeisterung fortriß, machten Grimmwalden dem Könige und allen Longobarden theuer.

Seitdem hieß er in allen longobardischen Gauen nur »der strenge Feldherr,« und überkam, nachdem sein Bruder fünf Jahre regiert hätte und gestorben war, das Herzogthum Benevent, als längst verdiente Belohnung aus des gerechten Königs Hände. Seine Wünsche schienen nun erschöpft. Herr des schönen fruchtreichen Unteritalia, Gatte eines himmlischen ihn heiß liebenden Weibes, Vater eines muntern hoffnungsvollen Knaben und lieblicher Töchter, die Brust rein von jeder Schuld, — Fürst eines edlen ihm kindlich vertrauenden Volkes, herrschte im anvertrauten Herzogthume mit Strenge und Weisheit, ein Wohlthäter der Kirchen, Freund

der Geistlichen, der Schreck der Feinde und jedes Frevlers.

Das Letztere erfuhren die Krieger von Byzanz als sie vom Neuen wagten, Benevento von Epirus her zu überfallen. Schon waren sie ans Land gestiegen, schon hatten sie sich angeschickt die Gnadenkirche des heiligen Michael auf dem Berge Gargano — reich beschenkt durch der Herzogin Itta frommen Sinn — zu plündern, als Grimwald mit seinen sieggewohnten Schaaren, die Fahne des heiligen Erzengels Michaels in der Hand über sie herstürzte, sie bis auf den letzten Mann niederhieb, und seine Küste auf lange hinaus sicherte.

Der erste Schmiedburg.

(Altteutsche, geschichtliche Sage)

Seine Vasallen in Unteritalien vor den Einfällen der Byzantiner zu schützen, die, im Bunde mit den Saraeenen, das südliche Ende der Halbinsel verheerten, zog Otto II. mit Heeresmacht nach Apulia; bei Basantello entbrannte am 7. Juli 982 die Schlacht. Tollkühn hatte der jugendliche Kaiser angegriffen, entartetes Byzantinervolk, einen Schwarm aufgegriffener Seeräuber glaubte er vor sich zu sehen, und wirklich zersprengte sein bestahltes nordisches Heer das weichliche Südenvolk gänzlich. Doch aus den Tiefwegen und Engpässen des Gebirges brausten dem voreiligen Sieger die Scharen streitbarer Ara-

der entgegen, fielen ihm in die Seiten und in den Rücken. Pfeilwolken verdunkelten die Sonne; von dem brüllenden Allahgeschrei der Ungläubigen wiederhallten die Gebirge; vom Gestampf ihrer Rosse erbebte die Erde. Die Uibermacht drohte ihn und seine Eisenmänner zu erdrücken. Feige, oder mit dem Feind verstanden, flohn die Welschen gleich beim Anfange des Mordens; heldenmüthig opferten die Teutschen ihr Leben für den kaiserlichen Jüngling, und erhielten die Wage des Sieges lange im Gleichgewicht. Ermüdet, nicht überwunden, nachdem sie Tausende sich vorangeschickt nach der Schattenwelt, fielen Heinrich Bischof von Augsburg, Werner Abt von Fulda, mit dem Kreuz in der Hand; Udo Herzog von Franken, Burkhard Markgraf von Oesterreich, und mit ihnen sanken die Scharen der Allemanen, Sachsen, und der Ostfranken vom Main und der Donau.

Nun erst, nachdem Alles verloren war, dachte der heldenmüthige Fürstenjüngling der eigenen Rettung. Mit dem Schwerte brach er sich durch das Kampfgetümmel die Bahn zur Flucht, und entging den nacheilenden Saracenen auf seinem kräftig ausdauerndem Streitrosse so schnell, daß nur zwei seiner Getreuen ihm zu folgen vermochten. Mit diesen gelangte er an den Meeresstrand, wo er zwei Schiffe gewahrte, die eben die Anker lichten wollten. Im Wahne, es seien fränkische Fahrzeuge, stürzte er sich in die Wogen und schwamm hinzu. Unverweigert wurde er aufgenommen, denn die Schiffsleute — es waren Byzantiner — vermutheten unglückliche Landsleute in den drei Flüchtlingen.

Die Kleidung verrieth die Abendländer, einige nicht zu verbergende Kostbarkeiten und die unfreiwil-

lige Ehrfurcht seiner Begleiter, die aller angenommenen Vertraulichkeit spottete, machten nach dreitägigem Aufenthalte den Herrscher der Teutschen kund. Nun wurde Otto als Gefangener behandelt, und die Schiffseigenthümer machten Miene, ihn nach Byzanz zu führen. Doch blieb ihr Vorhaben nicht verborgen, und die Absicht der Feinde schlau benutzend, sagte Otto ihnen, daß er Solches selber wünsche, und lieber bei seinen Schwägern im fernen Morgenlande sein, als hier gefangen sein Elend zur Schau tragen wollte. Nur begehrte er noch seine Gemahlin, die byzantinische Kaiserstochter Theophania, welche mit Deuterich, Bischof von Metz zu Rossano dem Ausgange der Schlacht entgegengeharrt, und seine Schätze an Bord zu nehmen. Das waren die Byzantiner wohl zufrieden.

In den ersten Tagen gleich, hatte Otto einen Sclavenhändler auf den Schiffen gefunden, der Latein verstand, und der Franken Großmuth und Dankbarkeit wahrscheinlich aus Erfahrung kennend, den Fürsten nicht verrieth, und ihm seine Dienste antrug. Der Kaiser hatte durch diesen Mann seine Gemahlin von dem Schicksale, das er gehabt, unterrichten lassen, und beschied sie nun zu sich. In Weiberkleidern sollten — zur Vermeidung alles Verdachtes seine Getreuen kommen, und sich nebst der Gemahlin und dem Bischofe mit vielen Kisten und Reisegepäcke, als sei der Schatz darin, am Strande einfinden.

Trotz des Unwetters steuerten die getäuschten Schiffer so nah als möglich an Rossano, und warteten bloß, bis die See nicht mehr so hoch ging, um Kaiserin, Bischof und Dienerinnen (die sie zu sehen vermeinten) einzunehmen. Es geschah Erst wurden die ledigen Kisten eingepackt, und die Dienerinnen

der Fürstin nach dem Schiffe gebracht. Kaum erblickte der junge Kaiser sie nah an Bord, seine Gemahlin am Ufer, als er sein Schwert zog, und nichtachtend der furchtbaren Wogen, ins Meer stürzte, dem nächsten Kahn zuschwimmend. Hart am Ziele verschlang ihn eine Welle. Doch Gieselbert aus Trier, des Kaisers Waffenschmied, einer der Beiden, die mit ihm der Würgeschlacht entrannen, faßte Ottos silberne, mit Edelsteinen besetzte Gürtelschnalle, und erhielt den Kaiser über dem Wasser. Sie kamen ins Boot, die verkleideten Mädchen griffen zu ihren verborgenen Schwertern, und zwangen die Schiffer ans Ufer zu fahren.

Am Ufer fiel Otto auf die Knie, Gott für seine Rettung dankend, dann, eh er seine Gemahlin umarmte, trat er zu seinem lieben Gieselbert, dem kühnen wunderstarken Jüngling, der im seligen Gefühle seiner gelungenen That bescheiden dastand, gürtete dem Retter seines Lebens das eigene Kaiserschwert um, und versprach ihm ein Lehengut in der Heimath. Jetzt erst warf er sich ermattet in die Arme seiner heißgeliebten Theophania.

Zwischen Kirn und Kirchberg im Erzstift Trier erhielt der, vom höchsten Herrn der Christenheit, mit eigner Hand zum Ritter erhobne Gieselbert schon im folgenden Jahre die versprochne Belohnung; dort baute er sich die Schmiedburg und führte fortan die geschenkte Schnalle in seinem Wapen.

Das Edelgeschlecht der Freiherrn von Schmiedburg erkennt diesen Gieselbert als seinen Ahnherrn.

Des Satan Weg auf Falkenstein.

(Rheinlandsage.)

I.

Auf der Felsenburg Falkenstein am Taunus hauste in grauer Vorzeit ein Riese, dem keiner im teutschen Lande gleich kam an Macht, Reichthum und Uibermuth. Ein einziger, kaum gangbarer Fußsteig führte nach dem Schlosse. Obgleich es aber mit fürstlicher Pracht geschmückt war, fand man ihn doch meist im Forste des Waidwerkes pflegend. Eh der Morgen noch zu dämmern begann, durchtobte er die Wälder und Auen, dem flüchtigen Hirsch oder dem gewaltigen Ur nachsetzend; dann wieder jagte er den Bergwolf auf aus Felsklüften, oder den Waldbären im Tannig, oder er hetzte den wilden Keiler durch Moor und Blachfeld.

Indeß lebte sein einziges Kind, ein holdes Fräulein still und einsam auf der prächtigen Burg, wie die Blume im goldnen Gefäße. Als sie entfaltet war, die Blüthe ihrer Schönheit, und die Kunde, daß ihr Vater nun einen würdigen Eidam zu wählen gesonnen sey, mit dem Ruf ihrer niegesehnen Reitze, und des unerhörten Reichthumes ihres stolzen Vaters, durch alle teutschen Lande scholl; kamen Fürsten, Herren und Grafen von Nah und Fern am festgesetzten Tage auf Falkenstein zusammen. Mit großem Gefolge, mit reichen Geschenken waren sie gekommen, nun drängten sie einander im Prunksale, wo die Schöne, deren Reitze zu gewinnen sie ausgezogen waren, vor ihnen saß, und waren Alle ungeduldig und gespannt in

regster Erwartung, auf wen die Wahl wohl fallen würde?

Lange mußten sie harren, eh der Ries' im stolzen Gefühl seiner Kraft und Macht, welches ihr dringendes Werben noch genährt hatte, hereintrat. Mit trotziger Gebärde schritt er durch sie hin, und grüßte sie mit diesen beleidigenden Hohnworten:

»Seid Ihr die Ritter und Herren all'? — Ihr möchtet die Hand meiner Tochter hier haben; — wie ich aber unter Euch suchen mag, so will mir Keiner gefallen; ist mir Keiner reich genug. — Ich denk, Jener, der mein Tochtermann werden soll, ist nicht unter Euch. Der wird weiter herkommen müssen, der werth ist, mein Kind heimzuführen!«

Damit entließ er die Edlen und gab ihnen so, für die seinem Hause zugedachte Ehre, Schimpf und Reue mit auf den Heimweg. Seine Macht scheuend, zogen sie friedlich hin. Während er noch seinen Uibermuth daran letzte, daß er den hohen vornehmen Herren seine Verachtung so tief fühlen lassen gekonnt, schlich leise die Rache heran.

Er trieb Tags darauf sein Lieblingsspiel, das Waidwerk, und jagte lustig eine Höh' hinauf, als plötzlich ein fremder Reiter zu ihm heransprengte. Stolz, als gäb es nirgend in der Welt seines Gleichen, jagte er dahin auf seinem bäumenden Rappen, im golddurchwirkten Sammtkleide, die Pfauenfeder auf dem Scharlachhut, am klingenden goldnen Gürtel Schwert und Dolch mit köstlichen Griffen, in Scheiden, die mit Juwelen geschmückt waren, ein silbernes Horn an der Hüfte. Und obschon jung und schlank, so konnte er doch, neben dem Riesen für groß gelten. Deutlich sagten seine Blicke, daß er zu herrschen gewohnt sei.

»Ich hörte,« sprach er, »daß Du einen Eidam suchst, darum kam ich zu sehen, ob ich Dir anstände. Fern zieh ich her; bin aber wohlbekannt durchs weite Reich. Man preist da meine Macht und meine Schätze.«

Der Riese — er wußte nicht, wie ihm beim Anblick des Fremden zu Muth wurde — ein unbehagliches Gefühl übermeisterte ihn. Doch konnte er nicht weichen, mußte dem lästigen Gaste Rede stehen.

»»Daß Du reich seiest, glaub ich Dir aufs Wort«« erwiederte er dem Fremden, »»und Du brauchst mir's nicht erst zu beweisen, doch möcht ich wissen, wie weit Deine Macht geht, ob Du mit Rechten Dich so gewaltig preisest.««

»Trau sicher, daß kein Mächtigerer gefunden wird, denn ich. Sprich nur, wodurch ich Dirs beweisen soll, und wär es ein Wunder, was Du begehrst, ich vollbring es. Denn nichts ist auf Erden, was mir widersteht, und nichts, was man mir aufgibt, daß ich nicht vollbrächte.«

»»Wohlan laß sehen!«« rief der Herr von Falkenstein. »»Von hier bis auf meine Steinburg sollst Du eine Straße bauen, und die muß heute noch zu Stand kommen. Wann ich morgen zur Jagd reiten will, muß der Weg gebahnt und fertig seyn.««

»Erhalt ich Deine Tochter,« erwiederte der Fremde, so verdrießt es mich der Mühe nicht, das schwere Werk gleich zu beginnen, Du magst die Brautkammer bereit halten, noch vor dem Glockenschlage ist Alles vollbracht.«

»»Das will ich mit Sorgfalt bestellen, und bringst Du das Werk zu Stande, so heiß ich Dich noch vor Mitternacht meinen Eidam. Zur selben

Stunde komm ich wieder hieher und find ich die Straße gebahnt, so sey Dein Wunsch erfüllt.«

Sie schieden. Der Tag verfloß. Dämmerung sank auf die Gegend. Mit einbrechender Nacht ging ein Heer unsichtbarer Geister ans befohlene Werk, brach und sprengte die Felsen, erweiterte und ebnete den Weg zur Burg hinan. Ihrer Stärke wich die härteste Klippe, sie bezwangen die mächtigsten Steinklumpen.

Als nach Mitternacht der Riese herabkam, nach der Arbeit zu schauen, fand er den Weg fertig und das Werk vollendet. Eilig kehrte er zurück auf Falkenstein, dort den Bräutigam zu empfangen. Doch er traf ihn nicht im Saale; da eilte er nach der Brautkammer, dort hoffte er den Fremden zu sehen; — auch hier war der Felsenbezwinger nicht zu schauen. Die Schöne lag in ihrer Blüthe da — doch einsam — die Rose war gebrochen, der allbezwingende Tod (das war der Fremde) hatte seine Braut abgeholt! Unverwelkt, doch starr, wie vom Blitzstrahl berührt lag sie aufs Hochzeitbette hingestreckt!

Vergebens suchte der Riese die Entseelte noch einmal ins Leben zurückzurufen, der Tod behielt seinen Raub. Schmerz und Reue, Grausen und Schrecken ergriffen ihn. Da schwanden seine Sinne, da ergriff ihn die Rache, und in Verzweiflung stürzte er sich von des Schlosses Zinne. So fand er den Lohn seiner Frevel, so wurde er, der mit allen Geschöpfen spielen wollte, des eigenen Uibermuthes entsetzenvolles Spiel!

II.

Eine ähnliche Sage, welche auch eine Entstehungsart des Fahrweges auf Falkenstein erzählt,

fällt in die spätere Zeit. — Die fast unzugängliche Felsburg Falkenstein bewohnte einst ein Ritter, rauh wie der Felsenpfad zu ihm hinauf, und finster wie die Waldesnacht, welche sie umgab. Auch dieser Ritter hatte eine wunderliebliche Tochter, so mild und freundlich als er barsch und düster war. Wenn der Vater dem schroffen Fels der Einöde vergleichbar, so war die Jungfrau wie der Abendstern freundlich anzuschauen, wenn er sein sanftes Licht auf wüstes Gestein ergießt.

Wer Irmengarden nur ansah, mußte Vertrauen zu der lieblichen Jungfrau fassen, und ihr wohlwollen. Dieß erfuhr am stärksten der junge Kuno von Sayn, den ein Zufall nach Falkenstein führte. Irmengards Holdseligkeit ergriff sein Herz so sehr, daß er sich schon im Wegreiten vorsetzte, wiederzukehren und um ihre Hand zu werben. Kalt wurde er vom Alten empfangen, als er nach einigen Tagen auf Besuch kam. Er stand mit dem Burgherrn im Bogenfester, die schöne Landschaft überblickend, die zu seinen Füßen sich ausbreitete.

»Schön wie keine andere ist Eure Burg gelegen,« begann Kuno von Sayn, »doch gar beschwerlich reitet sich herauf zu Euch, Herr von Falkenstein.«

»»Hat Euch Keiner dazu genöthiget,«« antwortet der Alte mürrisch.

»Wohl hat mich etwas gezwungen,« fuhr Kuno fort, »mein Herz, das Eurer Tochter treueigen ist, und darum kam ich, ihre Hand von Euch zu erbitten.«

»»Sollt sie haben,«« erwiederte der Burgherr mit boshaft lachender Miene. »»Aber eine Bedingung müßt Ihr erfüllen!««

»Die geh' ich im Voraus ein!« rief der freudig überraschte, liebeglühende Jüngling.

Da sagte der Alte höhnisch: »»Ihr kennt den schmalen, beschwerlichen Weg zu mir herauf; den sollt Ihr zur offenen breiten Fahrstraße erweitern. Vollbringt Ihr dieß noch diese Nacht, so ist Irmengard die Eure.

Kuno, obgleich schmerzlich betroffen, und des grämlichen Alten Sinn durchschauend, faßte sich dennoch und versprach den Versuch. Der Liebe, schien es ihm, müsse kein Ding unmöglich seyn, und von der sicheren Ausführung des Werkes, von der baldigen Verbindung mit seiner Geliebten träumend, ritt er heim, und versammelte all' seine Bergleute, ihnen Herrn Falkensteins Begehren vortragend.

»In einer Nacht?« sie schüttelten die Köpfe. »Und wenn Ihr dreihundert Bergknappen hinstelltet, fügte der alte Grubensteiger hinzu,« sie vermögen das Werk nicht in sechs Nächten!« — Traurig entließ sie Kuno, traurig setzte er sich am Eingange seines Schachtes nieder, und saß noch da, als schon die Abendnebel den Wies'matten entstiegen, und das Zwielicht eintrat. Wie er, von Ungefähr, den Blick nach dem Bergwerk wendete, stand ein Zwerg mit langem Seidenbarte vor ihm, und redete ihn an:

»Ich habe Deine Noth erfahren, Ritter von Sayn, als Du mit Deinen Knappen gesprochen. Wackere Leute sind's, das Handwerk aber versteh' ich noch besser.

»»Und wer bist Du?«« fragte der Ritter. Der Berggeist antwortete:

»All' Element hat seine Bewohner. Es hausen viel Geister in den Gluthen des Feuers; viel Andere schaukeln sich in den Lüften; die Wasser sind

mit Geistern bevölkert; die Klüfte der Erde bewohnen wir Unterirdischen, als Gnomen Euch wohl bekannt und gern den Guten und Redlichen zu Dienste.«

Kuno sprang freudig auf. »»Und kannst Du, willst Du mir zu Dienst sein?«« Der Gnomenfürst erwiederte:

»Ich kann und will helfen, wenn Du Dich mir dankbar beweisest. Laß Deine Margarethengrube abhülten, damit Deine Leute nicht, wenn sie weiter durchfahren, auf mein Gebieth kommen, und ich den Berg verlassen muß. Den Verlust zu ersetzen geb ich Dir eine Ruthe, mit welcher Du Erzgänge auffinden kannst, das Gebirge ist zur Linken hin reichhaltig.«

Kuno, der alle Gold- und Silbergruben der ganzen Welt für Irmengards Besitz gegeben hätte, schlug freudig ein. Der Gnome versicherte, der Ritter sollte das Werk, für seines Gleichen ein Spiel auf ein Stündchen, am andern Morgen gethan finden.

Drüben auf Falkenstein saß die schöne Irmengard indeß schlaflos und träumend, denn ihr harter Vater hatte ihr erzählt, wie der Ritter von Sayn um ihre Hand geworben, und ihr nicht verschwiegen, wie er ihn abgewiesen. Sie war dem Junker gleich vom Anfang her gut gewesen, und es that ihrem weichen liebevollen Herzen weh, ihn so verspottet und unglücklich zu wissen. Es war schon späte Nacht, als sie im Bogenfenster lehnte. Die Thurmuhr schlug — mit dem elften Glockenschlage kam es auf Windesfittingen im brausenden Sturm daher gefahren. Es krachten die Eichen und Föhren in der Umarmung der Windsbraut, krächzend und

schrillend flogen die Nachtvögel umher, dann erhob sich wüster Spuck, Gezisch und Gelächter, Schnalzen und Pfeifen. Es krabbelte und rappelte, stach und brach an den Steinen, als sollten Berg und Burg in Trümmer gehn.

Aus dem Schlaf aufgestört durch den Höllenlärm, trat Herr Falkensteiner verdrüßlich ins Gemach. »Der Junker ohn Sayn ist toll geworden, glaub ich,« brummte er in den Bart, »will er mir noch den einzigen Steig zu Schanden hauen, daß wir auf Händen und Beinen auf und ab kriechen, oder uns in Körben aufziehen müssen?« Das tolle Wesen draußen währte fort. Die Bäume saus'ten und beugten sich im Sturm, abgebrochne Äste ächzten schauerlich, das Lachen und Jubeln der unsichtbaren Geister aber, übertäubte den Sturm und die heulende Windsbraut. Aengstlich schmiegte Irmengarde sich an ihren Vater, dem nun selber unheimlich zu werden begann. Er schlug ein Kreuz über das andere, und fing einen Bußpsalm zu murmeln an, den er auswendig wußte. Die Uhr zeigte Mitternacht. Mit dem zwölften Glockenschlage verhallte all das Tosen und Stürmen, wie im Winde verweht, und lautlose Stille senkte sich auf Burg und Wald hernieder.

Nun erst konnte der Alte wieder frei athmen. Er suchte sein Kind mit der Versicherung zu beruhigen, der wilde Jäger sei einmal zur ungewöhnlichen Zeit vorüber geflogen.

Irmengard glaubte ihm, und schlief getrost ein. Ihn aber hielt ein heimlich Grauen noch lange wach, und erst als die Morgenvögel zu zwitschern begannen, sank er in Schlummer. Mit dem ersten Strahle der Sonne erschien Kuno auf Falken-

stein, und bäumend polterte sein stolzer Rothschimmel über die Zugbrücke. Des Rosses Getrampel und helles Wiehern weckte den Burgherrn aus dem Schlafe. Bestürzt fuhr er auf, als Kuno eintrat, und dem Staunenden guten Morgen bot, und lachend hinzu fügte: Es reitet sich bequem zu Euch herauf, Herr von Falkenstein.«

Der Alte rieb sich die Augen, wußte immer noch nicht ob er wache oder träume. Kuno zeigte ihm aber lachend aus dem Fenster einen Theil des neuen Weges, der im Zickzack durch die Klippen gebrochen war. Zugleich erzählte er ihm den wahren Verlauf der Sache.

»»Ihr habt die Bedingung erfüllt, Ritter von Sayn!«« sagte er nach einigem Schweigen. »»Zwar nicht durch eigne Macht, doch ich halte Wort, hier ist Irmengards Hand und mein Segen.««

Das Glück, sonst den rasch geschlossenen Liebesbündnissen nicht hold, begünstigte diese Verbindung, und der Alte erlebte mit Eidam und Tochter noch viele frohe Tage. Nie aber kam ihm der arge Spuck jener Nacht aus dem Sinn, dessen er nur mit Schaudern gedachte.

Des Weges seltsame Benennung zu erklären, welche das Landvolk um Falkenstein ihm gibt, braucht man kein Wunder aufzusuchen. In der finstern Unwissenheit und dem eingewurzelten Aberglauben des Mittelalters, dachte der große Haufe, wenn er irgendwo lebhaften Handel antraf, an die Juden, und wenn etwas über ihren sehr engbegränzten Horizont war, an den Teufel. Es ist ein Laster der

Rohen und Unwissenden aller Zeiten, das sie, was ihre Einfalt nicht vermöchte und nicht begreifen kann, auch ihrem Mitbruder nicht anders zutrauen zu wollen, als wenn er es auf bösem Wege, durch Beistand der Geister des Abgrunds vollbrachte. Dieser Wahn stammt von den Juden, welche sogar Salomons Tempel von den bösen Geistern erbauen lassen! Mit ihnen kam dieser Unsinn nach Europa, darum ist keine bedeutende Brücke, kein Dom in Teutschland, wovon der Teufel nicht mindestens einige Pfeiler, oder einen Thurm soll gebaut haben. Und dieß fand Glauben, findet ihn noch, wo Religion und Vernunft im Kampfe mit verstockter Hartnäckigkeit und verjährtem Wahne liegen. Neben diesem Mährchen geht ein anderes, daß ein Schüler mit Satanshilfe den Meister übertroffen, und die eine Häfte von Dom oder Brücke viel schöner und schneller gebaut, als der Meister die andere (Der Pöbel denkt sich im Schüler der Baukunst einen Maurerlehrling) Daher gehören auch die Teufelsbrücken und Teufelsmauern. Wenn Wissenschaft beim Aberglauben Zauberei hieß, so galt jedes künstliche oder außergewöhnliche Werk für eine Arbeit des Teufels.

König Autharis.

(Longobardische Sage.)

Autharis, König der Longobarden hatte für sich um die Hand der Tochter des Baiernherzogs werben lassen, und eine günstige Antwort erhalten.

Nun wollte er sich, nur von wenigen Edlen geleitet aufmachen, die schöne Teudelinde von Angesicht zu schauen, und begab sich, daß er es unerkannt vollbringen möchte, in das Gefolge eines vornehmen Longobarden. Nach glücklicher Ankunft und günstiger Aufnahme in Baiern, erbath sich der Anführer der Gesandten vom Herzoge die Gunst, daß er ihm und seinen Begleitern ihre künftige Königin zu sehen erlaube, damit sie dem Könige ihrem Herrn, eine getreue Schilderung ihrer Reitze machen könnten. Der Herzog gewährte das Gesuch, und auf sein väterliches Geboth verließ Teudelinde ihr Gemach, und erschien vor den Fremden.

Lange heftete Autharis überrascht und freudig seine Augen auf die züchtige Schöne, dann an den Herzog gewendet sagte er: »Weil wir Deine erlauchte Tochter so gefunden, daß wir wünschen müssen, sie bald als unsere Königin zu verehren; so gefall' es Dir, zu gewähren, daß uns ihre Hand den Ehrenbecher reiche, den wir in Zukunft noch öft aus ihrer Hand zu empfangen hoffen.« Der Herzog befahl der Tochter die Bitte des edlen Longobarden zu erfüllen. Teudelinde gehorchte. Zuerst trank sie demjenigen aus der Gesandtschaft zu, welcher der Vornehmste schien, dann den Uebrigen, wie sie dem Range nach folgten. Als sie endlich an Autharis kam, und von diesem den Willkommsbecher zurückerhielt, nahm sie mit holder Verwirrung wahr, daß der schöne Longobard absichtlich mit seinen Fingern ihre Hand berührte, und dann die eigene Hand, welche an die ihre gestreift hatte, küßte. Sie schwieg und verbarg ihr Erstaunen, bis sie mit ihrer Hofmeisterin allein war, der

sie erröthend erzählte, was sich der junge Longobard an ihr erlaubt hatte.

Die kluge Frau tröstete die Fürstentochter mit der Versicherung, der sich Solches gegen sie erkühnet, könne kein Geringerer, als der Longobarden-König selber gewesen seyn; weil keiner sonst es würde gewagt haben, ihre Hand zu streicheln. Bald darauf bestätigte sich die Vermuthung der Hofmeisterin. Eine Schar vornehmer Baiern gab den Gesandten das Geleite bis an die Gränzen der Lombardei, wo sie von einander schieden und sich Lebewohl sagten. Da erhob sich Autharis auf seinem Roß, holte mächtig aus, und indem er seine Streitaxt mit aller Macht in einen Baum trieb, der am Wege stand, rief er: »Solche Hiebe theilt Autharis aus!« wodurch die Baiern außer Zweifel waren, daß sie den König selbst geleitet hatten.

Teudelinde wurde nach der Lombardei geführt, und mit Autharis vermählt. Nach sechs kurzen Jahren starb ihr Gemahl. Und so sehr hatte sie als Königin die Liebe der Longobarden gewonnen, daß diese nach Autharis Tode Teudelinden die Königswürde sammt der Regierung ließen, und ihrem Willen freistellten, aus des Landes Edlen Einen zu erkühren, ihr zum würdigen Gemahl, ihnen zum Könige. Teudelinde pflog vorerst Rath mit den Fürsten und Edlingen, dann erkor sie den Herzog Agilolf, ihres verblichnen Gemahls nahen Anverwandten, einen Mann, der eben so tapfer als schön und bieder war.

Eilig wurde nun Agilolf nach Pavia gerufen, und die Königin ging ihm bis nach Laumellum entgegen. Als er das Gemach der Köni-

gin betrat, ließ Teudelinde sich einen mit Wein gefüllten Becher reichen, und brachte ihn dem erwählten Bräutigam. Agilolf, welcher keine Ahnung von dem Glücke hatte, welches seiner harrte, empfing den Ehrenbecher knieend und küßte voll Ehrfurcht die schöne Hand, welche ihm solchen reichte. Teudelinde lächelte derob, und sagte leise mit holdem Erröthen, »Für wahr, es soll jener nicht meine Hand küssen, welcher das Recht hat meinen Mund zu küßen!« und mit diesen Worten zog sie den Herzog in ihre Arme empor und küßte ihn. Darauf verkündigte sie dem Ueberraschten, daß er zu ihrem Gemahl erwählt, und zum Könige der Longobarden sey erhoben worden.

So schlicht und offen waren die teutschen Sitten in grauer Vorzeit, so sanft und zärtlich fühlten und handelten Helden, welche, für die Waffen erzogen, diese nie von sich legten, und im Schlachtgewühle ihre größte Lust fanden! Je tiefer man in die Urgeschichte des teutschen Volkes eindringt, desto gewisser erkennt man, daß die Gebräuche, welche man aus den späteren Jahrhunderten des Mittelalters und der letzten Periode der schon allmählich ausartenden Ritterlichkeit ableiten will, beinah durchaus eben so alt sind, als die Teutschen selbst, und aus der eigenthümlichen Denkweise der rein und unvermischt erhaltnen Germanen hervorgingen. Während bei allen übrigen Völkern Frauen und Jungfrauen ihren Gatten, oder auch fremden Vornehmen, gleichwie ihren Vätern die Hände küssen mußten, war es in Teutschland von der grauen Heidenzeit an Sitte,

Frauen und Jungfrauen dadurch zu ehren, daß man sich vor ihnen auf die Knie niederließ, daß man die Hände des schönen zarten Geschlechts küßte. Die feingebildeten Griechen und Römer konnten ihr Staunen nicht verbergen, daß Wilde wie die Teutschen und Kelten in ihren Augen waren, dem weiblichen Geschlechte so viel Ehrfurcht bewiesen, und ihm solche Vorrechte zugestanden, welche sie selber, troß des Gepränges von Aufklärung und Bildung, ihren Weibern nie bewiesen und gaben.

Das Zaubermesser.

(Mährisches Mährchen.)

Auf Schloß Zbislawiß im nordöstlichen Mähren lebten zu den Zeiten Markgraf Johanns die Brüder Woytiech und Martin von Trubeck in stiller Eintracht und häuslichem Glück. Jedem von ihnen blühte eine Tochtert, bei denen Elska ein altes Fräulein Mutterstelle vertrat. Die Mädchen aber waren von gar ungleicher Gemüthsart; wenn Martins Agnese im Kämmerlein am Spinnrocken saß, heßte sich Woytiechs Dobka auf dem Burghofe mit den Rüden herum, oder stürmte wohl gar, den Falken auf der Faust, mit dem Vater und dem Oheime hinaus zur Jagd, welche Beide leidenschaftlich liebten, dennoch vertrugen sich die Muhmen friedlich, weil die sanfte Agnes beständig nachgab.

Unbekannt mit der Welt, und fast unbekannt

mit ihren eigenen Reitzen hatte Agnese das sechzehnte, Dobka das achzehnte Jahr erreicht. Da brachten die Brüder einen jungen Edlen aus der Buchlauer = Gegend mit nach Zbislawitz, dessen Bekanntschaft sie auf der Jagd gemacht. Agnesens sittiges Benehmen, ihre jugendlich blühende Schöne entzündete Johanns von Bukowins Herz, und seine edle kräftige Gestalt sein ritterlicher Anstand gewannen ihm Agnesens Neigung. Bald tauschten die Liebenden das wechselseitige Geständniß, und die Brüder Trubeck, denen sie ihre Gefühle nicht hehl hatten, freuten sich den neuen Freund durch solches Bündniß enger an sich geknüpft zu wissen. Nach Mondesfrist wurde die Vermählung fest gesetzt.

Dobkas Busen aber zerriß Höllenschmerz, während die Verlobten in Himmelswonne schwelgten. Sie liebte Johann, an dessen Seite sie oft zum edlen Waidwerk geritten war, und sah sich mit nahmenloser Pein verschmähr. Gram und Eifersucht zerrissen ihre Seele, während sie den alten Frohsinn heuchelte; ein tiefer Haß gegen Agnesen wurzelte und keimte in ihrem Herzen. Mit ihr litt Elska, der ihr Leiden und dessen Quelle nicht verborgen blieb. Immer hatte sie die wilde Dobka vorgezogen, stets gegen Agnesen, Martins Tochter, der sie einst verschmähte, einen geheimen Widerwillen empfunden. Dobka Johanns Hand zu verschaffen, war ihr als Mittel zur Rache an Martin willkommen. Sie erschöfte sich an fruchtlosen Trostgründen, arbeitete vergebens mit Dobka daran die Liebenden zu entzweien; sie bewirkten nichts, als daß ihre bösliche Absicht von diesen bemerkt wurde.

Schon wollte Dobka verzweifeln, da erinnerte Elska sich des Wundermanns auf dem Berge, eines

mächtigen Zauberers, dem die Bauern Gaben brachten, daß er nicht Ueberschwemmungen, Hagel und Ungewitter errege oder Seuchen unter ihr Vieh sende. Zu diesem führte sie Dobka in kommender Nacht. Den folgenden Morgen war Bukowin ganz umgeändert; herzlos und kalt empfing er die zärtliche Geliebte, trieb die Brüder zur Jagd, wohin er seit Langem nicht zu bewegen war, bath Dobka herzlich mitzureiten, und hatte nur Augen für sie, die stolz und frei, in Wonne schwimmend neben ihm herritt. So ging es durch mehrere Tage; Agnesens Schmerz und Johanns seltsames Betragen mußte Martin zuletzt auffallen. Er stellte Bukowin in Gegenwart Aller zur Rede, und dieser gestand unumwunden, daß er für Agnesen nicht mehr fühle, wie sonst, und all' sein Glück in Dobka's Besitz liege. Agnese sank ohnmächtig nieder, Dobka aber gestand ohne Rückhalt, daß sie des Ritters Gefühle theile, und der freudig betroffne Woytiech wollte rasch die Hände der Liebenden zusammen geben, als Martin dazwischen trat. Nun erhob sich ein wilder Streit zwischen den Brüdern, in welchem sie beide zu den Schwertern griffen, und der damit endete, daß Martin noch an demselben Abende, mit seinem Kinde Zdislawitz verließ und nach Trubeck zog, welche Veste ihm gehörte, und die er seit zwanzig Jahren nicht betreten hatte.

Dobkas Vermählung mit Bukowin ward vollzogen, das Glück seines Kindes machte Woytiech seines Bruders vergessen; da bewirkte ein gräßliches Ereigniß, daß er seiner nie wieder vergaß. Den Tag nach der Hochzeit forderte Martins Knecht Bukowin im Nahmen seines Herrn zum Zweikampfe. Johann stellte sich, und ließ Martin

todt auf dem Platze liegen. Die jammernde Agnese folgte dem Vater bald ins Land der ewigen Ruhe nach. Woytiech hatte nun keine Ruhe mehr auf Zdislawitz, von wo ihn Scheu von dem Mörder seines Bruders, und Dobkas herrisches Wesen nach Trubeck vertrieben, wo nach zwei Jahren ihm der Gram das Herz brach. Sein Leichnam wurde neben dem des ermordeten Bruders in der Kirche zu Dub beigesetzt.

Indeß war Dobkas Ehe glücklich, obgleich nicht mit Kindern gesegnet. Nur Einen Tag blieb Bukowin jedes Jahr düster, und keine Liebkösung konnte die Schwermuth von seiner Stirn verscheuchen. Es zwinge ihn, erzählte er der fragenden Gemahlin, eine unbegreifliche Macht einer der vergangenen Nächte nachzusinnen, in welcher Gräßliches mit ihm geschehen sei. Alles Mühens ungeachtet, könne er sich nicht zurückrufen, was es gewesen sei. Zitternd suchte Dobka ihn zu beruhigen, und forschte nie wieder nach der Ursache seines Grams.

Es war im neunten Jahre ihrer Ehe, an einem heitern Sommertage, daß beide Gatten in seliger Lust am Rande eines Weihers lustwandelten, und Dobka, die unvorsichtig nach einem Vöglein haschte, ausglitt und ins Wasser stürzte. Zwar hatte sie Bukowin im Augenblicke aus den Fluthen gezogen, und nach der nächsten Hütte getragen; doch war sie von Schreck und der Kälte sehr angegriffen, und fühlte sich äußerst unwohl. Eilfertig nahm Johann den Schlüsselbund von ihrem Gürtel, lief ins Schloß und öffnete den Schrein, der die Kleider seiner Gemahlin verwahrte. Wie er unter den Gewändern suchte, fiel hart und dröhnend ein Päckchen alter Leinwand auf den Boden, in welches etwas Schwe-

res gewickelt schien. Neugierig öffnete es Bukowin und fand — sorgfältig verhüllt — ein blutiges Messer! —

Ein gräßliches Ahnen, ein nahmloses Weh durchschnitt bei diesem Anblicke sein Herz! dann ward ihm leicht im Gemüthe, als wäre er von drückenden Fesseln befreit. Und wie einem, der schnell auf dem Strome dahinrudert, Bäume, Häuser, Hügel, Landschaften vorbeifliegen, so zogen die Bilder vergangener Tage an seiner Seele vorüber. Seine Liebe zu Agnesen stand vor ihm — jetzt erkannte er jene gräßliche Nacht! — Er war wachend, doch in todtenähnlicher Regungslosigkeit dagelegen; Dobka, die er deutlich erkannt, hatte neunmahl dieses Messer in sein Herzblut getaucht, neunmahl hatte er Todesschmerz gelitten. Darauf war ihm seine Liebe zu Agnesen aus der Brust verschwunden; er ward gezwungen Dobka zu lieben, sein Geständniß, der Brüder Zwist, der Mord an Martin, Alles war ihm nun schrecklich klar.

So stand er im tiefen Sinnen, als Dobka schreiend, in nassen Kleidern, von der besorgten Bäuerin verfolgt, hereinstürzte. Ohnmächtig hatte sie den Schlüsselbund sich entreißen lassen, zu spät sich besonnen, welch Geheimniß jener Schrank barg. Nun von Johann als Räuberin seines zeitlichen und ewigen Glückes verflucht, und mit dem blutigen Messer bedroht, gestand sie in Todesangst ihr Verbrechen ein:

Unweit Zbislawitz bei dem Dorfe Hoschitz wohnte der Wundermann Zito auf dem Berge Perna, zu dem Elska die zagende Dobka in jener Nacht führte. Nur der Gedanke an Bukowin stärkte die Jungfrau, daß sie ihr Grauen be-

zwang. Am Ziele angelangt, fanden sie ein häßliches Männlein, sonderbar summend, an einem wunderlich flackern- und flammenden Feuer sitzend, in welches er von Zeit zu Zeit halb verfaulte Menschenknochen warf; worauf allerlei widrige Gesichter aus der Flamme grinsten, im Nu zerstoben und wieder erschienen.

»Ich will Dir schon helfen,« krächzte der Unholde Dobka zu, als er ihr Anliegen erfahren.

»Blick nur hinein
Dirnlein fein,
In dem Feuer rein
Siehst Du das Schicksal Dein.«

Murmelnd goß er einige rothe Tropfen in die Flammen, die darauf lichter und heller auf allen Seiten emporprasselten. Zagend blickte Dobka hinein, und wie in einem magischen Spiegel schaute sie ihr Ebenbild in Bukowins Armen und sank entzückt auf Elskas Schulter.

Alles Bangen war ihr nun verschwunden und muthig fragte sie den Zauberer, was sie thun müsse, den Besitz des Geliebten zu erringen. »Gar wenig,« kreischte der Schauerliche, und hielt ihr ein rostiges Messer entgegen, auf welchem krause, wundersame Zeichen standen. »Tauch nur dieß Eisen so oftmahlen in sein Herzblut, als so viel Jahre Du glücklich mit ihm leben willst. Fürcht' Dich nicht Dirnlein, er stirbt nicht, wird nicht verletzt, ob er gleich jedes Mahl allen Todesschmerz fühlen wird. — Sonst bleibt er der Nebenbuhlerin. —

»»So mag er denn neunmahl sterben!«« rief Dobka entschlossen, »»wenn er nur Einmahl mein wird.««

Vom Männlein begleitet, kehrte sie nun durch die waldigen Thäler zur Burg zurück. Auf dem Wege, dessen lautlose Stille nur das Schrillen des Käuzlein und das Krächzen der Raben unterbrach, glaubte Dobka stets den Ruf:

Herzblut! Herzblut! Herzblut!

zu vernehmen. Halb wahnsinnig, das schauerlich funkelnde Messer in der Hand, kam Dobka auf Zdislawitz an. Alle drei gingen nach Bukowins Schlafgemach. Zito öffnete die verschloßne Thüre durch eine bloße Berührung mit der Hand. Die Jungfrau schauderte vor dem Werke, das sie vollbringen sollte, als aber Elska ihr zuflüsterte: »Uibermorgen Agnesens Hochzeit!« stieß sie neunmahl den Zauberstahl in den Busen des schlafenden Jünglings, der jedes Mahl tief aufstöhnte, bis sie nach dem letzten Stoße ohnmächtig niedersank.

Wieder erwacht fand sich Dobka auf ihrem Zimmer, den Zauberer und Elska um sie beschäftigt. »Sei freudigen Muths, Dirnlein,« raunte Ersterer ihr zu, »nun ist er Dein, ganz Dein; doch nur so lang Du dieß Messer unabgewischt aufbewahrst und er es nicht sieht!« Damit verließ er sie und von der andern Seite schallte höhnisches Gelächter.

In finsterem Erstaunen hatte Johann die Erzählung angehört, während Dobka sich wimmernd zu seinen Füßen krümmte. Dann brach seine nahmenlose Wuth furchtbar los.

»Durch Höllenkünste hast Du mein Herz an Dich gefesselt!« rief er knirschend. »So fahr denn auch zur Hölle!« und stieß das Zaubermesser in ihren Busen.

Die Furien der Angst, Wuth und des Schmer-

zes hatten den Mörder in Forsteswildniß hinausgetrieben, wo er wahnsinnig tagelang herumirrte, bis ihn seine rastlose Flucht in die Nähe des Klosters **Welehrad** führte. Da tönte der Glockenklang so harmonisch herüber, nach seinem Waldesdunkel, sein Schmerz wurde milder, er konnte wieder weinen. Zur Unkenntlichkeit entstellt und verwildert, fand er im Kloster Aufnahme und büßte als Bruder **Gotthardus** seine Sünden. Er starb im Rufe großer Demuth und Frömmigkeit. Erst nach seinem Tode berichtete der Abt **Bukowins** Verwandte von dessen letztem Geschicke. — **Elska**, als sie das Geheimniß verrathen sah, hatte sich verzweifelnd in den Schloßbrunnen gestürzt.

Die Wasserbraut.

(Innerösterreichisches Mährchen.)

Dort wo die Save die blauen Wogen, mit lieblichem Rauschen, sanft durch die Blumengefielde der grünen Ebenen dahinrollt; dort wo die riesige, alternde Eiche seit Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden, ihr Bild auf seinen klaren Spiegel mahlt; dort war das Plätzchen, wo Hirt und Hirtin sich einfanden, um beim Klang der Schalmei, des Tages Lust zu theilen, nachdem sie des Tages Last getragen, wo der muntere Reigen manch liebendes Pärchen vereinte.

Im wirbelnden Tanze schwebten sie dahin, Hand in Hand, Aug in Aug', in seliger, Alles verträumender Lust. So tanzten sie einst wieder,

fröhlich, harmlos und heiter. Da nahm Ein Mädchen nicht Theil an der allgemeinen Lust, und stumm und düster lehnte die Schöne im Schatten der tausendjährigen Eiche. Freudenlos war sie dem Taumel der jauchzenden Glücklichen entflohen. — Was mied die Jungfrau den fröhlichen Reigen? — Sprach sie der Liebe Hohn? Ist Keiner, der ihr die Hand beut zum muntern Tanze? reizt sie Keiner?

Klar und offen glänzte ihr Augenpar gleich dem Aetherfeld, fließend Gold schien ihr lockiges Haar. Sie war in der Schar der Hirtinnen, anzuschauen gleich der Sonne am Himmelsbogen, welche allen Glanz der Sterne beschämt. — Auch versuchte manch fröhlicher Hirt sein Glück bei der Schönen, und both ihr die Hand zum Tanze. Doch sie wies Jeden zurück und blieb beharrlich in ihrer stillen Einsamkeit.

Da kam mit Eins ein Jüngling, durch die wogende Menge, auf sie zu. Männliche Kraft strahlte ihm aus dem blühenden Antlitz; wie ihr floß ihm das Haar in goldnen Locken um Scheitel und Nacken, gleich Ihr war er schöner denn Alle. Keiner von allen Hirten kannte ihn. Hin trat er zur sinnenden Jungfrau, und mit freundlicher Bitte nnd zärtlich dringendem Blick both er ihr die Hand zum Tanze.

Sie blickt auf, sie schaut ihm ins Gesicht. Sein Auge glänzt so mild. — Da entweicht ihr störrischer Sinn, der Gram verläßt sie, glühende Liebe zieht in ihrem Herzen ein; erröthend reicht sie die Hand und folgt. — Er umfaßt sie, der Tanz beginnt. Innig schmiegte die Jungfrau sich

an den Starken, der mit kräftigem Arme sie zärtlich umfangen hielt. So schwebte das Paar im Windesfluge dahin, wie von Sturmesfittigen getragen. Bei jedem Schritte, bei jedem Schwunge pochte höher ihr Herz, wallte feuriger ihr Blut, loderte ihr stolzer Sinn in stärkere Liebesgluth auf.

Und wie ihr zärtlicher Blick nun nach seinem Auge späht, voll Seligkeit nur sein Bild schaut, dreht der Jüngling die Liebliche in weitern, immer weitern Kreisen, bis er sturmbeschwingt dem rauschenden Ufer entgegeneilt. Die Jungfrau schwindelt, es graut ihr, ein Nebelschleier umdüstert ihr Auge; während seines in immer feurigerer Zärtlichkeit strahlt. — Jetzt sind sie am Rand! — ihr Blut gerinnt zu Eis! — da faßt er sie mit Macht, umschlingt die Zagende und gleitet mit ihr in die Fluthen hinunter!

Der Schreck zerriß den fröhlichen Reigen! Alle stürzten zur Rettung herzu. Umsonst war alle Müh'. Die Jungfrau war dahin, entschwunden, geraubt auf ewig. Mit Hülfe war es vorbei. — Da fragten die Hirten sich, da fragt Mancher heute noch: »Wohin kam die unselige Maid?« — Sie ruht in des Wassermanns mächtigem Arme, sie liegt an seiner liebenden Brust, als Braut beim Bräutigam. Dort unten, auf kühlem wogenden Pfühl, fand ihr friedloser Geist den Frieden, der auf Erden sie stets geflohen. Dort liebt die, welche hier die Liebe nicht gekannt, ewig fort, und nun ist ihr Sehnen gestillt.

Ewig rauschen die Wogen ihr das Brautlied, ewig stimmen die Fluren mit ein. Zwei

t die stille Fluth, zwei
n Haine, zwei Täubchen
lternden Eiche, die im
ahres immer noch ihr

der Forgáts.

lliches Bruchstück.)

)wigs Tode wurde Ma-
rige Tochter zum Könige
Die Regierung führten an
die Mutter, und Gara,
Reichs. Als Letzteren die
lte, dunkle Emporkömm-
roß gemacht hatte, kamen
cht zuvor, und riefen Kö-
n von Neapolis zu
Krone verblendete ihn, er
aten an.
Freundschaftsversicherungen
kam Karl nach Ofen,
er von Elisabeth em-
Larve weg, ließ sich zum
zur Krönung, die unter
Volkes, zu dessen ärgstem
Grauenvolle, Unheil dro-
i dieser Krönung, welche
g statt fand. Das Ban-
an brach entzwei, als es
werden; ein Sturm wie

ihn Jahrhunderte nicht kannten, erhob sich: Mauern stürzten ein, Thürme taumelten nieder, Forste brachen in der Umarmung der Windsbraut, und auf dem Königsschlosse lagerten sich Scharen von Raben, sich drei Tage hindurch mit blutigem Grimm bekämpfend!«

Elisabeth und Gara hatten den Entschluß gefaßt, sich des eingedrungenen Fremdlings zu entledigen, und zum Vollstrecker der That den tapfern Blasius von Forgáts aus edlem Geschlechte, erkoren. Unerschrockner Muth scheint das Erbe dieses Stamms. Ein Forgáts war es, der 1241 den König Bela, nach der verlornen Mongolenschlacht, mit seinem Bruder geschützt, dem Könige sein Roß aufgedrungen, und zu Fuß den Feind aufgehalten.

Am siebenten Februar 1386 wurde Karl zur Unterredung beschieden, und kam. Als seine Welschen den Saal verlassen hatten, und die Unterhandlungen bereits bis zum Abend währten, gab Gara das verabredete Zeichen, und Forgáts fiel den König mit einem Pusikan (Buzogany, stumpfer Streitkolbe, Baculus in der Urschrift) an. Maria die zugegen und dieses Anschlags unwissend war, fiel in Ohnmacht. Forgáts brachte Karln, der sich zur Wehre setzte, eine tödtliche Kopfwunde bei, und setzte ihm mit wiederholten Streichen zu, obgleich Horwáthi und andere Ungarn von Karls Parthei, ihren König vertheidigten, und Forgáts selber so schwere Wunden von ihnen erhielt, daß sein Leben lange in Gefahr war. Die Hülfe von Karls Anhänger bewirkte doch so viel, daß er mit blutigem Haupt sein entferntes Gemach erreichen konnte. Er starb erst nach siebzehn Tagen, und es bleibt ungewiß, ob an den erhaltnen Wunden. Die Welschen,

welche zu spät ihm zu Hilfe geeilt waren, zogen heim.

Forgáts erhielt reiche Schenkungen zum Lohne, und das Bild einer gekrönten Jungfrau ins Wapen.

Später fielen er und Gara, in Gegenwart beider Königinnen, in einem Gefechte gegen die Horwáthi, nach langem Widerstande von der Menge erdrückt.

Der Blinde und sein Hund.

(Böhmische Sage.)

Zu Ende July 1393, als Kaiser Wenzel der Faule auf Burg Karlstein einige Verträge bestätigte, welche die Herzoge von Braunschweig mit ihren Ständen abgeschlossen hatten, fanden sich viel Große zusammen, von Teutschlands Edlen und vom böhmischen Herrenstande. Die Schar der Fürsten und Herrn, Grafen und Ritter lockte einen Schwarm von Gauklern und Possenreißern herbei, die sich vor den versammelten Edlen sehen und hören lassen, und bei dem günstigen Anlasse reichlich Belohnung verdienen wollten. Während der ganze bunte Troß, lärmend und drängend im Burghofe durcheinander wogte, stand ein blinder Greis neben seinem Hunde an der Thorecke. Die Laute im Arm, wartete er geduldig, ob man ihn vielleicht aufrufen würde, wartete ohne Murren vom Morgen bis zum Mittag, vom Mittag

bis zur Abendsonne; sein getreuer Hund streckte sich zu seinen Füßen hin.

Wie nun der armselig gekleidete Blinde harrend dastand, und um und neben sich das Tosen und Drängen der jüngern Kunstbrüder hörte, denen das Augenlicht, diese edle Himmelsgabe, nicht fehlte, die in zierlichen, grellfarbigen Röcken, beflittert und geputzt sich durch einander trieben; bald aufgerufen wurden, ihre Fertigkeit zu zeigen, bald aufgeblasen vom errungenen Lob und reichen Lohn prahlend zurückkehrten zum rührigen Haufen der harrenden Brüder; da kam mit tiefem Ernst, in sich selbst versunken, ein vornehmer Herr am Lautner vorüber, gefolgt von einem Kammerjunker, der geckenhaft geputzt, in Schnabelschuhen und klingenden Silberschellen am Kleide ging. Der Fürst schritt vorbei, ohne des Blinden zu gewahren. Der Diener aber stieß mit knabenhaftem Uebermuth den armen Hund des Lautners mit dem Fuße, daß er heulend zu seinem Herrn sprang. Darauf redete er den Greis spöttisch an:

»Was, alter Maulwurf, willst Du hier? Nach dem Schloß geh, und mach uns mit Deinen Schwänken was zu lachen.«

»»Bin kein Schalksnarr, Herr!«« erwiederte der Blinde; »»kenn' aber Eure Stimme zu gut, daß ich nicht wüßte, Euch stünde solches Amt besser an.««

Glühend roth im Gesichte hob der Frechstolze die Hand gegen den Sänger, im Augenblick aber sprang grimmig der Hund an ihm hinan. So geduldig das Thier zuvor sich mißhandeln lassen, so wüthend kämpfte es jetzt für seinen Herrn, und zerfetzte des Feindes Scharlachwams so sehr, daß die

Silberschellen hell tönend auf dem Pflaster umhersprangen. Vergebens zog dieser sein Schwert. Der gereizte Hund setzte ihm so unablässig zu, wich seinen Streichen so gewandt aus, und fiel ihn mit solcher Schnelle an, daß er die Flucht nehmen mußte. Der sehr erschrockne Lautner, welcher wohl bemerkte, was vorging, hatte vergebens den Hund abzuwehren gesucht, ihn gescholten und ihm gedroht. Erst als es seinen Feind in die Flucht geschlagen, legte sich das treue Thier wieder zu den Füßen seines Herrn, und leckte schmeichelnd die strafende Hand desselben.

Das rührte den Alten, und mächtig in die Saiten greifend, sang er das Lied von der Treue, die aus dem Geschlechte der Menschen vertrieben, zu den Hunden geflüchtet sei. Während seines Sanges schon fühlte er den warmen Athen eines Nahestehenden, der, als der letzte Griff in die Laute verklungen war, ihn anredete:

»Dein Lied, Gesell, hat mir wohlgefallen, und beim Imbiß sollst Du mirs noch einmahl singen. Führ den Alten nach der Küche, Bartosch, und labe sein. Auch seines treuen Hundes vergiß nicht, deß Tugend ich wohl geschaut.«

Laut dankend dem gütigen Spender und leise bethend zum Herrn des Himmels folgte der Sänger nach der Küche, und ahnte nicht, daß es Wenzel, der eben wieder einen leidlichen Tag hatte, selber gewesen war, der sein Lied gehört und gelobt.

Inzwischen log der freche Bube, den das Thier aus dem Felde geschlagen, seinem Herrn, dem Herzoge von Braunschweig eine Geschichte vor, vom alten Bettler, der seinen Hund auf ihn gehetzt und so nicht allein ihn beleidigt, sondern in seiner Person auch seinen Fürsten geschmäht, und forderte

Genugthuung, welche der hintergegangene Fürst dem Fant zusagte, dem er ziemlich geneigt war, und vollkommenes Vertrauen gab.

Wenzel hielt Wort. Als er Abends mit den Fürsten und Herren, beim Imbiß an der Tafel saß, und den Becher fröhlich kreisen ließ, wies er alle Gaukler und Lustigmacher, welche die versammelten Gäste mit ihren Schwänken unterhalten wollten, hinaus.

»Den blinden Lautner ruft herauf, deß Lied mich heut' ergötzt,« befahl der Kaiser. »Er soll uns sein Lied von der Treue vorsingen. Ich denk' es wird Euch Herren gefallen, Ihr kennt ja alle die Treue der Hunde.«

Die Herren sagten ja und der Lautner kam. »Das ist der alte Frevler, der in Person Eures Dieners Eure Durchlaucht beleidigt,« zischelte Luidger der Kämmerling seinem Fürsten in die Ohren. Der Herzog beschied ihn mit einem Winke abzuwarten, was er für gut finden würde, und der Gesang des Alten begann. Als er zu Ende war, und der Mundschenk, auf des Kaisers Geheiß, dem Alten einen gefüllten Becher zur Labung reichte, stand der Herzog auf, und redete den Kaiser an: »Fast will michs bedünken, Großmächtigster! daß Eure Hoheit mich nur darum nach Karlstein beschieden, um mich zu beschimpfen.« Voll Verwunderung sahen die andern Tafelgenossen einander an und schauten zweifelhaft und gespannt bald auf den Redner, bald auf den Angeredeten, der finster und wild auffahrend den Herzog fragte: »Was wollt Ihr damit, Vetter von Braunschweig? Wer heißt Euch dergleichen denken, Herr Herzog?« Darauf begann Bernhard zu erzählen, wie der

Blinde seinen Hund auf den herzoglichen Diener gehetzt, und diesen in Gefahr für Leib und Leben gebracht. Kopfschüttelnd erwiederte Wenzel:

Thut mir leid Vetter, Euch sagen zu müssen, daß Ihr durch den Lügenmund eines Dieners Euch habt narren lassen. Unbemerkt auf der Warte stehend, sah ich selber, wie der Hund Euren Diener anfiel, und will Euch besser sagen, wie das herging. Und während nun Wenzel den Verlauf der Wahrheit gemäß erzählte, fielen nicht bloß des Kaisers und Herzog Bernhards, sondern Aller Augen strafend auf Luidgern, der bald röther als sein zerfetztes Wams, bald bleicher als dessen Silberschellen, sich nach dem Schenktische zurückgezogen hatte.

»Und wer bist Du, wackrer Alter?« fragte nun voll Theilnahme Herzog Bernhard den Blinden. Der Sänger erwiederte: »Kein geborner Böhme; einst Eures Vaters Diener, nun seit acht Jahren des Augenlichtes beraubt, heimathlos, von dem sich nährend, was der Menschen Barmherzigkeit ihm zukommen läßt.« — »»Weil so lang Du willst, an unserem Hof,«« sprach gnädig der Kaiser. »»Es soll Dir an nichts fehlen.«« Und mit lautem Dank den Himmel preisend, verließ der Greis den Prunksaal.

Als Tags darauf Friederich, Herzog Bernhards Bruder den Lautner im Burghofe fand, wo die Edelknechte um ihm versammelt, und seinem Gesange eifrig zuhorchten, sang der Alte ein so wundersames Lied, daß Friederich, dem es eine Warnung an ihn und den Bruder, von Trug und List bedünkte, den Alten mit sich allein in sein Ge-

nach hinauf nahm und forschte hier, was er mit seinem Liede gewollt.

»Euch warnen, edler Herr!« erwiederte der Greis, »Euch warnen vor der Schlinge, welche die Boßheit Euch ausgebreitet. Doch nicht zum zweiten Mahl soll der Böse obsiegen.« — Hierauf erfuhr der Herzog, wie der Sänger erst vor wenig Tagen auf Burg Walmode gewesen, wo mehrere hildesheimische Stiftsjunker, unter diesen, Kurt von Schwichelt und Hanns vom Steinberge Mahl gehalten. Wie sie da, des Blinden nicht achtend, sich verbündet, dem Herzog Friederich bei seiner Heimreise aus Böhmen aufzulauern, ihn zu fahen, und nur um 1000 Mark frei zu geben, wie sie vor dem an Herzog Bernhard gethan; und wie er darauf, ohne Säumen, sich auf den Weg gemacht, die Herzoge zu warnen.

»Wie kann das seyn?« entgegnete Friederich ungläubig. »Sind nicht seit der Schlacht von Winsen an der Aller Jene, die Du bezüchtigst, uns're Bundesgenossen und Freunde? — »»Ihr edler Fürst glaubt es,«« erwiederte der eifrige Warner, »»wie Ihr dem Kämmerling Luidger traut, der nach jener Schlacht an Euren Hof kam, sich in Euer Vertrauen stahl, und ahnt nicht, daß er der geheime Ausspäher der Hildesheimer ist.«« Indeß kam Herzog Bernhard ins Gemach, dem der Bruder, immer noch zweifelnd, des Lautners Eröffnung mittheilte. »Nun muß ich doch meinem Kämmerer glauben,« fuhr Herzog Bernhard auf,« Alter Graukopf! bist Du auf Karlstein gekommen, um den Frieden zu stören, mich und meinen Diener zu höhnen, den Leumund edler Ritterschaft zu schänden? geh! und daß Du dergleichen nie mehr hören läßest!

sonst soll des Kaisers Burgfrieden selbst, Dich vor der gerechten Strafe nicht schützen!«

»»So laßt Bennos Rath doch Gehör bei Euch finden! edler Herzog,«« rief der Alte, »»wenn des blinden Bettlers Warnung nichts über Euch vermag.«« — »Benno's sagst Du!« riefen die herzoglichen Brüder fast zugleich. — »»Ich bin ja Benno selber,«« erwiederte der getreue Greis. »»Derselbe Benno, den Kaiser Karl Eurem Vater empfahl, der als Vogt auf Wolfenbüttel saß, der Eurem Vater treu gedient; und nach dessen Ermordung geblendet und verstoßen wurde vom Quaden Otto. Seht hier!«« und damit entblößte er die Brust, »»seht hier die Narbe, die ich empfing, als ich am Deisterwalde den Mord meines Herrn, Eures Vaters rächte. Der Mörder fiel unter meinem Schwert, und nimmer kann der Sohn es vergessen, daß er seinen Vater gegen den Eurigen verlor. Und dieser Sohn, der Euren Untergang sucht, dem ihr arglos Euch anvertraut, ist Luidger, Herzog Bernhards Kämmerling!«« .

Da schickten die Fürsten ihre Diener, Luidgern herbeizurufen; der aber war verschwunden und nirgends zu finden. Zutraulich und herablassend unterredeten sich nun die beiden Herzoge mit dem alten Benno, ihren lang entbehrten treuen Diener. Da mußte er ihnen erzählen, wie er blind nach Loretto und Kompostello gewallt, überall Noth und Trübsal gelitten, endlich als Lautner in seine Heimath zurückgekehrt, überall offne Thüren gefunden, und unbemerkt auf Welmode den Bund wider Herzog Friederich vernommen habe.

Herzog Bernhard rief nach Wein. Ein Diener brachte den gefüllten Becher, neben ihm schlüpfte

zugleich des Lautners Hund ins Gemach. »Er war bereits gefüllt« meldete der Diener, vielleicht hatte Eure Hoheit schon Luidgern befohlen.« — »»Der war aufmerksamer als ich ihm zugetraut!«« sprach der Herzog lächelnd, und reichte den Wein dem blinden Greis hin. Als dieser den Becher an die Lippen setzte, schmiegte der Hund sich an seine Füße. Derob erschrecken, daß sein Hund in des Herzogs fürstlich Gemach gekommen, bebt die alte Hand; indem er das Thier abwehren will, entfällt ihm der schwere Pocal und auf den Marmortafeln fluthet der Wein umher.

Da zeigt sich ein seltsames Schauspiel. Brausend und schäumend zischt der verschüttete Trank, höhlt die Steinplatten, und der Hund, welcher durstig davon leckt, sinkt ächzend und in Zuckungen zu seines Herrn Füßen Tod zusammen. Die bestürzten Fürsten erfuhren von einem Diener, er habe den Becher in Luidgers Händen gesehn, der gesagt, er mache des Herzogs Schlaftrunk zurecht. Trauernd stand der Blinde allein, sang wehmüthige Lieder von der Treue und auf den Tod seines Führers. Alle bedauerten seinen Verlust, auch Wenzel, dem diese Thiere um ihre wankellose Treue lieb waren, und der sein Königsbette stets von treuen Rüden bewachen ließ.

Dankend nahm der, seines Führers beraubte, Blinde den Vorschlag der Herzogsbrüder, ihnen nach Braunschweig zu folgen, an, und begleitet sie auf der Heimreise, starb aber nach wenig Tagen schon zu Leitmeritz, nach kurzer Krankheit. Kaum angekommen in der Heimath, fanden die Fürsten Alles bestätigt, was Benno ihnen erzählt hatte. Die Hildesheimer kündigten ihnen den Frieden auf,

fielen ins Land und brandschatzten. Eine Zeit hindurch war Herzog Friederichs Bemühen, dem Unwesen zu steuern vergebens. Spät, erst am 14. October desselben Jahres ward die Schlacht bei Beinen zwischen Wolfenbüttel und Goslar geschlagen, in welcher Hanns vom Steinberge umkam und Kurt von Schwiechelt mit vielen Andern in Gefangenschaft gerieth. Darunter war auch der schändliche Luidger, welcher, da nun all' seine Winkelzüge an den Tag gekommen waren, seine Absicht offen gestand, und den Henkertod empfing. Kurt mußte sich um 1000 Mark Mark lösen, um dieselbe Summe, die er einst dem gefangenen Herzog Bernhard abgenöthigt hatte.

Mit kaiserlicher Bewilligung errichtete Herzog Bernhard zwei Jahre nachher bei Sanct Michaelskirche zu Leitmeritz auf Bennos Grabe ein Denkmahl, welches lange hin: »Die Säule des Blinden,« genannt wurde. Die Spitze zierte ein Kreuz, der Knauf bestand aus Hundsköpfen, auf dem Säulenstuhl war ein Blinder mit seinem Hunde zu schauen.

Schon im fünften Jahre aber, nach der Errichtung stürzte sie zusammen; wunderbarer Weise an eben dem Tage, als Herzog Friederich, der nach Wenzels Absetzung war zum Kaiser gewählt worden, zu Fritzlar gewaltsam seinen Tod fand.

Winfried (Bonifacius.)

(Obersächsische Legende.)

Von Brittania's ferner Küste war Winfried der Heidenbekehrer nach den Wäldern der halbwilden Germanen gekommen. Rein wie sein weißes Gewand war sein Herz, und gläubiger Muth stählte ihm die Brust, so begann er sein frommes Werk, und hatte schon viel Heiden im Kattenland bekehrt, in Waldesnacht, oder auf Bergeshalde manch Götzenbild zerstört; als an ihm der Ruf erging, den Lauf nach Thüringens Gauen zu lenken, wo das Volk noch in Scharen an den alten Heidengötzen hing.

Hier aber galt es, eh die Götzendiener bekehrt, und das Kreuz erhöht werden konnte, vorerst Kühnheit und ritterliche That. Winfrieds Gefährte fand hier, unter den Schwertern der Heidenbrut verblutend, den Märtirertod. Winfried selbst aber blieb seiner Lehre unerschütterlich treu, und wich nicht aus dem Lande, wo ihm stündlich Tod drohte.

In langer Irre umherziehend, gewahrte er im Eichenhaine flackerndes Feuer; dort vermuthete der Heilige ein wirthliches Obdach und lenkte sein Roß dahin. Doch, als er nicht ohne finstere Ahnung hinangeritten war, welch flucheswerther Gräuel zeigte sich seinen Blicken! Ein bleiches Kind schaute er, von unbarmherzigen Götzenpriestern und Heidenthume umringt, zum Opfer erkoren für Krodos Altar.*)

*) Ein Altar ist nach vorhanden, an den Hacken die ihn zieren, soll man die Schädel der geopferten

Ohne Säumen und ohne Scheu stürzte er sich, das Kreuz hoch erhoben, dräuenden Blickes in die Mitte der Versammlung, trennte die Chöre des Opferreigens und rief mit furchtbarer Stimme:

»Zurück Ihr Mörderscharen! Beim Fluch des unsichtbaren Gottes! Schont dieses Kindes Blut! Zum Schreck der Geister des Abgrundes treib ich den Teufel aus dem wüsten Götzenbilde hinaus in die menschenleere Oede!!«

Da schreit die Rotte der Heidenpriester: »Stirb Frevler! Dem gelästerten Gotte zur Sühne!« und will den Greis fassen. Doch mit Entsetzen sehen Alle ihres Gottes Bild in Trümmer fallen! — den Altar in Nacht gehüllt! — es leuchtet, funkelt, blitzt um sie, wie eherner Waffenschein! Hochprangend umzieht des Heiligen Stirn ein strahlender Siegeskranz, aller Kampf und Hader verschwindet, ihr Zorn löst sich in Demuth auf!

Zähren drangen aus machem Aug' und aller Herzen ergriff ein banges Sehnen nach dem wahren ewigen Licht des Glaubens. Sie flehten nun den Mächtigen an, sie nicht im Feuer zu vertilgen, — ihnen Gnade, und Aufnahme in seinen Glauben zu gewähren!

Ernst und feierlich rief W i n f r i e d ihnen zu: »Wollt Ihr glauben an den allein wahren ewigen Gott und vertrauen seiner Gnade und Huld, so verheiß' ich Euch Vergebung und Entsündigung an seiner Statt.« Willig gab die Schar sich ihm hin, versprach Glauben und Gehorsam dem neuen Ge-

Kinder gehängt haben, was jedoch, wie Kinderopfer überhaupt nicht historich erwiesen ist, und jedenfalls in die Periode fällt, als Christenthum und Heidenthum im Kampf waren.

setze, nur sey ihnen, flehten sie, ein Pfand der göttlichen Huld, ein Denkmahl verliehen, das ihnen zur Erinnerung und zur Befestigung dienen möge!

Im brünstigen Gebethe erhob Winfried den Blick zum Himmel empor, und bath den Herrn der Herrscharen, gnädig ein Zeichen seiner Macht zu geben. Da fuhr ein Blitzstrahl durch den heitern Himmel, tief in der Erde rollte donnerähnliches Gepolter, Winfrieds weißes Roß schlug bäumend mit seinem Huf die Erde, und beim dritten Schlag erbebte der Grund des Thales, und aus dem grünen Boden sprudelte ein klarer lichter Quell hervor.

Immer wachsend, ohne Unterlaß sich mehrend, strömte er durch die Matten hin. Der heilige Greis, froh des erhörten Gebethes, rief nun die schnell Bekehrten heran, schöpfte von der heiligen Fluth und taufte Dreihundert nach Erleuchtung dürstende. —

Wie hier im Krobothal, vertilgte er im ganzen Lande den Dienst der falschen Götter, und auf allen Halden und Gipfeln prangte, anstatt blutiger Scheusale, das Kreuz, der milden Religion der Menschlichkeit einfaches Zeichen. — Die Quelle aber, die zum Bächlein wuchs, ist heute noch unversiegt. Was auch im Laufe der Jahrhunderte der Vernichtung unterlag, noch rinnt ihr Wasser durch die blumigen Wiesen; keine Gluth vertrocknet sie; kein Frost hüllt sie in eine Rinde, sie dauert im Wechsel, und mahnt die spätesten Nachkommen an Gottes Allmacht und Güte.

Der Margitta-Fels.

(Ungarische Volkssage.)

Wo die reissende Waag die Thuroß verlassend in die Trentsiner-Gespanschaft tritt, dort erhebt sich, senkrecht und vorspringend ein Steinkloß, »der wüthende Fels« genannt, der die rauschenden Wogen zurückwirft, daß sie in ewigen Wirbeln sich drehen, und jedes Schiff, welches zu nahe kommt, verschlingen. Unterhalb schäumt der Fluß, brausend und tobend, durch und über den Felsenrief, der quer durch das Flußbett, seine zackige Klippenreihe wie Zähne heraufstreckt und unter dem Nahmen »Margittta-Felsen« bekannt ist.

In dieser wohnte Gegend in alter Zeit ein wohlhabender Landmann, der, so hochbetagt er war, noch Lust zum Freien bekam, und den Muth hatte, eine junge Dirne als Braut heimzuführen. Zu spät bereute er den unüberlegten Schritt. Er hatte eine Tochter, das lieblichste Mädchen im Dorfe, allgemein geliebt um ihrer Schönheit und Sittsamkeit Willen. Der Stiefmutter aber war Margitta ein Dorn im Auge, und nichts haßte sie so von ganzem Herzen, als das unschuldige Mädchen. Obgleich Margitta ihre Mißhandlungen geduldig wie ein Lamm ertrug, und in demüthigster Unterwerfung den Willen der Stiefmutter stets im Voraus zu erfüllen strebte; so änderte diese doch ihr Verfahren nicht, und war durch kein Bemühen zufrieden zu stellen.

Margitta war zu hold und sittig, daß nicht jeder Jüngling ihrer hätte begehren sollen; doch auf das Herz eines der Besten hatte ihre Schön-

heit so mächtig gewirkt, daß er sich, um ihr nahe seyn zu können, bei ihrem Vater als Knecht verdingte. Sein treues Werben fand Erwiederung, und von nun an entglitt Margittas Leben nicht mehr farbenlos; williger noch ertrug sie jetzt die Verfolgung und Verschwerd. Ein Blick in das Auge ihres Lieblings, und vergessen war die Stiefmutter mit ihrem unmenschlichen Verfahren. Während die Liebenden ihres stillen Glückes sich züchtig erfreuten, war der Quell bereits entsprungen, der zum Wildbach angeschwollen, sich zwischen sie und ihr Glück stürzen, und sie aus ihrer Seeligkeit in die Nacht des Todes hinunter reissen sollte.

Die arge Stiefmutter hatte, von seiner Wohlgestalt verblendet, eine sündige Neigung zu dem Jünglinge gefaßt, und seine bloße Blödigkeit aufnehmend, brauchte sie alle Künste, um auch in seinem Herzen die gleiche Flamme zu erwecken. Ihn schützte die heilige reine Liebe, und ein unverdorbnes Herz, so entging er all' ihren Fallstricken.

Als er nun die Versucherin floh, sie sich getäuscht und verschmäht sah, der Verhaßten nachgesetzt, überkam sie unsägliche Wuth, die Sinne schwanden ihr, alles war wirr in ihrer Seele. Nur Ein Verlangen blieb ihr, im verworrenen Chaos der Gefühle klar: Der Durst der ungeheuersten Rache!

Gebietherisch gab sie Margitta einen Brief an eine ferne Verwandte in der Thuroß zu bestellen. Ohne Ahnung, daß sie ihrem Verderben entgegengehe, machte sich das unschuldige Mädchen, heiter und gehorsam sogleich auf den Weg. Auf Nebenpfaden ras'te die Furie ihr nach, erreichte sie am wüthenden Felsen, und schleuderte die um Schonung Fle-

hende, hohnlachend in die Wirbel des wüthenden Felsen. Kaum war ihre Rache gesättigt, so erwachte ihr betäubtes Gewissen. Margitta's Nahme tönte ihr aus den schäumenden Fluthen entgegen, unnennbares Grauen, nahmenlose Angst, umkrallte ihr Herz, des Wahnsinns schwarzer Schleier wand sich um ihr zerrüttetes Hirn! Sie floh heulend, mit fliegendem Haar durch Waldesdickig und Einöden. Ueberall aber verfolgte sie das Bild der ermordeten Jungfrau, wie sie mit flatternden Locken in den Abgrund der Fluthen stürzte.

An den Felszacken, die seitdem ihren Nahmen führen, hatten die Wogen Margittas Leichnam getragen, dort fanden sie Landleute und brachten dem trostlosen Vater den Leichnam seines Kindes. Das Dorf war in Trauer. Die Jünglinge aber, aus der Erzählung von Margittas Geliebten den Hergang recht errathend, brachen bewaffnet auf, die Mörderin zu züchtigen. Sie fanden die Sünderin, welche mit aufgelöstem Haar, bleich und entstellt, mit gräßlicher Gebärde Margittas Nahmen rufen, und gegen sich selber wüthend durch die Felder schweifte. Rache lechzend setzten sie nach. Lange gehetzt, doch nie erreicht, kam die Verfolgte an den Fels, wo sie die Unschuld boßhaft gemordet hatte, und fast eingeholt von den racheglühenden Verfolgern, stürzte sie sich kreischend in den tobenden Abgrund! Das Gedächtniß dieser Begebenheit erhielt sich lange, und heute noch kennt man den Felsenrief als den »Margittafelsen.«

Die Schandtafel auf Helleneck.

(Innerösterreichisches geschichtliches Bruchstück.)

Ehrenmähler sind etwas Allgemeinbekanntes, daß aber auch Schandtafeln sich durch den Lauf der Jahrhunderte erhielten, mag vielen unbekannt sein.

Ueber der Treppe zum ersten Stocke findet man in der alten Burg Holleneck in der Steiermark eine hölzerne Tafel, welche mit lateinischen Anfangsbuchstaben folgende Worte enthält:

HERR . REIMPRECHT*. VON . HOLLNECK. DER . ERBAR . RITTER . BESVCHTE . DIE. OTTOKARSCHLACHT . ANNO . CHRISTI . 1277 MIT . HOHEM . LOBE . ER . LIEGT . ZV. HOLLNECK.

HERR . WEICHHART . VON . SCHWANBERG. BESVCHTE DEN RASTOCK . IM . IAHR 1299 VND . IST . ZWEI . IAHR . DARNACH . GESTORBEN . VND . ZV . HOLLNECK. BEGRABEN.

Diese Innschrift will sagen, daß: während Reimprecht von Hollneck auszog, für die Befreiung seines Vaterlandes den Zwingherrn Ottokar zu bekämpfen, und in der Schlacht an der March, wo die Steir-Herrn lange der böhmischen Uebermacht trotzten, tapfer mitstritt, — sein Zeitgenoß und Nachbar Weichart von Schwanberg in seinem Leben nichts Anderes gethan, als daß er einmahl den benachbarten Rastockberg, vermuthlich der Jagd wegen, besuchte.

So sehr die Streiter der Entscheidungsschlacht, —

in der sie des Kaisers Leben mit ihren Schildern und Leibern schützten, bis die Oesterreicher den Strom der Uebermacht brachen, — nach ihrer Rückkehr ins Vaterland geehrt und gerühmt wurden, so tiefe Verachtung erwies die Steiermark Allen, die müssig daheim geblieben waren, besonders den Adeligen.

Die Mauerblende zu Budethin.

(Ungarische Sage.)

Am Zusammenfluß der Waag und Kiszùtka, ragte weithin die Ebene beherrschend, die Burg Budethin empor. Auf zweien Seiten von den beiden Flüßen bespühlt, wurde sie auf der dritten durch einen breiten Wassergraben geschützt und stand, einer Insel gleich, völlig von Wasser umgeben. Acht Stunden südwärts steigt ein langgestreckter Riesenberg empor. Auf einem einzelnen Felsblocke, der aus dem Steinberge hervorragt, erhob sich auf dreien Absätzen, in dreien Abtheilungen, die Burg Löwenstein (die Jakusitsburg.)

Zu Budethin saß der Stamm der mächtigen Szuniogh, von da aus Land und Leute beherrschend. Zur Zeit der beiden, auf Ungarns Throne einander folgenden Ferdinande war Kaspar Szuniogh Oberbefehlshaber der Festung Szendrö, Stammherr auf Budethin. Ein rauher, finsterer Mann, gerecht; doch hart, grausam, unbändig in seinem Starrsinne, und darum scheu gemieden von Jedem. Oft stürzte er zum Kampf

hinaus wider den Erbfeind, die Türken. Sonst saß er, nur seiner Macht, und seines Rechts auf Gehorsam bewußt, daheim auf seiner einsamen Burg.

Ein einziges Kind blühte ihm von seiner Gemahlin, Susanna Bánfy von Lossanz; doch die sanfte, holde in seltner Fülle der Schönheit und Anmuth blühende Katharina war der Trost und die Freude der Mutter, der Stolz und das Wohlgefallen des Vaters. Aufgewachsen in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt, ein Bild der Zucht und des Gehorsams, stand sie als vermittelnder Engel zwischen dem harten unbeugsamen Vater, — der Susannas liebende Hingebung mit barschem Tone eines Gebiethers vergalt, — und der leidenden Mutter, welcher selten ein freundliches Antlitz entgegenlächelte, und die den ganzen Schatz ihrer Weiblichkeit und Liebe in das empfängliche Herz der Jungfrau goß.

Mit Recht sind die Lüfte »Verräther der Schönheit« gescholten werden. Der Ruf von Katharina's Reitzen durchdrang das Land, obgleich sie in ihrem öden Gemache, einsam und ungesehen ihre Blüthe entfaltete, gleich der Kreuzesrose zu Lethra*) So hörte Graf Franz Forgáts, ein zwei und zwanzigjähriger, ritterlicher Heldenjüngling, schön und angenehm, die Kunde von dem seltnen Kleinod, welche Budethins schwarze Mauern einschloßen.

Es zog ihn unwiderstehlich hin. Ein günstiger Zufall verschaffte ihm, nach was sein Herz sich sehnte: Katharinas Anblick. Wie Pulver und

*) Im Schultzes herrlichem Gedichte: Cecilia.

Feuer einander kaum berührend, sich im Kuße verzehren, so traf mit Einem Blicke die Jungfrau sein Herz, die Flammen der kühnsten glühendsten Liebe schlugen hoch auf, und auch sie, die stille unbefangene Jungfrau, gestand sich, daß sie dem Zufalle nicht zürne, der ihr den schönen Jüngling nahe gebracht.

Forgats einziges Sinnen und Trachten war seitdem, wie er der Schönen sich nähern, ihres Herzens werth machen sich dessen versichern könnte, um dann vor ihren stolzen Vater treten zu können, und ihre Hand zu begehren. Mit Liebe Muth und Gold im Bunde, gelangte der Jüngling ans Ziel. Sie führten ihn zu der Geliebten, bewirkten, nachdem das Paar sich verständigt, der Wechselbund geschlossen war, die Möglichkeit des Wiedersehens und bereitete den Liebenden manche Stunde, geheimer, doch nahmenloser Seligkeit.

Mit Schrecken nahm die Mutter Katharinas die Veränderung wahr; und mit ahnendem Gefühle nahen, schonungslos hereinbrechenden Unheils, hörte sie das freie Geständniß der Glücklichen. Sie kannte den herzlosen unbeugsamen Vater und betrog sich nicht.

Der alte Hagestolz Stephan von Jakusits Burgherr auf Löwenstein hatte — den wann wählt das Glück nur Einen Besitzer, — von Katharinas Schönheit gehört, und um die Gegenliebe der Jungfrau unbekümmert, sich geradezu an den Vater gewendet, und um ihre Hand angehalten. Szuniogh sagte mit Freuden zu, und lud den Freund nach Budethin auf die Brautschau. Nur zubald kehrte er dießmahl heim. Su-

sanna brachte ihm zitternd die Nachricht von seines Kindes Wahl und Forgáts Werbung.

Mit Stirnrunzeln und dreuendem Zorn donnerte er: »Verkünde der Tochter: daß ihr Vater ihre Hand bereits vergeben; Gehorsam ist ihre Pflicht, Widerspruch Tollheit; Liebe, die sie dem versprochnen Bräutigam schuldend, einem Andern zollt, ihr Verderben.« Mit diesem Troste kam die Mutter zu Kathrinen. Im Busen der Unglücklichen tobte von nun an nur der Schmerz der unterdrückten Leidenschaft. Forgáts wolte verzweifeln? Die Furcht vor Szuniogh hielt Jedem ab ihm beizustehn. Einmahl noch wagte Katharina des Kindes Gewalt über das Herz des Vaters zu versuchen. Umsonst, er stieß sie mit Füßen von sich, und ohnmächtig blieb die Unglückselige liegen.

Aus der dumpfbrütenden Verzweiflung weckte sie bald der — nicht Jákufits lärmende Ankunft, die ihr schmerzbetäubtes Ohr überhörte, — sondern der Bescheid: »sie möge des Bräutigams, dem man sie feierlich verloben würde, gewärtig seyn.« Die Verlobung ward gehalten, die Ringe wurden gewechselt, ein freudiges Banket beschloß die Feier. Froh zechten die Männer im Panzer von Eisen, mit den Herzen von Stein, fühllos für die bittern Thränen der Braut Denn Bräutigam und Gäste achteten Katharinas Todesblässe nicht, nahmen ihren Widerwillen für mädchenhafte Ziererei, und hatten keine Ahnung, daß ihr Herz, ob des wilden trunknen Jubels brechen wollte.

Forgáts erfuhr die Hinopferung der Geliebten, wie der schuldlos Verdammte sein Todesurtheil, dessen er, seine Richter wohl kennend, längst gewärtig ist. Einmahl sein süßes Lieb noch sehen, den

schüchternen Scheidegruß von ihr erflehen, dann hinausstürzen in den Kampf, und das lästige Daseyn dem Vaterland zum Opfer bringen; das wollte er. Die drei Mächte, welche ihm Katharinas ersten Gruß erworben hatten, gewährten ihm auch den letzten. Ein leichter Fischerkahn trug ihn um Mitternacht an den Thurm, der die Frauengemächer schirmte, eine Leiter von Seilen, die einer der Knechte Szuniogs, der mehr durch sein Bitten als durch sein Gold gewonnen, ihm herabließ, half ihm in der Geliebten Gemach.

Ihr Anblick, ihr Jammer stählte seine Brust vom Neuen. Eben beschloß er, sie mit Gewalt zu entführen, dem unmenschlichen Vater auf Tod und Leben Trotz zu biethen, da stürzte der Knecht, welcher wohl schon zehnmahl vergebens zum Aufbruch gemahnt hatte, mit dem Ausrufe: »Wir sind verrathen!« ins Gemach. Ein Kuß noch auf Katharinas bleiche Lippen, und Franz schwang sich, vom Knechte gedrängt, die Leiter hinunter. Nur der Geliebten gedenkend, hatte er bleiben und sie schützen wollen vor dem grimmigen Wolf, der mit gezücktem Schwerte, von seinen Gewappneten umgeben, hereinschnaubte.

Schon hatte Szuniogh den Mordstahl erhoben zum grausen Kindesmord, da flüsterte ihm die Hölle eine noch grausamere Rache an der Entarteten ein. »Die Schändliche, die als Verlobte, fremde Buhlschaft gepflogen, ist unwerth des Lebens, so sie an das Gesetz verwirkt hat, unwerth des Todes durch Heldenhand. Die Verbrecherin wollte die Schmach, welche sie über des Löwensteiner Haus brachte, mit dem Mantel der Nacht bedecken, ewige Nacht soll darum auch sie bedecken! »So

brüllte er, und ließ zur Stunde die Blende bereiten. — Mit Lebensmitteln auf drei Tage versehen, wurde die Verzweifelnde in den gräßlichen Zwinger eingemauert!!!

Grabesstille lag über die Burg gebreitet. Furcht vor dem Scheusale wehrte dem Mitleide, daß es nur geheime Thränen vergoß. — Susanna? — Ihr Schicksal als Mutter war ewiger Schmerz, als Theilhaberin des Geheimnisses ewiges Gefängniß. Was ihr Herz litt kann nur eine Mutter fühlen!

Schnell, wie der Blitz die nächtlichen Wolken zerreißt, war die Schreckenskunde bei Forgáts, und rasch, wie dem Blitze der Donnerschlag folgt, war sein Entschluß gefaßt, die Geliebte mit dem Schwerte zu befreien. Mit den Schatten der Nacht kam er und sein starker reisiger Haufe an die Mauern Budethins herangebraus't. Der gewonnene Thürmer öffnete, die Knechte, verständigt, daß es bloß Rettung des Burgfräuleins gelte, leisteten nur scheinbaren Widerstand; wenige Streiche von Franzens Streithammer und das dunkle Verließ der Geliebten war geöffnet, hoch auf den Armen trug er die Ohnmächtige nach dem harrenden Rosse.

Wohl wurde Szuniogh durch den Lärm aufgeschreckt, vergebens aber wüthete sein ohnmächtiger Zorn gegen die Uebermacht. Während eine Schaar die Verfolger abhielt, kam die andere mit der Befreiten auf flüchtigen Rennern, bald aus dem Bereiche väterlicher Grausamkeit, doch lange nicht ans Ziel. Das unglaubliche Gerücht, von Katharinas Schreckensloose war auch auf Löwenstein erschollen. Murrend wie der graue Starrkopf, Solches, ohne ihn zu fragen, auszuführen habe wagen können, saß Jakusits noch die Nacht auf, um seiner Braut Schicksal und

Verbrechen aus des Vaters eignen Munde zu vernehmen.

In den Pässen von Oblazon stieß er auf Forgáts. Ein wüthender Kampf um die schöne Beute erhob sich, der bald allgemein wurde. Die Würfel lagen ungleich: Forgáts, obgleich kräftig, jung und gewandt, wurde durch die süße Bürde gehindert, die er vor der eigenen und der feindlichen Klinge sichern mußte; Jakusits stritt durch nichts gehindert. Der Streich des Schicksals fiel, und — Franz sank vom Rosse hinab in sein Blut, noch im Sterben die theure Geliebte umklammernd.

Der Sieger trug die Beute nach Löwenstein, wohin auch Szuniogh angestürmt kam, mit tausend Flüchen und furchtbaren Drohungen seine, des Todes schuldige Tochter zurückfordernd, sie neuerdings dem Grabe zu weihen. Jakusits aber, überzeugt von Katharina's Reinheit, erweicht durch das Geständniß ihrer Liebe zu Forgáts, in tiefster Brust bewegt durch die Schönheit der Leidenden, abgefunden mit seinem Ehrgefühle durch Franzens Tod — Jakusits widersetzte sich dem sinnlosen Begehren gewaltig. Und fluchend und schäumend, Allen Verderben drohend, verließ der Unmensch Löwenstein.

Da ersah Jakusits, die nun herzlich geliebte Braut vom Tode zu retten, kein anderes Mittel, als wenn er — ihr schleunig die Hand reichte! — Dem Mörder des Einzig geliebten die Hand reichen! — das griff zu tief in das Herz Katharinas, obgleich sie, seit Franzens Tode, in dumpfes Dahinbrüten, in tödliche Gleichgültigkeit versunken war.

Als aber auch die Mutter einstimmte und nicht abließ, sie mit Bitten zu bestürmen, daß sie, um

ihrentwillen einen Schützer erwerben möchte, da reichte die kindlich fromme Tochter die zitternde Hand dem Manne, der ihr Theuerstes gemordet, ihr Erdenglück zerstört, den sie, — trotz allen Beweisen wahrer Neigung, die er, unverkenbar, an den Tag legte, nicht ohne inneres Grauen, mit scheuem Beben sehen, dessen Gegenwart sie kaum zu ertragen vermochte!

Ihr Leben glich von nun an einer immerwährenden Dämmerung des düstern, farb und regungslosen Wintertages: taub und kalt für jegliches Gefühl! Sie war schon vor dem Tode gestorben.

Der Graf von Altenburg.

(Böhmische Sage.)

Sagen von einer Frauenburg; wie ein Edler, Teutschlands in Lieb' entbrannte zu des gewaltigen Heinrich des Voglers holdseliger Tochter; wie er der hohen Jungfrau Liebe sich gewann; wie er mit der Kaiserstochter in unzugänglicher Einsamkeit in die Nächte unermeßlicher Forste entfloh; wie dann — sey es Zufall, sey es Schickung — der tiefgebeugte Vater den halben Erdkreis nach der Verlaßnen durchpilgernd, als ein Verirrter in der Waldesveste eingesprochen, die Flüchtlinge erkannt; wie er dann mit Herresmacht zurückgekehrt, das Nest des Räubers zu zertrümmern; — gehen, vielfach abweichend, und mit verschiedendlich erzähltem Ausgange, von vielen teutschen Burgen.

Mehr als eine Veste nimmt den Ruhm: die Frei-

stätte geheimer, verfolgter Minne gewesen zu seyn; in ihren stillen Mauern das Glück der in Liebe Vereinten, vor dem rächenden Arme des beleidigten Vaters und Kaisers geschützt; dem lauernden Späherauge des Neides entzogen und verborgen zu haben, in Anspruch. Darunter ist auch Schloß Primda, von welchem folgende Sage erzählt, an welchem bloß die Einkleidung und die Nahmensableitung des Schlosses böhmisch scheint.

Es fehlten nicht mehr ganz zwei Jahrzehente zum Jahrhunderte, seit ein kühner Frevler den Kindesraub an Kaiser Heinrich I. begangen, der nun hinüber geschlummert war, wie auch drei seiner Nachfolger (die drei Ottone) — wieder saß ein Heinrich auf dem steinernen Fürstenstuhl, den der große Karol im hehren Dom am Rhein errichtet hatte; als den Böhmenherzog Udalrich jugendliches Ungestüm, und — so schien es ihm — ein widriges Geschick in den Freuden des Waidwerkes, nach den unwirthlichsten Wildnissen der Urforste fortrieß. Unvorsichtig war er seinem Jägertrosse weit vorangeeilt und fand sich plötzlich allein und verlassen zwischen Hochwäldern und Bergesklüften.

Er ließ sein silbernes Horn erklingen, der Schall schreckte alle Waldbewohner aus ihrer Ruhe auf: Geier kreis'ten kreuschend in hohen Lüften, Ure brüllten furchtbar aus der Nacht der weltalten Forste, Hirsche und Füchse flohen rauschend durchs Gesträuch, Eideren und Nattern rasselten im Grase und abgefallnen Laube, die Waldsänger flatterten verstört und zwitschernd auf; ringsherum wurde der Wiederhall wach — doch keine Antwort tönte zurück — nur der Wind säuselte in den Wipfeln, rauschte im Gezweig der Laubbäume.

Der Fürst verlor den Muth nicht; er suchte nach einem Ausgange, und ließ dabei unermüdet sein Horn erklingen. So sprengte er durch die düstern Schatten, setzte über Gräben und Gesträuch, mußte oft mit dem Schwerte sich den Weg bahnen, die Sonne stieg höher und höher, und noch war all sein Bemühen fruchtlos geblieben. Nah und fern klang seinem Hörnerrufe kein bekannter Ton freudige Antwort, nirgend zeigte sich die Spur eines Weges, der ihn aus dem Irrgewinde leite oder auch nur eines Bewohners dieser endlosen Wildniß, der ihn zurechtweise! überall die untrüglichsten Zeichen, daß vor ihm kein menschlicher Fuß diese Einöde betreten!

Endlich jagte er auf lichtere Stelle zwischen niederen Gesträuche bergab. Rein wie geschliffner Saphir war das blaue Gewölbe des Himmels. Der Mittag nahte heran und die Sonne schoß glühende Pfeile nach dem müden Wanderer und seinem schnaubenden Rosse. Da schwang sich der Herzog aus dem Sattel, und dem edlen Thiere Ruhe gönnend, führte er dasselbe nun am Zügel hinter sich drein, langsam ins Thal hinunter. Wie er dort unten im Buchenschatten dahinschlenderte, und um eine Felsenecke bog; öffneten sich ihm plötzlich lichte Wies'matten, — vor seinen Blicken zeigte sich — als hätte Feenkunst sie hingezaubert, — hoch oben zu Berge — auf zackigen Felsklippen, zwischen dichtem Gehölz und Gestrüpp, eine feste Burg, auftauchend gleichsam aus ihrem Versteck. —

Rasch schwang er sich wieder auf sein Roß, und suchte, so gut er konnte, durch das Dickig und Dorngehäg, welches die Veste umgab, einen Weg zu ihr hinan. Sein gutes Schwert mußte links und

rechts ihm die Straße bahnen, bis er in Schlangenwindungen den Weg zur Brücke fand. Sie war herabgelassen; einreitend fand er die Vorburg öde, Wall und Thürme verlassen, den Zwinger mit Gras bewachsen, mit Waldbäumen besetzt. Laut hallte der Hufschlag seines Rosses in den leeren Räumen wieder. Erst nahm Udalrich dem hungrigen Thier den Zaum ab, und ließ es frei auf die Weide. Dann stieg er ungesäumt die Wendeltreppe hinan, mit flüchtigem Schritte das Gebäude durchwandelnd; durch Gänge und Hallen gelangte er an ein Pförtlein, er öffnete und betrat ein Gemach, leer und öde wie die ganze Burg. Durch die erblindeten Fenster stahl sich der milde Strahl der rothen Abendsonne, und warf ein mildes Licht auf all' das Geräth, welches rings umher aufgehäuft lag.

Dort am Pfeiler hing ein Saitenspiel; auf dem Tische fand Udalrich ein bestäubtes Buch, angefüllt mit Minneliedern, wundersamen Sagen, geziert am Rand mit schön gemahlten Laub, und engverschlungenen Schnörkeln, mit mannigfachen Bildern prangend, reich an Gold und hellen Farben; gegenüber, von der Wand herunter, schaute ein voller ritterlicher Waffenschmuck: Helm. Schuppenhemd, Schwert und Schild. Und wie der Friede dem Kriege folgt, stand munter ein Rocken, aus Elfenbein geschnitzt, reichlich mit gelben Flachs umgeben. Daneben ruhten auf dem Stuhlpolster Jagdhut und Schießzeug.

Anmuthig scheint es dem Fürsten hier zu weilen, wo jede Freude winkt, jedem Verlangen seine Lust bereitet scheint. Gefühle, die lange geschwiegen, erwachten ihm in der Brust, als er den wun-

derbaren, wie durch Zauberbann hervorgegauckelten Ort betrachtete. Doch sein Herz schlug lauter, und von heimlichem Grauen beschlichen, floh er den räthselhaften Bau, sich in einem Zauberkreise wähnend, und eilte ins Freie, in die Kühle des grünen Waldgeheges zu kommen. Schon war er daran, sein Roß zu zäumen und fortzureiten, als sein scheuer Blick Stufen gewahrte, die nach der Tiefe führten, und folgte ihnen, zu sehen, was unten verborgen sey. Ein weites Gewölbe nahm ihn auf, von mattem Lichte erhellt, welches durch die hoch angebrachten Gitterfenster eindrang, angefüllt mit Fässerreihen und Kornhaufen, die Burg zeigte sich wohl versehn mit Allem, was das Leben fordert und bedarf. Erstaunt kehrt der Böhmenfürst zum Tageslicht zurück, tränkt am Felsenbrunnen, der, von Maien umgeben, in des Burghofes Mitte sein kühles Wasser sprudeln läßt, noch das treue Roß, schwingt sich hinauf, und jagt spornstreichs über die Brücke, den Zauberschlingen zu entrinnen, von welchen er sich bestrickt wähnt.

Vom Neuen spornt er nun sein edles Thier über Wies' und Bach, ohne einen Pfad zu finden, ohne auf einen Jagdgenossen zu treffen. Da hielt ein unerwarteter Anblick seinen raschen Ritt auf. Halb verborgen hinter Tannensprossen, zeigte sich seinen Blicken ein Hüttlein, mit Stroh gedeckt, ein Kreuzlein auf dem Giebel tragend, geschirmt durch mächtige Felsblöcke, die dem Sturmwinde den Andrang wehrten, den Klausner selber sah Udalrich, ohne von ihm gewahrt zu werden, emsig schaufeln in der Erde. Vom hohen Roß herab rief der Herzog ihm zu, und forschte nach dem Ausgange der Wildniß. Der Greis — weiß wie der Schnee war sein

Haupt und Barthaar, die Haut verschrumpft, die Gestalt gebeugt. — Der Greis fuhr erschrocken zusammen, vor dem Rufe; auf den Spaten gestützt, vernahm er das Begehren des Ritters, und hieß ihn hochwillkommen. Seit Menschenaltern allein in der Einöde, hatte er lange, außer der eigenen Stimme keinen menschlichen Laut vernommen. Er bath den Fremden die Nacht bei ihm zu weilen Das Hüfthorn, das goldne Halsgeschmeide und das funkelnde Wehrgehänge des Jägers zeigte ihm wohl einen hocherlauchten Gast, doch nimmer kam es ihm in den Sinn, des Landes Herzog selber vor sich zu wähnen.

Solch freundliches Anerbiethen nahm Udalrich dankend an, schwang sich vom müden Rosse, und folgte dem Greise nach der Hütte. Auf dem Wege dahin erfuhr er, was der Einsiedler so emsig gegraben hatte. Der Lebensmüde war geschäftig gewesen, sein Grab zu bereiten. Der Herzog erzählte sein Abentheuer mit der öden Burg, und fragte den Klausner, ob er ihm Kunde geben könne von des wundersamen Baues Bewandtniß und Geschichte. Seufzend erwiederte der Greis, daß keiner sei der gewissere und bessere Kunde von jenem Schloße geben könne, als er, und den Ritter neben sich auf die Bank vor der Hütte niederziehend, begann er seinen Bericht.

Und der Herzog erfuhr nun eine Geschichte, die er oft schon, doch niemahls vollständig vernommen hatte. — Am Hofe Kaiser Heinrich des Finklers lebte Graf Albrecht von Altenburg, hochbegünstigt vor Vielen. Kein Ritter wußte trefflicher die Waffen zu führen, aber auch keiner lieblicher zur Harfe zu singen, und die Saiten zu rühren. als Albrecht. Der kühne Mann erhob die Augen zur schönen Hedwig, des hohen Kaisers

Tochter, und sie belohnte sein zärtliches Werben durch Gegenliebe. Heinrich erfuhr dieß geheime Bündniß; heftig entbrannte sein Zorn, und Augenblicks verbannte er den Verwegenen aus seinem Angesichte: ob auch Hedwig vor Jammer vergehen wollte.

Mit unterdrücktem Schmerz gehorchte der Graf scheinbar, und kehrte zur Heimath zurück. Dort veräußerte er all' sein Erbgut, sammelte die Krieger und Leibeigenen, und verließ eilig und geheim sein teutsches Vaterland. Inmitten des Böhmerwaldes fand er eine Stelle; tief versteckt zwischen Thälern und Wäldern, tauglich eine Veste zu tragen, die er, fern von den Spähern des Neides und der Macht aufzubauen gewilligt war. Ohne Zögern schritt er zur Ausführung. Die Felsen gaben Steine her, die Eichen und Tannen das Zimmerholz. Der Arbeiter und Löhner rüstige Hand förderte das Werk, bald stieg die Burg empor, in Kurzem war sie vollendet.

Des schnellen Gelingens froh, ließ der Graf den emsigen Werkleuten eine Herberge zimmern, und zur Feier des vollendeten Baues reichlich Wein und Speise geben. Und als die Arglosen, von Müdigkeit und Wein betäubt, in Schlaf gesunken waren, ließ er das hölzerne Haus an allen vier Ecken anzünden, und alle Arbeiter und Knechte, welche den Bau aufgeführt hatten, von der Flamme verzehren, damit Keiner verrathe, wo der Altenburger seinen Sitz aufgeschlagen habe! —

Nach vollbrachter Greuelthat jagte er, auf Sturmesfittigen fort, nach der Kaiserpfalz. Dort suchte er die Geliebte im einsamen Garten, hob sie aufs scharrende Roß, und eh ein Laurer seine Gegenwart vermuthen konnte, war er mit seiner schönen

Beute von dannen geflohen, nach der unbekannten Waldburg, wo keines Vaters Rachearm ihn erreichen konnte. Hier lebten die Liebenden, von aller Welt abgeschieden, und vor jeder Nachstellung geborgen, drei Jahre des seligsten Vereins; da zertrümmerte ein Schlag des Verhängnißes ihr stolzes Glück auf immerdar.

In einer Nacht, wo alle Stürme des Erdballs auf den Fleck losgelassen zu seyn schienen, der ihnen eine Freistütte both; flehte ein verirrter Pilger, durch das Heulen des Windes, um Labung und Obdach. Die Stimme eines Fremden erregte ihnen Grauen; doch aus Mitleid, nahmen sie den Pilger, einen gebeugten Greis, in die Burg auf, ihm einen Tag Rast, Obdach und Nahrung gönnend. Schweigend nahm der trübe Gast die Wohlthat hin, herber Schmerz schien sein Inneres zerrissen zu haben, und mit dem Morgenrothe schon eilte er fort. Es war — was Beide zu spät ahneten, — es war Heinrich selbst, der sein Kind zu suchen ausgezogen war. Seit dem Tage, an welchem sein Liebstes ihm entrissen wurde, schor er weder Haar noch Bart, schlug um die starken Glieder ein schwarzes Pilgergewand, nahm Muschelhut und Stab, und wallte, über Heid und Gebirge, nach der verlornen Tochter.

Ruh und Glück war mit dem Pilger aus der Burg gewichen, und kehrten niemahls wieder. Von nun an verschwanden ihre Tage in Kummer und Angst. Da weckten sie eines Morgens Trompeten und Kriegshörner. Auftaumelnd sahen sie das Thal mit Kriegern besäet! die in bunten Haufen von den Bergen herabströmend, die Burg von allen Seiten umgaben. Bald gewahrten die Burgbewohner

den alten Kaiser an des Heeres Spitze, bald kam sein Herold ans Thor Einlaß heischend, und Auslieferung der geraubten Jungfrau.

Sein Leben hätte Albrecht dem gereizten Vaterzorn gern geopfert, doch diese Forderung konnte er nimmer erfüllen. Er trat mit seinen wenigen Streitern auf die Mauern, und der Sturm von Außen erhob sich gegen ihn. Ein Steinregen überschüttete die Veste, und drohte ihr augenblicklichen Untergang; tausend Pfeile schwirrten zugleich zischend nach den Zinnen; lodernde Brände flogen auf die Dächer und über den Wall.

Plötzlich zeigte auf der Wehrmauer sich ein Mann, der unter Dampf, Steinregen und Pfeilhagel ein weißes Tuch wehen ließ. Es war der Graf selbst. Nur eine Stunde Aufschub seines Verderbens, begehrte er von dem Rächer, um eine Leiche zu bestatten, die Leiche Hedwigs! — welcher Angst und Schreck das Herz gebrochen hatten! Ras'te vorhin der Grimm des früh ergreis'ten Kaisers, so wüthete nun sein Schmerz zehnfach mehr. Er klimmte zur Burg empor, theilte mit zitternden blutigen Händen Gesträuch und Dornen, und both dem Räuber Frieden und Versöhnung für seines theuren Kindes Leiche

Da sank die Brücke; das Thor flog krachend aus den Angeln; beim dumpfen Hall der Trommeln und Trompeten trug die wehrhafte Schar den Sarg der früh verblühten Rose, mit schwankendem Schritt ins Thal hinab und fern hin, aus der Wildniß; der gebeugte Vater und sein Heer folgten. Kein Krieger Albrechts kehrte mehr zurück. Der Graf blieb allein auf dem öden Schloße, kaum fähig, die Bürde seiner Leiden zu ertragen.

Seine Sündenschuld zu büßen, war sein einziges Streben. Er tauschte den Harnisch mit einem härenen Gewande, und an der Stätte, wo er, vor vier Jahren die Bauleute ermordet hatte, baute er sich eine Klause, die er nie wieder verließ. Hier büßte er in Thränen und Gebeth, bei dem martervollen, herzzerreissenden Anblick der rauchgeschwärzten Felsenwände, zwischen denen die Hütte aufgeschlagen war.

»Doch!« schloß der Einsiedler, »langsam zehrten Gram und Reue an seinem Leben, er lebt und leidet noch heute, Ihr seht ihn vor Euch! Ich bin Albrecht, Graf von Altenburg!

Erst schwieg der Jüngling erstaunt und betroffen, dann aber begann er den reuigen Sünder milden Trost ins freudenlose Herz zu gießen, wendete dessen Augen zum nächtlich blauen Himmel, wo hell und groß der Vollmond sein gelbbleiches Licht ergoß, wo tausend Sterne gleich eben so viel Demanten blinkten, dahin wo Jedem, der bereut, Erbarmung sprießt.

Die Hände gefaltet zum frommen Gebethe, und leise weinend, saß der Greis lange, gleich einem leblosen Bilde da. Zuletzt erinnerte ihn die späte Nacht, es sey Zeit, seinen Gast endlich durch ein Mahl zu erquicken, wie ein Klausner es zu reichen vermag. Dankend schied der Jäger von seinem frommen Wirthe, der ihn mit dem Zeichen des Kreuzes segnete, und bettete sich dann im Grünen unter dem Laubdache rauschender Eichen, das Schilfbett dem Greise überlassend.

Am frühen Morgen klang widerliches Gekreusch in Udalrichs Ohr, und weckte ihn. Ein Käuzchen, das sich auf seinen Baum gesetzt hatte, war es,

das so kläglich schrie. Wie er das lästige Thier mit kräftigen Schwerthieben zu verscheuchen trachtete, da schallten von der Klausnerhütte schwere Seufzer zu ihm herüber. Schnell bereit, den Grambedrückten mit milden Worten zu trösten, eilte er nach dessen Lager, und fand den Siedler im Todeskampfe.

Zu Häupten des Verscheidenden kniend, bethete der fromme Fürst, bis das Licht der Gnade die finstern Schrecken in des Greisen Seele allgemach verscheuchte. Und als Morgenstern die sanften Strahlen über die Zelle goß, da schien der Kranke keine Qualen mehr zu leiden, freudig richtete er den Blick nach oben, lobte Gott, der den Sünder nicht verwerfen wolle, und verschied noch einmahl »Hedwig« lispelnd.

Jetzt brach der erste Sonnenstrahl durch des Waldes Umgitterung, bald entstieg, von Purpurglanz umflossen, die Sonne den grünen Wipfeln, und weckte die schlummernde Natur. Tausend und abertausend Stimmen zwitscherten ihr aus Flur und Hain entgegen. Den Herzog rührte all diese Wonne nicht, ihm schien die Zelle düster, gleich einer Todtengruft, die ihm die Brust mit Bangigkeit erfüllte.

Horch! — da tönte fernher aus Wald und Geklüft ein Horn herüber! Er eilt hinaus und giebt Antwort mit dem Seinigen. Nicht lange ist sie verklungen, da schallt Hufschlag her; Hunde schlüpfen aus den Gesträuchen; rauschend kommt ein Reiter durchs Gebüsch daher gejagt, keck setzt er über Hecken und Geschling, und ruft schon von Weitem dem Fürsten seinen Freudengruß zu.

Abspringend erzählte er mit Hast, wie er sein gutes Roß durch Sonnenhitze und Mondeskühle gesetzt, nach seinem Herzoge suchend, den er schwer verletzt

oder sterbend wähnte. Dringend bath er nun den Gebiether, nur gleich aufzusitzen und versprach ihm, noch vor Mittagsschwüle heimzubringen.

Der Fürst lobte seinen treuen Eifer; doch führte er ihn erst nach der Klause, wo er die Leiche ehrlich und christlich bestattete, in das Grab, was sich der Klausner selber bereitet. Indeß der Herzog den Leichnam mit Erde bedeckte, leutete der Jäger, nach frommer Christensitte, in der Klause das Ave-Glöcklein.—

Als sie das vollbracht hatten, zeigte Udalrich dem treuen Prima die ferne Felsenburg, und bedeutete ihn, daß der, welchen sie begraben, ihr Gebiether gewesen. »Die Burg,« so schloß er, die herrlich auf der Felsenspitze prangt, ich schenk' sie Dir mit allem Gut und Habe. Dort sollst Du sitzen als ein edler Ritter; einen Helm anstatt des Waidmanshutes, einen Panzer, statt des Jägerwamses tragen, statt Pfeil und Bogen, Schwert und Streitaxt führen.«

Und niederknien hieß er ihn, wie sichs zum Ritterschlag gebührt, berührte ihm Schulter und Nacken mit dem Schwert. »Dem Freunde zum Schutz, dem Feinde ein Grauen, magst Du fortan in hoher Ehre prangen, und weil Du, treuer Prima, da hausest, soll jene Burg von nun an Primda heißen.«

Walgersch und Ildegond.

(Polnische Sage.)

Zum Feste, das der König der Westfranken gab, zog der Polenritter Walgersch, zugenannt der Starke. Weite Lande hatte er durchzogen nach Ehr und Preis, sich den Rittern mit seinen Waffen, den Frauen mit seiner Laute im Andenken erhalten

Jetzt kam er ins Frankenland, auf seinem leichttanzenden, weißen Rößlein sitzend, das krumme Schwert an der Hüfte, silberne Schellen am Zaume und am Rand des lang-viereckigen Schildes, in weiten, bunten, wild flatterden Waffenrock. Ein Haufe Neugieriger drängte sich um die fremde Gestalt, als er ein Liedchen vor sich hinsummend, durch den Frankenort ritt.

Am goldnen Fenster des Königshauses erblickte Walgersch eine Maid, schöner als sein Auge je Eine gesehen. Da verklang sein Lied, die Sangeslust wich von ihm, und sein leicht entzündbares Herz pochte stärker, betroffen von süßer Liebespein. Die Menge fragend, wer das holde Fräulein sey, erfuhr er: »Ildegond ist es, des großen Frankenkönigs einzige Tochter, und gewinnt von vielen Fürsten in stiller Demuth.« »»Glaub Euch gern«« dachte Walgersch bei sich. Nochmals zur Schönen aufblickend, murmelte er vor sich hin: »»Sah mein Auge gleich den schönsten Ritter in traulichem Geflüster an der Seite Holden. So kann sich mancherlei umwandeln, mancherlei geschehen. Wohlauf, Verlier den Muth nicht, Starker, und trau Deinem Glück.

Er ritt Burgein. Der weite Plan herum war mit der Menge des staunenden Volkes gefüllt. In der königlichen Halle saßen die edlen Gäste tafelnd beim Scheine der Kerzen, Diener eilten geschäftig hin und her. Die Tafel wurde endlich aufgehoben; nun begann der Tanz. Einem Engel gleich, welcher durch regungslose Lüfte dahin gleitet, ohne die Wolkennebel mit der Fußspitze zu berühren, schwebte Fräulein Ildegond, am Arm des Rheinfürsten über den spiegelglatten Aestrich hin. In zarter Liebesgluth suchten sich ihre Blicke und das Meer von Tönen, welches vom Erker herab, brausend den Saal erfüllte, beschirmte ihr leises Zweigespräch.

Indeß tanzte Walgersch am Arme anderer holder Frauenbilder, so zierlich, drehte sich so leicht, so geschmeidig, daß Alle, der König selbst den Polenritter laut priesen. Nur die Eine schaute nicht nach seinem zierlichen Tanz, und dieß verbitterte ihm Lust und Lob.

Als der teutsche Walzer beendigt war, trat Walgersch zur Königstochter, und führte sie im feierlichen Gang nach edler Polenweise. Dazu klangen die Flöten und Geigen so weich und mild, als müßte jetzt der Liebe gleich Gegenlieb begegnen. Doch dem Polen war solch schönes Glück nicht beschieden. Sonder Lust, verstimmt nnd gezwängt, tanzte Fräulein Ildegond an seiner Seite, antwortete auf all die süßen Worte, die sein Schmeichelmund in ihr Ohr fließen ließ, nichts, und blickte verstohlen beständig zum schönen Teutschen hinüber.

Allen entging dieß heimliche Augenspiel, nur Walgerschs schlauer Eifersucht nicht. Er trat

zurück, ließ von seinem Werben ab, und wähnte vor heißer Pein vergehen zu müssen.

Am andern Morgen zog die reisige Schar hinaus ins Freie. Mit und nebenher schweifte das Volk in Haufen nach den Schranken der Stechbahn, und zeitlich guten Platz zu gewinnen. Auf den Balkonen versammelten sich der König, Ildegond seine Tochter, und die edlen Frauen.

Walgersch tummelte bereits sein leichtes Rößlein, und begann im Wiesengrunde das Kampfspiel seines Landes. Auf Pfeilerreihen sah man viele geschnitzte Tatarenköpfe stehen, breiten Mundes, kleiner schiefer Augen, Haar und Bart in wilden Zöpfen. Da Alle auf den Balkonen versammelt waren, begann Walgersch sein Spiel. Nicht vom Zügel gelenkt, tanzte des Polen leichter Schimmel da, wo andere Rosse sich kaum im Schritt zurechtfänden, stets im Galopp, schlängelnd, durch die Reihen der Pfeiler, während sein Reiter bald Wurf nach Wurf nach den Köpfen schickte, bald sich in den Bügeln erhob, und einige Köpfe heruntersäbelte. Als sein Flug zu Ende war, stack in jedem Kopfe ein Wurfspieß, oder er lag zerhauen im Gras. Keiner der Franken trat hervor, als Walgersch die Ritter aufforderte ihm's nach zu thun.

Stolz suchte sein flammendes Auge der schönen Ildegond Antlitz auf dem Balkone, ob es seinem gewandten Spiel Beifall winke, sie aber schaute mit lachenden Augen dem Einzuge der Frankenritter entgegen, mit welchem der schöne Fürst vom teutschen Rhein, auf hohem starken Roß, im schweren Harnisch und Helm, mit wehendem stolzen Busch, unter wildem Toben herangebraus't kam. Nun ward tiostirt und buhurdirt nach fränkisch und teutscher

Art, und bald war der bebende Grund mit Lanzentrümmern bedeckt. Gewaltiger denn Alle setzte der Rheinfürst durchs Lanzengemenge und das Gewühl der schwergepanzerten Streitrosse, derber und reichlicher fielen seine wuchtige Hiebe und am lautesten zerkrachte der tönende Schild von seinem Lanzenstoß. Lächelnd schaute Ildegond ins wilde Gewirr und Getose hinab und freute sich des Lieblings Muth und Kraft. Da wollte eifersüchtig und erzürnt auch Walgersch ins polternde Getümmel, doch sein leichtes Roß scheute vor dem ungewohnten Lärm zurück. Zu seinem Glücke, denn im Gewühl der Panzermänner und geharnischten Rosse, hätten Reiter und Rößlein Schmach und Verderben gefunden. Zornig jagte Walgersch nach der Burg zurück, und noch fernab hörte er aus dem Getümmel des Turniers, ihm den Siegesjubel der Menge nachschallen.

Liebeskrank warf der Pole die Waffen von sich, floh die Burg und barg seinen Gram in des Forstes Dickig, den er mit Klagen erfüllte. Vergebens flüsterten ihm die Bäume freundlich zu, umsonst lud ihn das stille Dunkel des Haines zur Ruh. Er vermochte Ildegondens Bild nicht aus seinem Herzen zu bannen, dünkte sich elend und beschimpft. Wie gern hätte er den bösen Rheinfürsten den Besitz des Erdballes gegönnt, wäre nur Ildegondens Huld ihm geworden! Ach er wär willenlos gebunden, festgebannt, und vermochte nimmer sich loszureissen vom Quell seines Leides!

So klagend gab er sich tödtlicher Hoffnungslosigkeit hin, — da entdeckte sein Aug hoch im Gezweig des Baumes, an dessen Schatten er sich geworfen hatte, ein Taubenpaar, das mit Schnäbeln

und Schmeicheln sich letzte, recht wie zu seinem Hohn herbestellt. Erzürnt raffte er sich auf um mit einem raschen Pfeile ihr Leben und Lieben zu enden. Doch wie er nach dem Geschoße haschen wollte, fiel seine Laute ihm in die Hand, die er schmerzbetäubt statt des Köchers um den Nacken geworfen hatte.

Der Anblick des Saitenspieles, dessen er ganz vergessen hatte, brachte ihm mit Eins Muth und Hoffnung zurück. Den süßen Tönen der Laute und der Gewalt seines helden Sanges vertrauend, beschloß er noch ferner sein Glück zu versuchen, und begann noch desselben Abends.

Die Nacht darauf hörte Ildegond unter ihren Fenstern Lautenklänge, und dazu liebliche Lieder, mit so schmelzender Stimme gesungen, daß es ihr Herz tief ergriff. Sie forschte am Morgen bei den Wächtern, wer Nachts auf dem Walle des Zwingers gewesen. Doch Keiner wollte davon wissen, und in träumerisches Sinnen versunken, verweilte die Maid im Gemach, sich sehnend nach den wehmüthig süßen Klängen.

Der Tag sank hinunter, der Abend thaute nieder; mit den Sternen erwachte der holde Sang, und stahl sich so leis und mild in Ildegondens Herz, die mit all' ihren Jungfrauen wie gebannt im Fenster saß und horchte. Ein Elfe, schien es ihr, sey durch die Schatten hergeschwebt, und hauche die süßen Schmeichellaute aus. — Mit dem Frührothe ließ sie den Wächter zu sich bescheiden, er hatte nichts gesehen, nichts vernommen.

Ildegond aber schloß sich wieder in ihr Gemach ein, und klagte daß sie den bösen Sang nicht fliehen könne. Sobald aber die Nacht den Schleier ausge-

breitet hatte, klang wieder der Saiten und der Stimme süßer Laut empor zum Gemach und zum Herzen der Königstochter. Die Gewalt der Töne hatte sie bezwungen. Nicht länger trug sie es allnächtlich, den zauberischen Sang zu hören, der ihr Lust und Gram ins Herz hauchte. Mit dem Tode bedroht, gestand der Wächter, den sie nun zum dritten Mahle rufen ließ, daß Walgersch, der Polenritter jener nächtliche Sänger gewesen, und fügte hinzu, mehr den Bitten des Ritters als seinem Golde sey er gewichen. »Ich ja wohl ist sein Wort stark!« seufzte Ildegond »zu stark! Geh hin Wächter, Dir sey verziehen!« Seit dem Tage sah Ildegond nur nach dem zauberischen Sänger.

Solches schaute der edle Herr vom Rheine, und ob der leichtfertigen Hingebung Ildegondens, die ihm sich schon treueigen geschworen, schwoll ihm das Herz im finstern Unmuth. Zur Stunde wich er aus des Frankenkönigs Burg, und seinem Gefolg weit voran eilend, jagte er durch Thal und Feld, durch Wald und über Berg der teutschen Heimath zu.

Da, als er durch die Pforten der grauen Bäterburg sprengte, da wars ihm, als fragte aus dem alten Gemäuer, aus dem rauschenden Rhein, aus dem Gesäuse der Linden eine Stimme: »»Du ließest uns hoffen, es werde eine Herrin mit Dir einziehen? War dieß ein leerer Traum?«« Da wurde die Brust ihm härter beengt, da drangen Thränen ihm aus den Augen, und er seufzte: »O Strom! o Linden! Ihr fragt nicht gut! Wohl trug eine Maid mich im liebenden Herzen; doch Weiberlieb' ist eitler Schaum!«

Es ward ihm auf der weiten Burg zu eng; er zog hinauf hinab am Rhein, rief jeden Fährmann zu ihm heran und trug ihm auf: »Wenn ein Ritter

ans Ufer kommt, mit einer schönen Maid, und Ueberfahrt begehrt, so zeig' Dich dazu nicht willig noch bereit, bis er Dir eine Mark Goldes reicht. Thut Einer so, dann eilest Du zu mir, und rufst mich her an den Rhein. Willst Du mein rothes Gold verdienen, so sey mir willig und treu.« Jeder sagte mit Freuden ja.

Der Rheinfürst aber kehrte zur Väterburg heim, schliff sein größtes Schwert, schmiedete sich Waffen, und saß harrend auf einem alten Stein in sich hinein murmelnd:

Hat auch die Schönste die Treu nicht bewährt,
Bleibt sie doch immer des Fechtens werth.

Nacht hielt des Frankenfürsten Königsburg umschleiert, nicht Mond noch Sterne leuchteten. Gehorsam und klug harrte des Polen edles Roß am Thore seines Herrn. Da rollte aus dem Fenster der Königstochter, die schwanke, aus seidenen Stricken geknüpfte Leiter nieder. Herunter trug der starke Walgersch das schöne Königskind, bestieg mit ihr das Roß, und floh durch Nacht und Nebel fort.

Nach tagelanger Flucht gelangte er mit seiner schönen Beute an den mächtigen Rhein, und rief einen Fährmann zur eiligen Ueberfahrt. Der Schiffer begehrte eine Mark Goldes zum Lohn, der Fremde gab sie. Schnell entwich der Führmann durchs Gesträuch. Auf des Ritters Scheltworte rief er zurück, eh er sie überführe, müsse er's dem Rheingrafen melden.

Ildegond rang die schönen Hände, als sie vom Rheinfürsten hörte. Walgersch aber tröstete sie, setzte mit seinem leichten Rößlein in den Strom, und schwamm kühn durch die rauschende Fluth nach

dem grünen Ufer, wo das flinke Thier ans Land sprang, und leichten Schrittes mit der Beute forttrappte.

Doch ihre Flucht ward bald gehemmt. Ein Reiter jagte nach und holte sie ein: es war der Rheinfürst! »Halt an Dein Roß Du Held!« rief er dem Polen zu, »Du führst eine Maid mit Dir fort, die ist zu schön für Dich. Auch hast Du am Rhein den Zoll nicht nach Gebühr bezahlt?«

»Mehr als Dir gebührt zahlte ich,« gab Walgersch zurück, »und das Fräulein folgt mir aus freier Gunst. Doch wenn Du Streit erheben willst, komm an. Mein Arm ist stark, Du sollst genug daran haben.« Darauf hob er Ildegonden vom Roß, und führte sie an einen Lindenbaum. »Da ruhe,« sprach er, »streck Dich auf die grünen Matten und schau dem Kampfe zu. Ich will Dich hüthen im gefeiten Kreis.« Damit schwang er sich in den Sattel, und spornte sein Roß um den Baum herum, daß im Sand ein blanker Kreis aufgeworfen wurde. Jetzt schwang er seinen krummen Säbel und stellte sich zum Kampfe.

»Den gefeiten Kreis will ich zerbrechen!« rief der Rheingraf, »will Rache nehmen an dem Räuber' und Ildegonden als Siegespreis davontragen!« Er sprengte mächtig an, der Pole fuhr ihm keck entgegen. Und Kraft mit Schnelligkeit, Trotz mit Schlauheit messend, rangen die Degen, jeder nach seines Landes Weise streitend. Den wuchtigen Hieben des Teutschen wich der Pole gewandt, und geschmeidig mit seinem klugen Rößlein aus; doch seine flinken Hiebe glitten am guten Harnisch und Helm des Teutschen machtlos ab.

Weil aber der Rheingraf die Schöne unter der

Linde, des Kampfes Lohn und Zweck vor den Augen hatte, so drängten seine Streiche den flinken Polen und sein leichtes Roß zurück, da dieser nur dem Tod und der Gefahr ins Antlitz schaute. Als aber, im raschen Drehen, der Kampf sich so wendete, daß Jeder des Andern Platz einahm; Walgersch sein Lieb im Angesicht hatte, der Rheingraf dagegen im Dunkeln focht, da wendete sich das feile Glück, und vom Sichelschwert des schlauen Polen schwer getroffen, sank der Teutsche vom starken Schlachtroß herab, tod auf den Grund, der blutige Anger ward sein Todtenbett, während sein edles Roß scheu und herrenlos nach der Rheinburg zurückjagte.

Von seiner Huldin Lippen pflückte der Pole den süßen Siegeslohn, schwang sich in den Sattel und verließ den rothgefärbten Kreis an der Linde.

Endlich gelangten die Liebenden nach Walgersch's Heimath, die Kunde ihrer Ankunft war ihnen vorausgezogen. Sie erreichten Tynicz, Walgersch's Veste. Auf den hohen Zinnen flatterten bunte Fähnlein; die Hallen waren, der neuen Herrin zum Preise, mit frischen Kränzen geschmückt; aus den weitgeöffneten Pforten klangen ihr wilde Willkommenslieder entgegen; Polenritter und Polenfrauen harrten der Heldenbraut am Wege. Im Saale empfing Ildegonden der zierlich schöne Polentanz; freudig staunte die Braut in den bunten Reigen. — »Was Du heute anstaunst, ist morgen Dein Eigen,« sprach Walgersch, ihr Herzensmann.

Und sie schaute der Polen artige Sitte, denen Frauen vor Andern hold sind. Es gefiel ihr gar wohl dieß freundliche Grüßen und Biegen, die zierlich glatten Worte, der Kleider reiche morgenländische

Pracht. — nur Alles ihr unterthan! Diese demüthig gehorsamen, sittigartigen Menschen!

Wie freute sich Ildegond, dem heimischen Land und seiner Tyrannei entronnen, hier im angenehmen Polenlande zu seyn, wo Männer dienend gehorchen, Frauen Befehle winken.

Doch bald war der Friede zu Ende. Während Walgersch im fremden Frankenlande Ruhm und Minne ersiegt hatte, war ihm Mieslaw Herr zu Mislicia in sein Besitzthum gefallen, hatte es verheert und dabei geprahlt: »Walgersch müßte ihm Land und Leute abtreten.« Und jetzt noch trotzte der kecke Mieslaw, im Lande der Schöne genannt, wie Walgersch der Starke hieß. Die Landleute klagten über den Frevel, den sein streifendes Gesindel an Aeckern und Wiesen verübte. Drum wollte Walgersch ein Mahl sehen, was besser fromme; ob Stärke oder Schönheit, gürtete das gute Schwert um und zog ins Feld, wie sehr die schöne Ildegond auch klagen mochte.

Bald kam er als Sieger heim nach Tynicz, den Feind gefangen mit sich führend, welchen er in den tiefsten Thurm setzen ließ. »Dort muß ich ihm wohl ein Grab lassen,« spottete er, »doch nimmermehr mein Land, meine Knechte.«

Kaum daß er den einen Feind bezwungen, stürmte der wilde Walgersch schon wieder zum neuen Streite fort, zog, durch ferne Reiche, immer nach Aufgang der Sonne entgegen; bestand manch Abentheuer manche Gefahr; jagte Ruß, Tatar und Türk in blutige Flucht, erbeutete hohe Schätze, gewann unermeßliches Lösegeld, von manchem Bojar, Khan, oder Aga, und ließ von

seinem Treiben nicht ab, bis ihm, unter Kampf und Siegesglück zwei Jahre verflossen waren.

Indeß klagte die verlaßne Ildegond ihren Schmerz den öden Räumen der hohen Tyniczburg. Was half ihr nun all dieß Ehrbezeugen, die reiche Tracht, das herrliche Gelag, der Frauen und Ritter artige Sitten! Einsam kam und ging jeder Tag; denn einsam schwindet ja das arme Leben, dem nicht die Liebe Kränze windet! Allstündlich sah Ildegond sich zahlreich umgeben, unter der Menge aber fühlte sie sich einsam, und aus dem anmuthsvollen Kreise flog ihr Sinn, in heißer Sehnsucht, auf den Lüften, nach dem seligen Abendlande, wo ihre Heimath lag, mit den schönen ernsten fränkischen Sitten. Dort wo der Ehgenoß die traute Gattin, zwar wie ein Vater das unmündige Kind zu halten pflegt, doch gerne daheim ist, gerne bei ihr weilt, wie's braven Gatten, guten Vätern ziemt. Dort nennt die Gattin den Gemahl Herr und Vater, doch er forscht milde, was sie wünscht oder will; — hier läßt man das Weib als Herrin eitel prangen, doch Keiner kümmert, was sie leidet. *)

Ildegondens Zofe schien die Klage der verlaßnen Herrin eitel. Nach ihrem Sinn hatte ja Walgersch recht klug getheilt, als er sich die Gefahr, der Gattin die Lust beschied. Gab es hier doch Wagen, Schaukeln, Lauben, Ruhebetten, köstlichen kühlen Wein, volle Tafeln, Feste nach Festen; und solches Leben konnte die Herrin farblos und einsam schelten?

*) Wer vergleicht hier nicht unwillkührlich das eheliche Verhältniß, wie es Religion und Gesetz — und wie es der bon ton befiehlt!

ach that ihr Ildegondens Gram im
weh und sie suchte ihn zu lindern, so gut
stand. »Will meine hohe Herrin,« schwatzte
rues sehen, edle Mannesschönheit? Wißt,
jenem finsteren Thurme der gefangene Mis-
ufzt. Kein schönerer Mann als er im gan-
lenlande. Steht Euch doch Alles zu Geboth.
daß man den Gefangenen vor Euer Ange-
inge, und versucht, ob der Glanz seiner
eit nicht den Schmerz zu lindern vermag,
h im Busen nagt.«

e Leichtfertige befolgte den unklugen Rath
rin, und befreite den gefährlichen Feind.
wurde er aus dem Thurm, niemahls aber
n den Thurm zurück geführt. Blendend schön
lau, wie der glatte Pole war, wurde es
ht schwer, ein Weib so wanklen Muthes, so
er und williger Art als Ildegond war,
gen. Bald war es an dem, daß sie vor
ersch's gerechtem Zorne fliehen mußte.

s sie, wieder einem Erkornen die Treue bre-
wieder bereitwillig zur nächtlichen Flucht sich
mden Manne hingebend, aus der Burg des
s entwich, wähnte sie, bei jedem Geräusch
ersch der wüste Treiber, der noch im Tän-
raste, habe schon Kunde vom neuen Ver-
nd setze ihr rachedürstig nach. Die Geier
ihr seine Rachebothen; das Rauschen der
wasser warf ihr die gebrochne Treue vor, im
elsenschatten wollte sie Elfentänzer schauen,
enreigen tanzten; erst als sie Mislaws
vor sich hatten, gelang es dem zärtlichen
die Zagende zu beruhigen.

ndlich kehrte Walgersch heim. Lustig

ging sein Siegeszug den Mauern der hohen Tyniczveste entgegen; reich beladen mit Gold und Edelstein, mit manch andern Kleinod seltner Art, war sein Gefolge, als er die Brücke fallen sah, jauchzte er und freute sich auf Ildegondens frohen Empfang. Doch in schwarzen Trauerkleidern, in dunklen Flören auf grauen Rossen kam ihm der Zug aus der Burg entgegen, alle im tiefsten schaurigsten Schweigen.

»Wozu die Trauer?« fragte er betroffen. »Ist Ildegond gestorben?«

»»Nein, verdorben,«« ward ihm zur Antwort.

»Wer konnte sie verderben? Wer mein treu Lieb bethören.«

»»Weiberwort ist schlechter Hag für Treu und Ehre, stärker sind Bulerkünste. Halb Dich betrügend, halb selbst betrogen, entwich sie jüngst aus Tyniczburg. Auf Mislaws Schloß ist sie nun zu Hause, in seinen Armen ruht sie jetzt und spottet Dein.««

Walgersch erdrückt vom herben Schmerz, befahl ihnen Stillschweigen, und bereitete sich zur Rache. Ohne Geleit, wagte er sich allein an seines Feindes Burg, die Gelegenheit auszuspähen.

Da gewahrte ihn die schöne Ildegond vom hohen Bogenfenster. Sie spähte und spähte sich die glänzenden Augen matt — es war Walgersch! der wilde Walgersch ging allein und trotzend durch die Straßen der Stadt. »Vor dem rettet uns ein Heer von Rittern nicht!« sprach das arge Weib bei sich. »Da hilft kein Flehen und kein Zittern; doch List soll helfen!« Und ihr hellglänzendes Seidenkleid mit dem dunklen Gewande der

Trauer vertauschend, eilt die Falsche dem Gefürchteten entgegen.

»Walgersch! mein trauter Walgersch!« rief sie mit erheuchelter Freude. »Rette mich! Brich diese Fesseln. Mieslaw brach aus Deiner Burg, und mich riß gewaltsam er mit sich fort. Mein Herz war krank, mein Muth dahin, bis jetzt, wo mein Gebeth erhört ist!« Da ließ der Held sich bethören und glaubt ihren Worten. »Komm herauf, fuhr sie fort, »ich bin allein, der Räuber ist aufs Waidwerk gezogen. Wenn er heimkehrt, liefre ich ihn in Deine Gewalt.« Willig folgte er, ließ sich in die enge Kammer führen, duldete, daß sie die Thüre verriegelte, und harrte geduldig bis gegen Abend.

Mieslaw, der vom Jagen heimkam, winkte sie fröhlich zu sich heran, und lispelte ihm zu: »Rathe wer in meinem Kämmerlein steckt? — Nimm Deine stärksten Jäger mit, — denn der wilde Walgersch ist dort, er soll Dein Sclave seyn!« Das arge Werk wurde ungesäumt vollbracht, von der Menge überwältigt fiel Walgersch in die Hände seiner Feinde, und laut jubelte das betrügliche Weib, ob der gelungenen Arglist! Mieslaw befahl, den Gefangenen mit Eisenbänder an des Speisesaales Wand zu fesseln, daß er schauen möge, wie sein glücklicher Feind schwelge, im Arm des reitzenden Weibes, die er, der Bethörte, durch eigene Schuld verloren.

Die Knechte gehorchten. Nach dem Freudenmahle, Sorg und Kummer verbannend, ruhten Beide auf den schwellenden Pfühlen, tändelten froh, sangen Lieder des ohnmächtigen nahen Feindes spottend, und setzten ihrem erbarmungslosen Hohne kein Ziel. So verflossen Tage, und immer mußte

der Gefangene sehen, wie die Verhaßten unter seinen Augen herzten und küßten, vom Thron der Liebe herab seiner höhnten, und seinen machtlosen Zorn zu eitlen Drohungen, ohnmächtigen Wüthen zu reizen. Doch Walgersch starrte schweigend nieder von der Wand, nie die Zunge regend, eisern wie seine Bande.

In einer Nacht — Alles rings herum still, der Schlaf seine Fittige über die Burg ausbreitend, der letzte Schlag der zwölften Stunde noch verhallend — da schlich es bei bleichem Sternenschein in den weiten Saal, zu Walgersch heran, und flüsterte mit widerlicher heiserer Stimme: »Mein Held, ich bin zur Wache über Dich gesetzt, bin Mieslaws Schwester. Garstig gleich der Nacht, bin ich allen Männern ein Gräuel; darum ist meine größte Lust, ihnen Tod und Verderben zu ersinnen. Wenn Du aber mir Dein Wort geben willst, mich als Dein Weib heimzuführen, mach ich Dich frei.«

»»Erst heb den Schleier, daß ich beim Sternenlicht Dein Antlitz schau!«« entgegnete dumpf der Gefangene. Ungern that sie es, und Walgersch erblickte ein wüstes Eulengesicht. »»Wie heißest Du?«« fragte er flüsternd weiter. Sie krächzte: »Habe keinen Nahmen. Gleich einem werthlosen unnützen Ding gaben sie mir keinen.«— »»Gut; so heiße Rache!«« Sagte Walgersch finster. »»Ich will Dein Bräutigam seyn, nur schaff' mir erst mein Schwert. Mit seiner Schärfe mache ich die Bande bald entzwei«« »Mußt mir erst Dein Wort für des Bruders Sicherheit geben,« flüsterte die finstere Gestalt. Walgersch schwor: »»Bei meinem Leben! nie werde ich ihn im Kampf bestehen!««

Da brachte sie sein starkes Schwert, und mit leichter Müh zerschellte er mit diesem die Fesseln. Doch schüttelte er sie nicht ab, sondern blieb noch wie gebunden an der Wand stehen, und sagte: »»Morgen sollst Du weiter sehen, traute Rache! für heute gute Nacht!«« Den Tag darauf war Ildegond so bang und trüb, ein ängstlicher Traum hatte sie früh geweckt. Mieslaw aber lachte und wiegte ihr Bangen durch Scherz und Kosen wieder zur Ruh. Da klirrte Walgersch an der Wand mit seinen Ketten und rief mit donnernder Stimme: »»Wie würde Dir Gesindel, stånd ich frei jetzt da, mein Schwert zur Hand??««

Erbleichend und entsetzt stammelte Ildegond: »Gott, plötzlich spricht nun dieß arge Bild! wenn solcherlei Bilder die starren Lippen öffnen, so kündet es des Lebens Ziel an. Und zu dem fand ich heute sein gewaltig Schwert nicht an unserm Bette.«

Doch der feige Mieslaw lachte in trüglicher Sicherheit. »Und hätt' er!« rief er spottend, »ja gieb ihm hundert Schwerter zur Hand! er thut uns nichts, so lang die eherne Fessel ihn hält.« So scherzte er ihr die bangen Sorgen hinweg, indeß Walgersch sein Verborgenes Schwert hervorzog. In wahnsinnigem Frevelmuthe höhnten sie ihn noch durch ihr Liebeln und Kosen. Da rieß Walgersch das Eisenband entzwei, trat hinzu — Tief bogen sich die Schuldigen vor seinem Grimme hinab, und hätten sich gerne im Eingeweide der Erde verborgen! — Er aber furchtbar, wie Gottes Zorngericht, ließ, Richter und Rächer zugleich, das Schwert fallen, und sie schwammen im Blute!

Hohnlachend rief er: »Ich habe Wort gehalten! ich bestand Dich nicht im Kampf; ich that

Dir nur Dein Recht!« Starr und kalt lagen die verzerrten Blutleichen. Der Rächer nahm die Rachebraut und ritt von dannen.

Heim führte er die finstere Braut nach der hohen Tyniczburg; Polenritter, Polenfrauen kamen daraus hervor, ihn zu bewillkommen, grüne Kränze schmückten wieder die Wände der Gemächer im Schlosse; der zierliche Polenreigen begann wieder — Da rief Walgersch in den Jubel hinein: »Spart Euere Freudentänze! Wohl bin ich zurück gekehrt, doch mit Grauen zeig ich die Braut, die aller Welt ein Abscheu ist.« Rache ließ den Schleier fallen— Alle bebten scheu zurück vor der eulenhaften Fratze! mit gräßlichem Lachen rief Walgersch: »Will Keiner mehr singen, Keiner lachen? — Was starrt ihr, Rache heißt die Braut!« —

Walgersch überlebte seine Befreiung nicht lange. Bald thürmten die Mannem ihm im Walde den Hügel zum hehren Heldengrabe, und schieden traurig von ihm. Nur Rache ließ nicht vom Gemahl und baute sich dort ein Haus. Oft, bei Tag und Nacht, saß sie, einem treuen Wächter gleich, auf des Hügels Gipfel. Und wann der Lenz erschien, wann Hirt und Hirtin froh vorüberzogen, weilten sie um Walgerschs Grab, spielten ihm ein Trauerlied, für seiner Seele Ruh, und Rache sang im dumpfen Ton darein:

Wer lieben will, der such' ein reines Lieb'
Und werde nicht zum dreisten Minnedieb!
Verrathner Treue leiser Klagelaut
Klingt auf zum Herrn, ob Nacht, ob Morgen graut.
Dem Frevlen Werber wird statt Lust und Heil,
Zuletzt die dunkle Rache nur zu Theil.

Der verlorne Sohn.
(Böhmische Sage).

Zwei Jahre waren seit der Würgeschlacht auf dem weißen Berge vorüber, welche das Schicksal der Empörer in Böhmen und Mähren entschied; der 21. Juni des Jahres 1622 mit blutigen Lettern in das Buch der Geschichte verzeichnet, und nach allen Richtungen durchzogen nun teutsche, spanische, welsche und wallonische Soldaten das vom Krieg verwüstete, unglückliche Land; jeden Funken neuer Empörung im Keime zu ersticken, und die Wuth des aufgeregten, zum Aufruhr gereizten Volkes bei Zeiten nieder zu halten; denn die Unterwerfung war nicht aufrichtig, und der Winterkönig hatte noch einen großen Anhang.

Zu Mratokin, einem Flecken der Herrschaft Teltsch, stand eines Morgens Meister Buresch der Schmied gewohnter Massen am Amboß, mit gewaltiger Faust das glühende Eisen in allerlei Formen zwängend; als das schöne Annchen, seine siebzehnjährige Tochter aus der Stube, in die an der Straße gelegene Werkstatt trat.

»Vater« fragte sie eilig, »habt Ihr nich Trompetenruf gehört? Mich däucht, ein schmucker Reiterhaufe ziehe durch unsern Ort.« Und ans Fenster tretend, fuhr sie fort: »Ja gewiß. Da seht nur, wie sie oben dahergesprengt kommen!«

»»Wie sie jubeln!«« murmelte der Mann durch die Zähne, indem er auf seinen Hammer gestützt hinausschaute, »»wie sie da jubeln! während der Landmann knirrscht und seufzt!««

»Das sind dieselben Reiter,« fuhr Annchen fort, »die wir in Teltsch gesehen haben, des wilden Torquato Conti Reiter. Jetzt ziehen sie vielleicht nach Böheim.«

»»Dann gnade Gott dem schwer heimgesuchten Lande!«« seufzte der Alte. »Vater!« rief Annchen wieder. »Seht einmahl. Da trennt sich ein stattlicher Reiter von der Schar, — er kommt nach unserer Hütte gesprengt!« —

»Mord, Tod und Pestilenz! wo steckt der alte Ketzer?« schallte plötzlich eine wilde Stimme zur Thür herein, und ihr folgte ein Jüngling in blitzender Reiterstracht, seinen Hengst am Zügel führend. »Da beschlag meines Pferdes rechten Vorderhuf.« Donnerte er dem Schmied zu, »schleunig aber, wenn meine Klinge Dir nicht das Frühstück gesegnen soll!«

Baarhaupt und sprachlos beinah trat der Alte zum Thiere, dessen Fuß er besichtete. Annchen hatte sich in einen Winkel zurückgezogen.

»Ei sieh,« rief der Reiter auf einmahl freundlich werdend, als er das zitternde Mädchen gewahrte, das sich im Hintergrunde zu verbergen suchte, »hätte nimmer geglaubt, in der russigen Hütte eine so schmucke Dirne zu finden! Nur näher holdes Mädchen. Fast könnt ich Deinem Vater gut werden um Deinetwillen!« Eilig suchte die Erschrockne die Stubenthür zu gewinnen, doch schneller war der Reiter, umschlang die Fliehende und drückte einen Kuß auf ihre glühende Wange. Dann blickte er die Hocherröthete freundlich an, und sagte: »Wer möchte einem so lieben harmlosen Geschöpfe Leides thuen?« Dann ließ er die Jungfrau sich aus seinen Armen winden und nach der

Doch that ihr Ildegondens Gram im Herzen weh und sie suchte ihn zu lindern, so gut sie's verstand. »Will meine hohe Herrin,« schwatzte sie »Neues sehen, edle Mannesschönheit? Wißt, daß in jenem finsteren Thurme der gefangene Mislaw seufzt. Kein schönerer Mann als er im ganzen Polenlande. Steht Euch doch Alles zu Geboth. Befehlt daß man den Gefangenen vor Euer Angesicht bringe, und versucht, ob der Glanz seiner Schönheit nicht den Schmerz zu lindern vermag, der Euch im Busen nagt.«

Die Leichtfertige befolgte den unklugen Rath der Thörin, und befreite den gefährlichen Feind. Sogleich wurde er aus dem Thurm, niemahls aber wieder in den Thurm zurück geführt. Blendend schön und schlau, wie der glatte Pole war, wurde es ihm nicht schwer, ein Weib so wanklen Muthes, so üppigreger und williger Art als Ildegond war, zu besiegen. Bald war es an dem, daß sie vor Walgersch's gerechtem Zorne fliehen mußte.

Als sie, wieder einem Erkornen die Treue brechend, wieder bereitwillig zur nächtlichen Flucht sich dem fremden Manne hingebend, aus der Burg des Gemahls entwich, wähnte sie, bei jedem Geräusch Walgersch der wüste Treiber, der noch im Türkenlande rast'te, habe schon Kunde vom neuen Verrath und setze ihr rachedürstig nach. Die Geier schienen ihr seine Rachebothen; das Rauschen der Waldeswasser warf ihr die gebrochne Treue vor, im hohen Felsenschatten wollte sie Elfentänzer schauen, die Todenreigen tanzten; erst als sie Mislaws Zinnen vor sich hatten, gelang es dem zärtlichen Buhlen die Zagende zu beruhigen.

Endlich kehrte Walgersch heim. Lustig

ging sein Siegeszug den Mauern der hohen Tyniczveste entgegen; reich beladen mit Gold und Edelstein, mit manch andern Kleinod seltner Art, war sein Gefolge, als er die Brücke fallen sah, jauchzte er und freute sich auf Ildegondens frohen Empfang. Doch in schwarzen Trauerkleidern, in dunklen Flören auf grauen Rossen kam ihm der Zug aus der Burg entgegen, alle im tiefsten schaurigsten Schweigen.

»Wozu die Trauer?« fragte er betroffen. »Ist Ildegond gestorben?«

»»Nein, verdorben,«« ward ihm zur Antwort.

»Wer konnte sie verderben? Wer mein treu Lieb bethören.«

»»Weiberwort ist schlechter Hag für Treu und Ehre, stärker sind Bulerkünste. Halb Dich betrügend, halb selbst betrogen, entwich sie jüngst aus Tyniczburg. Auf Mislaws Schloß ist sie nun zu Hause, in seinen Armen ruht sie jetzt und spottet Dein.««

Walgersch erdrückt vom herben Schmerz, befahl ihnen Stillschweigen, und bereitete sich zur Rache. Ohne Geleit, wagte er sich allein an seines Feindes Burg, die Gelegenheit auszuspähen.

Da gewahrte ihn die schöne Ildegond vom hohen Bogenfenster. Sie spähte und spähte sich die glänzenden Augen matt — es war Walgersch! der wilde Walgersch ging allein und trotzend durch die Straßen der Stadt. »Vor dem rettet uns ein Heer von Rittern nicht!« sprach das arge Weib bei sich: »Da hilft kein Flehen und kein Zittern; doch List soll helfen!« Und ihr hellglänzendes Seidenkleid mit dem dunklen Gewande der

Trauer vertauschend, eilt die Falsche dem Gefürchteten entgegen.

»Walgersch! mein trauter Walgersch!« rief sie mit erheuchelter Freude. »Rette mich! Brich diese Fesseln. Mieslaw brach aus Deiner Burg, und mich riß gewaltsam er mit sich fort. Mein Herz war krank, mein Muth dahin, bis jetzt, wo mein Gebeth erhört ist!« Da ließ der Held sich bethören und glaubt ihren Worten. »Komm herauf, fuhr sie fort, ich bin allein, der Räuber ist aufs Waidwerk gezogen. Wenn er heimkehrt, liefre ich ihn in Deine Gewalt.« Willig folgte er, ließ sich in die enge Kammer führen, duldete, daß sie die Thüre verriegelte, und harrte geduldig bis gegen Abend.

Mieslaw, der vom Jagen heimkam, winkte sie fröhlich zu sich heran, und lispelte ihm zu: »Rathe wer in meinem Kämmerlein steckt? — Nimm Deine stärksten Jäger mit, — denn der wilde Walgersch ist dort, er soll Dein Sclave seyn!« Das arge Werk wurde ungesäumt vollbracht, von der Menge überwältigt fiel Walgersch in die Hände seiner Feinde, und laut jubelte das betrügliche Weib, ob der gelungenen Arglist! Mieslaw befahl, den Gefangenen mit Eisenbänder an des Speisesaales Wand zu fesseln, daß er schauen möge, wie sein glücklicher Feind schwelge, im Arm des reitzenden Weibes, die er, der Bethörte, durch eigene Schuld verloren.

Die Knechte gehorchten. Nach dem Freudenmahle, Sorg und Kummer verbannend, ruhten Beide auf den schwellenden Pfühlen, tändelten froh, sangen Lieder des ohnmächtigen nahen Feindes spottend, und setzten ihrem erbarmungslosen Hohne kein Ziel. So verfloßen Tage, und immer mußte

der Gefangene sehen, wie die Verhaßten unter seinen Augen herzten und küßten, vom Thron der Liebe herab seiner höhnten, und seinen machtlosen Zorn zu eitlen Drohungen, ohnmächtigen Wüthen zu reißen. Doch Walgersch starrte schweigend nieder von der Wand, nie die Zunge regend, eisern wie seine Bande.

In einer Nacht — Alles rings herum still, der Schlaf seine Fittige über die Burg ausbreitend, der letzte Schlag der zwölften Stunde noch verhallend — da schlich es bei bleichem Sternenschein in den weiten Saal, zu Walgersch heran, und flüsterte mit widerlicher heiserer Stimme: »Mein Held, ich bin zur Wache über Dich gesetzt, bin Mieslaws Schwester. Garstig gleich der Nacht, bin ich allen Männern ein Gräuel; darum ist meine größte Lust, ihnen Tod und Verderben zu ersinnen. Wenn Du aber mir Dein Wort geben willst, mich als Dein Weib heimzuführen, mach ich Dich frei.«

»»Erst heb den Schleier, daß ich beim Sternenlicht Dein Antlitz schau!«« entgegnete dumpf der Gefangene. Ungern that sie es, und Walgersch erblickte ein wüstes Eulengesicht. »»Wie heißest Du?«« fragte er flüsternd weiter. Sie krächzte: »Habe keinen Nahmen. Gleich einem werthlosen unnützen Ding gaben sie mir keinen.« — »»Gut; so heiße Rache!«« Sagte Walgersch finster. »»Ich will Dein Bräutigam seyn, nur schaff' mir erst mein Schwert. Mit seiner Schärfe mache ich die Bande bald entzwei«« »Mußt mir erst Dein Wort für des Bruders Sicherheit geben,« flüsterte die finstere Gestalt. Walgersch schwor: »»Bei meinem Leben! nie werde ich ihn im Kampf bestehen!««

Da brachte sie sein starkes Schwert, und mit leichter Müh zerschellte er mit diesem die Fesseln. Doch schüttelte er sie nicht ab, sondern blieb noch wie gebunden an der Wand stehen, und sagte: »»Morgen sollst Du weiter sehen, traute Rache! für heute gute Nacht!«« Den Tag darauf war Ildegond so bang und trüb, ein ängstlicher Traum hatte sie früh geweckt. Mieslaw aber lachte und wiegte ihr Bangen durch Scherz und Kosen wieder zur Ruh. Da klirrte Walgersch an der Wand mit seinen Ketten und rief mit donnernder Stimme: »»Wie würde Dir Gesindel, stånd ich frei jetzt da, mein Schwert zur Hand??««

Erbleichend und entsetzt stammelte Ildegond: »Gott, plötzlich spricht nun dieß arge Bild! wenn solcherlei Bilder die starren Lippen öffnen, so kündet es des Lebens Ziel an. Und zu dem fand ich heute sein gewaltig Schwert nicht an unserm Bette.«

Doch der feige Mieslaw lachte in trüglicher Sicherheit. »Und hätt' er!« rief er spottend, »ja gieb ihm hundert Schwerter zur Hand! er thut uns nichts, so lang die eherne Fessel ihn hält.« So scherzte er ihr die bangen Sorgen hinweg, indeß Walgersch sein Verborgenes Schwert hervorzog. In wahnsinnigem Frevelmuthe höhnten sie ihn noch durch ihr Liebeln und Kosen. Da rieß Walgersch das Eisenband entzwei, trat hinzu — Tief bogen sich die Schuldigen vor seinem Grimme hinab, und hätten sich gerne im Eingeweide der Erde verborgen! — Er aber furchtbar, wie Gottes Zorngericht, ließ, Richter und Rächer zugleich, das Schwert fallen, und sie schwammen im Blute!

Hohnlachend rief er: »Ich habe Wort gehalten! ich bestand Dich nicht im Kampf; ich that

Dir nur Dein Recht!« Starr und kalt lagen die verzerrten Blutleichen. Der Rächer nahm die Rachebraut und ritt von dannen.

Heim führte er die finstere Braut nach der hohen Tyniczburg; Polenritter, Polenfrauen kamen daraus hervor, ihn zu bewillkommen, grüne Kränze schmückten wieder die Wände der Gemächer im Schlosse; der zierliche Polenreigen begann wieder — Da rief Walgersch in den Jubel hinein: »Spart Euere Freudentänze! Wohl bin ich zurück gekehrt, doch mit Grauen zeig ich die Braut, die aller Welt ein Abscheu ist.« Rache ließ den Schleier fallen— Alle bebten scheu zurück vor der eulenhaften Fratze! mit gräßlichem Lachen rief Walgersch: »Will Keiner mehr singen, Keiner lachen? — Was starrt ihr, Rache heißt die Braut!« —

Walgersch überlebte seine Befreiung nicht lange. Bald thürmten die Mannem ihm im Walde den Hügel zum hehren Heldengrabe, und schieden traurig von ihm. Nur Rache ließ nicht vom Gemahl und baute sich dort ein Haus. Oft, bei Tag und Nacht, saß sie, einem treuen Wächter gleich, auf des Hügels Gipfel. Und wann der Lenz erschien, wann Hirt und Hirtin froh vorüberzogen, weilten sie um Walgerschs Grab, spielten ihm ein Trauerlied, für seiner Seele Ruh, und Rache sang im dumpfen Ton darein:

Wer lieben will, der such' ein reines Lieb'
Und werde nicht zum dreisten Minnedieb!
Verrathner Treue leiser Klagelaut
Klingt auf zum Herrn, ob Nacht, ob Morgen graut.
Dem Frevlen Werber wird statt Lust und Heil,
Zuletzt die dunkle Rache nur zu Theil.

Der verlorne Sohn.

(Böhmische Sage).

Zwei Jahre waren seit der Würgeschlacht auf dem weißen Berge vorüber, welche das Schicksal der Empörer in Böhmen und Mähren entschied; der 21. Juni des Jahres 1622 mit blutigen Lettern in das Buch der Geschichte verzeichnet, und nach allen Richtungen durchzogen nun teutsche, spanische, welsche und wallonische Soldaten das vom Krieg verwüstete, unglückliche Land; jeden Funken neuer Empörung im Keime zu ersticken, und die Wuth des aufgeregten, zum Aufruhr gereizten Volkes bei Zeiten nieder zu halten; denn die Unterwerfung war nicht aufrichtig, und der Winterkönig hatte noch einen großen Anhang.

Zu Mratokin, einem Flecken der Herrschaft Teltsch, stand eines Morgens Meister Buresch der Schmied gewohnter Massen am Amboß, mit gewaltiger Faust das glühende Eisen in allerlei Formen zwängend; als das schöne Annchen, seine siebzehnjährige Tochter aus der Stube, in die an der Straße gelegene Werkstatt trat.

»Vater« fragte sie eilig, »habt Ihr nich Trompetenruf gehört? Mich däucht, ein schmucker Reiterhaufe ziehe durch unsern Ort.« Und ans Fenster tretend, fuhr sie fort: »Ja gewiß. Da seht nur, wie sie oben dahergesprengt kommen!«

»»Wie sie jubeln!«« murmelte der Mann durch die Zähne, indem er auf seinen Hammer gestützt hinausschaute, »»wie sie da jubeln! während der Landmann knirrscht und seufzt!««

»Das sind dieselben Reiter,« fuhr Annchen fort, »die wir in Teltsch gesehen haben, des wilden Torquato Conti Reiter. Jetzt ziehen sie vielleicht nach Böheim.«

»»Dann gnade Gott dem schwer heimgesuchten Lande!«« seufzte der Alte. »Vater!« rief Annchen wieder. »Seht einmahl. Da trennt sich ein stattlicher Reiter von der Schar, — er kommt nach unserer Hütte gesprengt!« —

»Mord, Tod und Pestilenz! wo steckt der alte Ketzer?« schallte plötzlich eine wilde Stimme zur Thür herein, und ihr folgte ein Jüngling in blitzender Reiterstracht, seinen Hengst am Zügel führend. »Da beschlag meines Pferdes rechten Vorderhuf.« Donnerte er dem Schmied zu, »schleunig aber, wenn' meine Klinge Dir nicht das Frühstück gesegnen soll!«

Baarhaupt und sprachlos beinah trat der Alte zum Thiere, dessen Fuß er besichtete. Annchen hatte sich in einen Winkel zurückgezogen.

»Ei sieh,« rief der Reiter auf einmahl freundlich werdend, als er das zitternde Mädchen gewahrte, das sich im Hintergrunde zu verbergen suchte, »hätte nimmer geglaubt, in der russigen Hütte eine so schmucke Dirne zu finden! Nur näher holdes Mädchen. Fast könnt ich Deinem Vater gut werden um Deinetwillen!« Eilig suchte die Erschrockne die Stubenthür zu gewinnen, doch schneller war der Reiter, umschlang die Fliehende und drückte einen Kuß auf ihre glühende Wange. Dann blickte er die Hocherröthete freundlich an, und sagte: »Wer möchte einem so lieben harmlosen Geschöpfe Leides thuen?« Dann ließ er die Jungfrau sich aus seinen Armen winden und nach der

Stube eilen. Indeß stand der Schmied mit hochaufgehobenem Hammer hart neben ihm und rief mit funkelnden Augen: »Laßt mir die Dirn in Ruh! Herr! sonst zerschmettert mein Hammer Euren Hirnschädel!«

Hellauflachend entgegnete der Jüngling: »Geh alter Narr und beschlag mein Roß. Du hinderst doch nicht was ich thuen will.« Der Schmied, welcher sein Kind hatte in die Stube fliehen sehen, ging nun zurück an die Arbeit, weit öfter nach den Bewegungen des Reiters als nach dieser sehend. Der Jüngling blickte lächelnd bald nach der Stubenthür, dann maß er wieder die argwöhnische Wachsamkeit des alten Mannes. Nun war das Thier beschlagen, und leicht warf sich der Jüngling in den Sattel. »Jetzt noch einen Liebesdienst Alter,« rief er dem Schmied zu. »Befiehl Du selbst Deinem Kinde, mir einen frischen Morgentrunk zu reichen. Das bist Du dem durstigen Kriegsmann schuldig.« Halb zornig; halb versöhnt blickte Buresch zum Reiter hinauf und rief: Dann Annchen dem Reiter eine Schale Milch zu bringen. Zitternd gehorchte sie.

»Ist mir lange nicht so gut geworden, Du liebe schmucke Dirne,« sagte freundlich sich herabbeugend der Reiter. »Beinah will es mir schwer werden von Dir zu scheiden, Die ich heut zum ersten Mahl gesehen!« Schüchtern freundlich blickte sie in die großen schwarzen Augen des Jünglings, die unverwandt an ihr hingen. Einmahl noch sah er mit einem halbunterdrückten Seufzer sie an, dann folgte er dem Ruf der Trompeten, der auffordernd herüber klang, warf sein Roß herum, rief noch ein Lebe-

wohl, und jagte der langsam dahinziehenden Schaar nach.

»Ein wilder Junge, sagte der Alte.

»»Ein schmuker Jüngling.«« flüsterte Annchen, als die Reiter aus dem Ort waren.

»Schad' um das junge Blut! daß er sich zum Verderben Anderer brauchen läßt.

»Ach Schade, daß ihn die ungestüme Hast zum wilden Kriegsleben fortreißt, in den frühen Tod!«

So sprachen sie noch mancherlei und lange.

Monden waren verflossen, und noch dachte Bursch zuweilen des schmucken, kühnen Reiters. Annchen aber dachte sein an jedem Tage, früh und spat, ward still und zurückgezogen, sprach fast nur mit dem Vater, und wurde wie Scharlach roth, wenn dieser zufällig des Reiters erwähnte. Das sanfte Mädchen, das sonst so gern mit Nachbars Röschen plauderte, und beisammen war, das nicht einmahl böse ward, kaum böse schien, wenn Röschens Bruder Fritz sie neckte; zog jetzt sich leutscheu zurück, und blieb fest am Fensterlein der eigenen Stube sitzen. Bei jedem Hufschlag schaute sie hinaus. Oft hielt sie des Hirtenhornes Klang für Trompetenruf, und eilte ans Fenster, den vermeinten Reiterzug zu sehen. — Kurz, sie liebte den ungestümen Unbekannten, ohne es selbst zu wissen. So verfloß ein Monat nach dem andern.

Eines Abends, der Vater war nach Teltsch gegangen, an den Rentschreiber den Schmiedpacht zu erlegen, und Eisen einzukaufen. — Eines Abends stand Annchen allein in der Küche, ein kleines Imbiß für ihn zurecht machend, da klang Hufschlag an ihr Ohr. Sie blickte hinaus, und eben stieg vor der Werkstatt ein Reiter vom Rosse, und kam

gerade auf die Wohnstube zu. Es war der Rechte. Unschlüßig, ob sich sie in der Küche verborgen halten, oder nach seinem Begehren erkundigen sollte, folgte sie der Nothwendigkeit und ihrem Herzen und, that das Letzte.

Kaum hatte der Soldat sie erblickt, als er in ihre Arme stürzte, die sie ihm unwillkührlich öffnete. »Mädchen!« rief er, als sie zitternd seinen Kuß erwiedert hatte. »Hätt ich nimmer geglaubt, daß Dein Bild in meiner Seele so fest stehen würde! Nun ich weiß, konnt ich es nicht über mich gewinnen, die Gegend zu verlassen, ohne Dich zu sehen. Wir ziehen fernhin nach Mecklenburg. Harre Du — und sey meiner Lieb' und Treu gewiß.«

Jetzt erst gewann Annchen wieder Worte und gelobte ihm Treue bis ins Grab. »So nimm« rief er, indem er einen kostbaren Ring an ihren Finger schob, »dieß Unterpfand, daß Du und keine Andere einst meine Ehgenossin wirst.« Wenige Worte noch wechselten sie, diese aber waren hinreichend, ihre Herzen enger, und fester aneinander zu fesseln. Noch eine Umarmung, ein Händedruck, und Kornet Gherardi, so hieß der junge Reiter, jagte fort. Weinend schaute Annchen ihm nach.

Die Nachbarn schon erzählten dem heimkehrenden Bursch, daß ein Reitersmann bei seinem Hause abgestiegen, und eine lange Weile darin geblieben sey. Ihm ward sonderbar zu Muth, und seine erste Frage, als er in die Stube trat, war: was der fremde Reiter hier gewollt? Annchen erzählte treulich, nur ließ sie manchen Kuß als nicht hieher gehörig weg, und zeigte den empfange-

nen Verlobungsring. Der Alte, welcher Anfangs nicht wußte, ob er schelten oder staunen sollte, war beim Anblicke des Ringes außer sich vor Freuden. Er faßte ihn, drückte an einer verborgenen Feder, und sieh! da öffnete sich die Fassung des großen Amethysts, und er zeigte der erstaunten Tochter hinter demselben das Bildniß einer schönen jungen Dame, in reicher fremdartiger Tracht.

»Wie nannte sich der Reiter?«

»»Antonio Gherardi glaub ich.««

»Wo ist er hin, wann kommt er wieder?« rief der Alte und that noch mancherlei Fragen, die Annchen nicht beantworten konnte.

»»Vater!«« rief sie zuletzt »»Ihr scheint so viel Antheil an ihm zu nehmen. Seyd ihr ihm noch gram?««

»Was Dir einfällt Dirne! Wenn er nur bald käme! der Herzensjunge!« rief der Vater, und machte die feurigste Hoffnung in Annchens Seele erglühen.

»»So wär es möglich, daß ich Antonios Gattin würde?«« rief sie.

»Nein! Nein! in Ewigkeit nicht!« erwiederte der Vater heftig, und erzählte nun, was es mit dem Ring für eine Bewandtniß habe.

Vor vier und zwanzig Jahren hatte Bursch, damahls noch jung und ledig, auf seiner Wanderschaft als Schmiedgesell, daß teutsche Reich sammt der Schweiz bereist, und kam nach Welschland, endlich nach Neapel. In dem blühenden Lande, das mit Recht »ein auf die Erde gefallnes Stück vom Himmel« heißt, fand er bei einem teutschen Meister Arbeit, lebte da froh und zufrieden. Als er eines Abends durch die herrliche Strada di

Toledo schlenderte, die stolzen Palläste betrachtend, trat ihn eine Matrone an, ihm winkend und zugleich zum Stillschweigen ermahnend. Ob sich Buresch gleich nicht denken konnte, was die Alte von ihm wolle, so folgte er doch aus Neugierde nach. Nach langen Umwegen in Kreuz und Quere, brachten sie ihn nach einem stattlichen Pallaste. Jetzt wurden dem Schmied die Augen verbunden, und vom Neuen begann die Wanderung durch Gänge über Treppen, und, wie es schien, sogar durch Straßen fort. Als endlich ihm die Binde von den Augen genommen wurde, fand er sich in einem hellerleuchteten Gemach, allein bei einer jungen Dame von nie geträumter Schönheit.

Sie redete ihn mit ihrer Silberstimme an. »Wundere Dich nicht, Fremdling, daß ich Dich auf so seltsame Weise hieher bringen ließ. Ich kenne Dich wohl. So oft ich nach der Kirche des heiligen Januarius ging, sah ich Dich rüstig am Amboß arbeiten. Nun sprich; bei Deiner Seele! — Bist Du schon an irgend ein Weib gebunden?« — »Nein!« erwiederte Buresch, den Schönheit und Milde der Dame ganz verwirrten. »Nun so sage mir,« fuhr sie fort, »ob Du mich möchtest zur Gattin nehmen, wenn auch Gefahren Deiner harren?« »»Ja, sagte er, ohne Ueberlegung oder Zaudern, von ihrer Anmuth geblendet.

»So wisse denn,« sprach die Donna weiter »daß ich gleich Dir niedrig geboren, und eines Schmiedes zu Rossano Tochter bin, die ein alter neaplischer Nobile, der mich gesehen, noch als Kind dem Vater abkaufte, erzog und vor wenig Monden zur Gemahlin nahm, trotz des Widerspruchs seiner Verwandten, die ihr Geschlecht durch mich beschimpft sahen.

Mein Gemahl starb vor zehn Tagen, nachdem er mich, in aller Form, zur alleinigen Erbin seines ganzen Vermögens erklärt hatte. Jetzt wüthen seine Sippen unversöhnlich, obgleich ich mich erboth, auf das große Vermögen, gegen Zusicherung eines geringen Witwengehaltes zu verzichten. Doch ihr Haß ist unversöhnbar, mich zu vertilgen harren meiner allgemein Dolche. Meine Aeltern und Geschwister zu Rossano sind das Opfer einer furchtbaren Pest geworden, und so weit die Sonne reicht, hab ich keinen Menschen der sich meiner annimmt. Bringst Du mich schützend ins römische Gebieth, so will ich gern die Mühen des Lebens mit Dir tragen. Doch faß einen Entschluß, die Augenblicke fliegen, und willst Du mich retten, so muß es gleich vollbracht werden.«

»»Bis ans Ende der Welt, bin ich Euch zu folgen bereit!«« versicherte der Böhme. »So verzieh ein Wenig.« sagte die Schöne und verschwand. Nach ein paar Augenblicken, kam sie in gemeiner Bürgertracht zurück, und gab dem erkornen Führer jenen Ring mit ihrem Bildnisse zum Unterpfand des Versprechens. Und noch ein Kästchen zu sich nehmend, verließen Beide zur Stunde den Pallast.

Noch waren sie kaum zehn Schritte davon entfernt, als ein Bandit hervorsprang, Dianoren, so hieß die Donna, ins Gesicht faßte, und seinen Dolch erhob. Doch von des Böhmen Klinge durchrannt, lag er am Boden, eh er ihn brauchen konnte. Lautlos flohen sie nun durch die finstere Nacht, die ihnen zum Schutze war. Erst als Dianore, bald geführt, bald getragen, die Aversa erreicht hatte, wagte sie das erste Wort. Ein Veturino brachte sie nach Frascati, und hier sank sie zum

ersten Mahl in die Arme ihres Gefährten, hier erst erfuhr dieser, daß ihre Feinde — so hatte eine Gespielin ihn berichtet, unter dem Vorwande: Dianore habe ihren Gemahl vergiftet, einen Verhaftungsbefehl gegen sie ansuchten, und mit dem kommenden Morgen erhalten sollten.

Das Band, welches Schicksal zwischen Buresch und Dianoren geknüpft, Gefahr, Dankbarkeit und Liebe enger gezogen, erhielt zu Frascati durch Priesterhand kirchliche Weihe. Zu Spoletto ließen sie sich, unter dem Nahmen Gherardi, nieder, und verlebten dort drei Jahre in ungestörter Seeligkeit, während welchem Dianore einen holden Knaben gebar. Da erwachte der Wunsch in ihr, nun sie von der Boßheit der Schwieher nichts mehr zu fürchten hatte, nach Rom zu übersiedeln. Buresch stimmte gerne ein, denn auch ihn zog es mächtig nach dem hohen Rom, der Stadt der Wunder und der Gnaden. So fort machten sie ihre sämmtlichen Juwelen zu Geld, und fuhren guten Muthes von Spoletto ab. Auf der fröhlichen Fahrt sah Buresch, wie sein kleiner Antonio, Dianorens Ring an des Vaters Finger erblickt hatte, und sich vergebens abmühte, ihn herunter zu kriegen. Des Kindes steigende Ungeduld zu befriedigen, zog er ihn ab, und band ihn mit einer Schleife dem Knaben an das Wamms.

Unangefochten erreichten sie die öde Kampagna romana, als eben das Glühroth der scheidenden Abendsonne, die ewige Stadt übergoß. Freudig betrachteten sie dieß hehre Schauspiel. Da fällt ein Schuß! und Dianore stürzt mit blutendem Busen an der Seite ihres Gemahls nieder. Räu-

ber, mit diesen auch der Fuhrmann, der sie hieher gefahren hatte, umringen jetzt den Wagen. Vergebens, daß Buresch mit Löwenmuth kämpfte. Nachdem er noch der sterbenden Gattin den Schmuck entreissen sehen, wird er weggeschleppt ins ferne Gebirge.

Hier unter Banditen schmachtete er wochenlang, im halben Wahnsinn. Endlich fand er günstige Gelegenheit zu entkommen. Ohne Geld und ohne Wegweiser machte er sich auf, den Ort zu suchen, wo er seine Theuren verloren hatte. Er fand ihn.

In der nächsten Villa erfuhr er: Dianore sey in einem benachbarten Dorfe gestorben, und dort bestattet. Er ging hin und weinte auf ihrem Grabe. Aber sein Sohn! sein Antonio! den hatte ein fremder Herr mit sich genommen, weiter erfuhr er nichts. Er reis'te nach Spoletro zurück, ging nach Frascati, durchirrte Rom; nirgends aber fand er eine Spur von dem Knaben. Er durchstrich bald als Bettler, bald als Pilger, bald als Bänkelsänger die Halbinsel nach allen Richtungen, — fruchtlose Müh, er fand keinen Trost!

Von Leiden erschöpft, vom Grame gebeugt verließ er endlich das Land, wo ihm des Lebens schönste Blüthe so schön und so herrlich gesprief't, so schrecklich schnell verdorrt war, wo jeder Gegenstand ihm nur sein verlornes Glück zurückrief. Aermer als er es verlassen, reise- und lebensmüde kam er im Vaterlande an; gleichwohl war er willkommen in Mratokin. Der Schmied des Orts war kurz zuvor gestorben. Die frische Witwe gab dem hübschen fleißigen Burschen erst Arbeit, nach Jahresfrist ihre Hand. Annchen war die einzige Frucht dieser Verbindung,

verlor aber schon im Dreizehnten Jahre die Mutter, und wieder stand Buresch allein.

Wohl ahnte nun die Tochter, wer ihr Antonio sey, doch die Freude, den Bruder gefunden zu haben, wurde durch den Schmerz um den verlornen Geliebten mächtig gedämpft, während der Alte sich vor Freuden nicht kannte. Doch brannte die Lieb' in ihrem Herzen fort, und obgleich sie ihn nur Bruder nannte, wenn der Vater mit ihr von Antonio sprach, liebte sie ihn dennoch, mit all der Zärtlichkeit der glücklichen Braut, ohne Ahnung, daß Geschwisterliebe andere Triebe hege. Jahre floßen vorüber, Bureschs Haar erbleichte, Sehnsucht und Gram nagten an den Reitzen der blühenden Jungfrau — und keine Nachricht von Antonia. So kam der Sommer des Jahres 1631 heran. Da sprengten plötzlich flüchtige zerstreute Truppenabtheilungen in der Gegend von Teltsch umher, mit der niederbeugenden Kunde, der unüberwundene Tilly sey bei Leipzig vom Schwedenkönig geschlagen, Böhmen stehe dem allerwärts eindringenden Feinde offen. Bald folgten Verwundete, die von den wackern Landleuten treulich gepflegt wurden. Einst kam wieder ein solcher Zug, meist Officiere, und Annchen war gegangen, nahrhafte Brühen und leichte Speisen unter sie zu vertheilen. Da traf sie auf Einen, der, am ganzen Körper mit Verband bedeckt, bewußtlos auf einer Strohschütte dalag, dalag, blickte ihn an — Antonio! rief sie von Schmerz gepreßt, und sank ohnmächtig neben ihm hin.

Ihr Vater, schmerzlich aber auch froh überrascht, erhielt vom Kommandeur des Zuges leicht, daß man ihm den Verwundeten überließ, den man

ohnehin nicht lebend an den Ort seiner Bestimmung zu bringen hoffte. Unter Annchens lieblicher Pflege erholte sich der schwer Verwundete allmählich, und sie erfuhren durch ihn, daß er wirklich Buresch's und Dianorens Sohn sey. Als die Räuber Buresch, für den sie ein ansehenliches Lösegeld zu gewinnen hofften, von der Seite seiner Gemahlin fortschleppten, lebte Dianore noch, und bald darauf kam Marchese Laderini, mit einem großen Troß Diener des Weges daher, und nahm sie und den Knaben mit. Doch schon im nächsten Orte endete sie, nachdem Landerini, in abgebrochnen Worten, das vorgefallne Unglück von ihr erfahren. Den Knaben nahm er zu sich. Zwar nannte er sich, der Pfarrer aber hatte seinen Nahmen vergessen, und so hatte Buresch nur erfahren könen, daß sein Sohn gerettet sey. Den Ring hatte man dem Knaben zum Wahrzeichen aufbehalten, und erst im Jünglingsalter, als er ihm eine Fahne im Regimente Torquato Conti verschafft, gab der Marchese Antonio das Kleinod.

Unter Tillys Fahnen hatte der Jüngling sich bis zum Rittmeister emporgebracht, als er bei Breitenfeld unweit Leipzig gefährlich verwundet wurde. Mit inniger Zärtlichkeit und wahrer Freude hörte Antonio, daß Buresch sein Vater sey. Als aber der Alte von seiner zweiten Heirath redete, ihm Annchen als Schwester vorstellte, ihre Augen von schmerzlichen Thränen überströmten, da ergriff ihn die heftigste Bewegung, er war zermalmt, erstarrt! Der Anfall ging vorüber, der heftige Schmerz verwandelte sich in ein schleichendes Fieber, in dessen bewußtlosen Fantasien der Kranke Annchen seine Braut nannte und Jedem den Tod schwur, der sie Schwester nennen würde. Dann führte der

wilde Schmerz ihn im Geiste aufs Schlachtgefield. »Sterben will ich.« rief er, »Sterben!« weil mein Geschick mich geäfft!« Zahllose Thränen vergoß Anna, die Nacht und Tag sein pflegte. Jeder Arbeit unfähig, wandelte der Schmied in stummer Verzeiflurg umher. So schlichen zwei Wochen hin.

Da, eines Nachmittags rief Antonio mit aller Anstrengung nach Annchen, die eben mit den Umschlägen in der Küche beschäftigt war. Sie kam.— »Annchen,« sagte er mit schwacher Stimme, »Annchen, ich kann nicht länger leben. Gelobe mir mein Andenken wie das eines Geliebten in Deinem Herzen zu bewahren, wie mir der Gedanke an Dich mitten im Kugelregen Muth gegeben, Dein Nahme mein Losungswort war, wenn ich mich in Feindeshaufen stürzte.« — Schluchzend suchte ihn Anna zu trösten, er aber bat lächelnd um den letzten Kuß, und mit diesem Kuße floh sein Leben dahin! —

Gränzenloser Schmerz wühlte im Herzen der Unglückseligen und des alten Vaters, den Trostgründen des würdigen Pfarrers nachgebend, verschloßen sie ihr Leid in die Tiefen der Brust, und machten Anstalt zum Begräbniß. Sechs Junggesellen sollten ihn zu Grabe tragen. Den Kranz, der seinen Sarg zieren sollte, selbst zu flechten, ließ Anna sich nicht wehren, obgleich ihr bittrer Harm sie zu Allem unfähig machte. So flocht sie den unter Thränen, Ringelblumen, Myrthen und Immortellen zusammen, und in ihrer Betäubung wand sie zwei Kränze. Die Stunde war da, die Leichengäste kamen.

»Wozu zwei Kränze?« fragte Alles. »Zwei Kränze? erwiederte Anna aus ihrer Betäubung erwachend, »hab ich zwei Kränze geflochten? nun denn,« setzte sie mit schauderhafter Kälte und tiefer Ahnung

hinzu, »so wird er wohl frisch bleiben, bis er meinen Sarg bedeckt!«

Des andern Tages schmückte er ihren Sarg, der tiefwüthende Schmerz hatte ihr Herz gebrochen. Der kinderlose Vater folgte seinen Lieben bald nach, er ruht in ihrer Mitte.

Die Engelwand.

(Oberösterreichisches tyrolisches Mährchen.)

Im Oetzthale, wo von allen Wänden die herrlichsten Wasserfälle herabstürzen, erhebt sich die Engelwand. Dort stand im grauen Mittelalter eine Burg, Hirschberg mit Nahmen. Der Burgherr, ein mächtiger Graf, genoß aller Güter des Glücks in Fülle, nur fehlte seinen Wünschen Kindersegen. Auch der ward ihm zu Theil.

Bald nach der frommen Pilgerfahrt, die er deßhalb nach Palästina unternahm, ward sein feuriges, junges Gemahl eines holden Knäbleins entbunden, das die Freude der beglückten Aeltern wurde. Einst lustwandelten die seligen Gatten mit ihrem blühenden vielversprechenden Söhnlein unter der Engelwand. Da schoß aus der Felsspaltung plötzlich ein Greifgeier herab, faßte das Kind, und hob sich, trotz des gräßlichen Hülferufens der verzweifelten Aeltern, langsam und ruhig nach der schwindelnden Höhe seines wolkennahen Nestes, zu den kreischenden Jungen.

Doch aus dem Nebelschleier, der die Bergesgipfel umfangen hält, senkte sich ein Bothe des ewigen,

ein Engel herab, entriß dem Raubthier die theure Beute, und legte den Knaben unbeschädigt zu den Füßen der Aeltern nieder.

In frommer Dankbarkeit bauten sie eine Kirche, und nannten den, durch ein Wunder des Herrn geheiligten Berg »Engelwand« — Vom Schloße Hirschberg findet sich heutzutage keine Spur mehr. Die Sage aber vom rettenden Engel geht von Mund zu Mund.

Der Rattenfänger zu Hammeln.

(Niedersächsische Sage.)

In einer gar luftigen anmuthigen Gegend nah an dem berühmten fischreichen Weserstrom, liegt die alte Stadt Hammeln im hanöveranischen Gebiethe. In dieser Stadt hat sich 1284 eine unerhörte, und für alle Zeiten denkwürdige und höchst traurige Geschichte zugetragen. Es wurde nähmlich, in dem genannten Jahre, die Stadt Hammeln ungemein von Mäusen, Ratten und derlei Ungeziefers belästigt, daß keine Stube noch Kammer, kein Hausboden noch Keller war, den solches Geschmeiß nicht beunruhigte. Die angewandten Mittel dagegen: Fallen mancherlei Art, Katzen und gestelltes Gift, wollten nicht verfangen, und die Bürger konnten sich des Ungeziefers kaum erwehren, was Alles eine große Plage war.

Da erschien eines Tages ein Mann, gar wunderlichen Angesichts, so daß man sich schier nichts Gu-

tes hätte bei seinem Anblick versehen mögen; der gab sich für einen Rattenfänger aus, wie deren wohl hie und da die Länder durchziehen, und versprach gegen Erlegung eines gewissen Geldes, die Stadt in kurzer Zeit von allem solchen Ungeziefer zu befreien. Die bedrängten Bürger nahmen solchen Vorschlag mit Freudeu an, versprachen ihm den bedungenen Lohn auszuzahlen, und hätten wohl n och mehr gegeben, der lästigen Thiere los zu werden. Alsobald zog der Mann durch die Straßen, und pfiff ein wunderliches Lied auf einer Pfeife, worauf die Ratten und Mäuse zusammenliefen aus Häusern und Böden, aus Scheuern und Ställen, und mit lustigen Sprüngen dem Schall des Liedes nachfolgten.

Dann zog er mit ihnen hinaus an den Weserstrom, in welchen sie sich allgesammt stürzten, und darinnen elendiglich umkamen.

Als dieß die Bürger von Hammeln sahen, erschracken sie alle und entsetzten sich, über die unnatürliche Sache und meinten, der Abentheurer müße ein Schwarzkünstler seyn, oder ein Zauberer oder wohl gar der Teufel selber. Da war es ihnen Leid, daß sie mit dem Verruchten etwas zu schaffen gehabt, und sie wollten sich keineswegs zur Zahlung verstehen, und weigerten ihm den bedungenen Sold. Da ergrimmte der fremde Mann, und verzog im Zorn das Gesicht auf gräßliche Weise, drohte auch den Bürgern ohne alle Scheu, daß sie solches Thun bald gereuen werden; denn er wolle sich gröblich rächen. Er verübte auch seine Rache wie folgt.

Am folgenden Tag den 26 Julius 1284 fiel das Gedächtniß der römischen Märtirer Johannis und Pauli ein, und die Bürger von Hammeln waren allgesammt in der Kirche. Da erschien der

Abentheurer auf der Straße, angethan mit einem bunten Rocke, der gar seltsam von allerlei Farben zusammengesetzt war; auf dem Kopfe trug er ein wunderliches rothes Barret, mit großen Federn; und er durchzog die Strassen der Stadt, und blies dabei gar lieblich auf einer großen Pfeife, wohl verschieden von seiner ersten, die er künstlich zu greifen verstand, und trieb dabei gar abentheuerliche Possen, und machte allerlei Gebärden. Und die Kinder kamen in Haufen zugelaufen, den wunderbaren Spielmann zu sehen, und erhoben ein großes Geschrei. Als er nun 130 der Kinder, so Knaben als Mädchen zusammengeblasen hatte, ging er flötend und allerlei Kurzweil treibend, vor ihnen her zur Stadt hinaus, durch's Osterthal und die Kinder folgten dem Klange der Pfeife nach, bis an den Köpfelberg, der gegen Morgen der hannöveranischen Straße gelegen ist.

Sobald er mit seiner unschuldigen Herde dort angelangt war, befahl er dem Berg, sich aufzuthun, und da solches geschehen, ging er mit allen Kindern hinein, und ist hernach nie wieder gesehen worden.

Diese traurige Botbschaft überbrachten zwei Kinder, die von den 130 wieder umgekehrt waren, weil sie dem Klang der Musik nicht so geschwind hatten folgen können, durch die Gewalt des bösen Zauberers aber, kehrte eines dieser Kinder stumm, das andere Kind zurück. Das stumme Kind zeigte mit dem Finger den Ort, wo der Spielmann mit den Kindern eingegangen, das blinde aber erzählte umständlich, was mit ihnen geschehen. Andere aber wollten behaupten, ein Kindmädchen sey, mit einem kleinen Kind auf dem Arme, dem Zuge gefolgt, und habe von fern zugesehen, wo die Kinder mit einander hineingegangen waren. Dieß Mädchen sey

dann erschrocken in die Stadt geeilt, und habe daselbst geoffenbaret, was sie gesehen.

Da die höchst bestürzten Aeltern diese traurige Post vernahmen, liefen sie haufenweise dem Berge zu, und suchten mit Fleiß und betrübten Herzen ihre Kinder. Und es erhob sich darüber, sonderlich unter den Müttern, ein jammervolles Wehklagen und Schreien. Man fand aber nichts als eine verfallne Grube, welche man für den Eingang des Berges hielt, durch den der böse Spielmann verschwunden war. Nochmahls haben die bekümmerten Leute, zu Wasser und zu Land an alle Orte geschickt, und ihren Kindern aufs fleißigste nachforschen lassen, es ist aber alle Müh nicht hinlänglich gewesen, das Allergeringste von ihnen zu erfahren.

Denn, was Einige gedichtet haben, wie diese hammelschen Kinder in Siebenbürgen aus den Klippen hervorgekommen seyen, sich allda niedergelassen, ihre Sitten und Gebräuche, und Sprache beibehalten, das wird wohl mit Recht für einen späteren Zusatz gehalten

Daß dieses traurige Wunder wirklich in Wahrheit so ergangen, bezeugt noch jetzt die ganze Stadt Hammeln, und man findet die Geschichte dieses Kinderauszuges im Stadtbuch eingezeichnet, auch ist sie nach dem Leben in mancherlei Bildwerk von Holz und Stein, und farbigen Schildereien in der Stadt Hammeln zu sehen, bis auf den heutigen Tag. Viele gelehrte, und der Verskunst wohlerfahrne Männer, haben auch den denkwürdigen Vorgang in zierliche Verse, und wohlklingende Reime gebracht, in lateinischer und teutscher Sprache.

Eine geraume Zeit hernach, haben die Hammeler ihre Jahrzahl nach dem Ausgange der Kin-

Abentheurer auf der Straße, angethan mit einem bunten Rocke, der gar seltsam von allerlei Farben zusammengesetzt war; auf dem Kopfe trug er ein wunderliches rothes Barret, mit großen Federn; und er durchzog die Strassen der Stadt, und blies dabei gar lieblich, auf einer großen Pfeife, wohl verschieden von seiner ersten, die er künstlich zu greifen verstand, und trieb dabei gar abentheuerliche Possen, und machte allerlei Gebärden. Und die Kinder kamen in Haufen zugelaufen, den wunderbaren Spielmann zu sehen, und erhoben ein großes Geschrei. Als er nun 130 der Kinder, so Knaben als Mädchen zusammengeblasen hatte, ging er flötend und allerlei Kurzweil treibend, vor ihnen her zur Stadt hinaus, durch's Osterthal und die Kinder folgten dem Klange der Pfeife nach, bis an den Köpfelberg, der gegen Morgen der hannnöveranischen Straße gelegen ist.

Sobald er mit seiner unschuldigen Herde dort angelangt war, befahl er dem Berg, sich aufzuthun, und da solches geschehen, ging er mit allen Kindern hinein, und ist hernach nie wieder gesehen worden.

Diese traurige Bothschaft überbrachten zwei Kinder, die von den 130 wieder umgekehrt waren, weil sie dem Klang der Musik nicht so geschwind hatten folgen können, durch die Gewalt des bösen Zauberers aber, kehrte eines dieser Kinder stumm, das andere blind zurück. Das stumme Kind zeigte mit dem Finger den Ort, wo der Spielmann mit den Kindern eingegangen, das blinde aber erzählte umständlich, was mit ihnen geschehen. Andere aber wollten behaupten, ein Kindmädchen sey, mit einem kleinen Kind auf dem Arme, dem Zuge gefolgt, und habe von fern zugesehen, wo die Kinder mit einander hineingegangen waren. Dieß Mädchen sey

dann erschrocken in die Stadt geeilt, und habe daselbst geoffenbaret, was sie gesehen.

Da die höchst bestürzten Aeltern diese traurige Post vernahmen, liefen sie haufenweise dem Berge zu, und suchten mit Fleiß und betrübten Herzen ihre Kinder. Und es erhob sich darüber, sonderlich unter den Müttern, ein jammervolles Wehklagen und Schreien. Man fand aber nichts als eine verfallne Grube, welche man für den Eingang des Berges hielt, durch den der böse Spielmann verschwunden war. Nochmahls haben die bekümmerten Leute, zu Wasser und zu Land an alle Orte geschickt, und ihren Kindern aufs fleißigste nachforschen lassen, es ist aber alle Müh nicht hinlänglich gewesen, das Allergeringste von ihnen zu erfahren.

Denn, was Einige gedichtet haben, wie diese hammelschen Kinder in Siebenbürgen aus den Klippen hervorgekommen seyen, sich allda niedergelassen, ihre Sitten und Gebräuche, und Sprache beibehalten, das wird wohl mit Recht für einen späteren Zusatz gehalten

Daß dieses traurige Wunder wirklich in Wahrheit so ergangen, bezeugt noch jetzt die ganze Stadt Hammeln, und man findet die Geschichte dieses Kinderauszuges im Stadtbuch eingezeichnet, auch ist sie nach dem Leben in mancherlei Bildwerk von Holz und Stein, und farbigen Schildereien in der Stadt Hammeln zu sehen, bis auf den heutigen Tag. Viele gelehrte, und der Verskunst wohlerfahrne Männer, haben auch den denkwürdigen Vorgang in zierliche Verse, und wohlklingende Reime gebracht, in lateinischer und teutscher Sprache.

Eine geraume Zeit hernach, haben die Hammeler ihre Jahrzahl nach dem Ausgange der Kin-

der gerechnet, und ihre Documente und Briefe darnach datirt. Es wurde auch nachmahls angeordnet, daß die Einwohner bei Hochzeiten, lustigen Gelagen und andern Feiertagen, durch die ganze Stadt in allen Gassen sollten die Musik erschallen lassen, ausser in der Strasse, wo die Kinder hindurchgeführt wurden, sollte kein Spielwerk oder Trommel, welche in dortiger Stadt Bunge genannt wird, erschallen; daher man diese Gasse die bungelose Gasse genannt hat, wie sie auch jetzt noch heißt.

Heutzutage ist der eingesenkte Ort des Einganges mit Dornen bewachsen. Es standen ehedem zwei Kreuze davor, so die alten zum Gedächtniße solch betrübter Begebenheit dahingesetzt hatten. Auf diesen Kreuzsteinen sah man weiter nichts, als etliche eingehauene Rosen und die Jahreszahl. Doch sind hernach die Kreuze ganz verstümmelt und vernichtet worden, weil die reisenden Leute, so von fern dahin gekommen und vorübergezogen, und öfters ein Stück davon abgeschlagen, und zum Gedächtniß mit sich getragen haben.

Dieß ist die (in glaubenswerthen Documenten verzeichnete) Geschichte des Rattenfängers und seines Kinderraubes zu Hammeln.

Der Stock im Eisen.

(Innerösterreichisches Volksmährchen.)

Die aufrichtige, tiefe Achtung, welche die verklungene andächtige Zeit des Mittelalters, vor dem

feierlichen Gottesdienste, besonders dem sonntägigen empfand, gab diesem Mährchen sein Entstehen, welches der Jugend die Folgen ihrer Unbesonnenheit überhaupt, und sonderlich die Strafbarkeit jenes schädlichen Verlangens, auf Kosten des Seelenheiles zeitliche Vortheile zu erreichen, und leichtfertiger Bereitwilligkeit zu Versprechungen und Schwüren zu Gemüthe führen.

Ein Eisenstrunck, der letzte Ueberrest des, schon außerhalb des Städtchens Flavianis (Wien) beginnenden Urwaldes, trägt diesen Nahmen. Er steht in der inneren Stadt, zwischen den Häusern 1079 und 1080 unweit des Stephansdomes, an dem gleich ihm »Stock im Eisen« benannten Platze. Durch den Gebrauch: daß jeder Schlosser, der von Wien in die Fremde ging, und jeder Schlosser, der auf seiner Wanderschaft nach Wien kam, einen Nagel in den Stamm schlug, ist der ganze Strunk so mit Eisenblöcken und Nägeln bedeckt, daß keine Spur von Holz mehr daran zu entdecken ist. An dieses Denkmahl grauer Vorzeit knüpft sich folgend Sage.

Einst wurde ein Schlosserbub von seinem Meister mit der Schiebtruhe aufs Feld um Lehm fürs Gewerbe geschickt. Als er aber hinauskam, fand er einen Haufen lustiger Knaben, just beim Auszählen zum Letzerlspiel, ließ die Truhe stehn, gesellte sich, zu den Spielenden, und vergaß der Arbeit ganz und gar. Als es Dunkel wurde, dachte er endlich seines Meisters und der Sperrstunde. (Damahls wurden Wiens Thore noch allnächtlich verschlossen.) Weinend machte er sich auf den Heimweg; als er aber mit der leeren Truhe ans Thor kam, war es bereits verschlossen.

Ohne Sperrkreuzer konnte er nicht hinein, also mußte er die Nacht im Freien zubringen, und obendrein abwarten, was der Meister zu seinem Ausbleiben sagen würde. Da wühlte er heulend sich in den Haaren und stieß die frevelnden Worte aus: »Ich möchte schon des T—fels werden! wenn ich nur hinein könnte!« Gleich stand ein winziges prächtig gekleidetes Männchen vor ihm und fragte: »Was flennst Du denn? täppischer Bub?«

»Ich hab' das Zusperren versäumt, bring kein' Lehm nach Haus, und krieg morgen Schläg' von mein' Meister; wenn er mich nicht gar davonjagt!«

»»Schläg' und nichts zu Essen? das wär was Rechtes!«« erwiederte grinsend das Männchen. »»Hör mahl Bub, ich will Dir helfen; ich bin der — nun die Leute reden nicht gern davon, Du verstehst mich ja. Ich will Dich hineinbringen und Du sollst nicht bloß keine Schläg' kriegen vom Meister, sondern selbst noch ein Mahl ein berühmter reicher Meister werden, und in Glück und Freuden leben, wenn Du's zufrieden bist, mein zu seyn, sobald Du an einem einzigen Sonntag die Messe versäumst!«« »O! das kann ich wohl versprechen! gab nach kurzem Sinnen der leichtsinnige Knab zur Antwort, ließ sich gefallen, daß der Versucher noch einen Blutstropfen von seiner Hand zum Unterpfande nahm, und schlug ein in Satans dargebothne Rechte. Darauf erhielt er zuvörderst einen funkelneugemünzten Kreuzer, ließ sich aufschließen und fuhr seine Truhe heim. Der

Meister machte ihm wegen seines langen Ausbleibens gar keine Vorwürfe, sondern lobte ihn wegen seines Fleißes, denn er brachte die Truhe, — gefüllt mit dem besten Lehm und bekam nun, statt der gefürchteten Prügel ein tüchtiges Nachtmahl.

Den Tag darauf kam das Männlein in die Werkstatt des Meisters, und wollte einen Eisenring und ein überaus kunstreiches Schloß für die alte Wienereiche bestellen. Aber weder der Meister des Knaben noch die Gesellen getrauten sich die Arbeit zu Stande zu bringen. Der Lehrjunge aber hatte das Männlein erkannt, und im Vertrauen auf ihren Port war er dazu erbötig. »Nu, wenn er das kann, sagte der Meister ärgerlich »so soll er heut' noch frei und Gesell' seyn.« Der Knabe ging an die Arbeit, und in wenigen Stunden war Ring und Schloß richtig gefertigt; worauf er noch am nähmlichen Tage freigesprochen wurde. Er ging mit dem Männlein zur Eiche, umzog sie mit dem Ring und legte das künstliche Schloß daran. Das Männchen aber nahm den Schlüßel zu sich, und ging von dannen. Der neue Gesell begab sich nach Handwerksgebrauch auf die Wanderschaft, und kam zuerst nach der berühmten Reichsstadt Nürnberg.

Der fremde Gesell fragt was er arbeiten soll. meldete der Lehrjunge dem Meister, als der Wienergesell am ersten Morgen in der Werkstatt des Nürnbergers war.

»Er soll die Fenstergitter anfangen; die neulich bestellt worden,« sagte der Meister.

»Die hat er schon seit einer Stunde fertig.« Es war aber für einen gewöhnlichen Schlosser Arbeit für eine ganze Woche.

»So!« sagte der Meister gedehnt. »Nu so soll er das alte Eisenwerk zu Stäben strecken,« und dachte: da wird der Bursch Arbeit genug haben. Lachend aber nahm der muthwillige Wiener alles Eisen, was er vorfand, und zuletzt den Amboß selber und streckte ihn zu Gitterwerk.—

Der Nürnberger kreuzte sich, ihm wurde neben diesem Gesellen grauenhaft zu Muthe. Drum zahlte er ihm seinen Wochenlohn aus, und schickte ihn fort. Der seltsame Schlosser kehrte nach seiner Vaterstadt zurück. Zu Wien hörte er gleich bei seiner Ankunft, die Obrigkeit wolle den Schlüssel zum Schlosse an der Wienereiche, und verspräche, da kein Meister sich dazu meldete, jenen Gesellen zum Meister zu machen, der ihn zu liefern im Stande wäre.

Sogleich machte er dem Magistrate seinen Antrag, was aber ganz natürlich dem Männlein nicht recht war, denn darum hatte es den ersten Schlüssel zu sich genommen, daß Keiner das Schloß öffnen sollte. Deßhalb setzte sich der Böse ins Feuer, und als der Bursch den Schlüssel schweissen wollte, verdrehte er ihm den Schlüsselbart. Der Bursch merkte aber den Streich, und setzte den Bart verkehrt an, und als ihn Satan, in blinden Zorn wieder verdrehte, kam der Bart recht angesetzt aus dem Feuer. Jetzt ging der Schlosser mit der Obrigkeit an die Eiche, öffnete das Schloß, und erhielt zur Stunde das Bürger- und Meisterrecht. Jubelnd rief er:

»Juchhe! wieder ein neuer Meister!«

Schlug einen Nagel in die Eiche und warf den Schlüssel in die Luft. Aber zum Schrecken Aller fiel er nicht wieder herunter.

Der ausgebreitete Ruf seiner Geschicklichkeit brachte dem neuen Meister viel Arbeit, und er lebte lange in Glück und Reichthum. Dabei bereute er nun oft den Leichtsinn seiner Jugend, vergaß seines Gottes zu keiner Zeit, hörte jeden Sonntag die Messe, und gab reichlich an die Armen. Satan aber, der ihn einmahl im Netz hatte, ließ nicht von ihm, unterdrückte nach und nach seine Reue, übertäubte sein Gewissen, und stürzte ihn am Ende in Wohlleben und Ueppigkeit.

So saß er Morgens an einem Sonntage im Weinkeller zum steinernen Kleeblatt unter den Tuchlauben (Nahme einer Straße zu Wien) mit seinen Zechgesellen, trank, würfelte und war guter Dinge. Es schlug Zehn. »Ei nun will ich in die Kirche gehen,« sagte der Meister; die Andern aber hielten ihn zurück, und er trank und würfelte wieder. Es schlug Elf. »Ei nun muß ich in die Kirche gehen,« sagte er wieder, und wollte fort. Abermahls hinderten ihn die Andern. So schlug es Zwölf: »Nein, jetzt muß ich in die Kirche gehen!« sagte nun der Meister allen Ernstes sich erhebend, seine Zechgenossen aber meinten, ein halbes Stündchen könne er noch würfeln und trinken. Ungern blieb er, doch ließ er sich bereden, trank und würfelte, spielte und ward fröhlich. Es schlug halb Eins! Schneebleich stürzte der Meister die Stufen hinauf dem Stephansdome zu. Huh! da war es wie ausgefegt! ein einziges Mütterlein saß noch da.

»Um Gotteswillen! liebe Frau, ist denn die letzte Messe schon aus?

»Letzte Messe? es ist ja schon eins

vorbei!« sagte betrüglich oder verblendet von Satan das alte Weib. Da ergriff den Mann Verzweiflung. Er stürzte nach dem Keller zurück, riß die silbernen Knöpfe vom Wamms, und warf sie seinen Genossen auf den Tisch. — Da nehmt!« heulte er. »Nehmts hin zum warnenden Andenken, daß ihr von Gott nicht lassen sollt.«

Indeß hatte es wirklich Eins geschlagen, und mit dem Glockenschlage zeigte sich das Männlein oben an der Kellerthür und kreischte:

»Heh Du! versäum die Mess' nicht. Hörst Du nicht läuten?

Da stieg, wie vom Wahnsinn geführt, der Meister hinauf, und ging mit dem Männchen, das immer größer wurde, nnd am Stephansfriedhofe schon zu einem bluthrothen Riesen herangewachsen war. Als sie an die Hauptpforte (seitdem Riesenthor genannt?) kamen, sagte der Priester eben das:

Ite missa est

(gehet, die Mess' ist aus)

Da wuchsen dem Riesen schwarze Hörner und Krallen, er packte den Sünder, und flog mit ihn in die Lüfte. Abends ließ er den zerfleischten Körper auf den Rabenstein herabfallen. Das alte Mütterchen ging vorüber und sagte:

Ja vorgethan und nachbedacht,
Hat Manchen schon ins Leid gebracht.

Alboin und Turisend.

(Longobardische geschichtliche Sage.)

Walo hatte den Ilderich vom longobardischen Königsthron gejagt, dieser bei den Gepiden Zuflucht gesucht, und Hülfe gefunden. Es gelang ihm, den König der Gepiden zu bewegen, ihn mit bewaffneter Hand in sein väterliches Reich einzuführen. Audoin, Walos Sohn und Nachfolger, griff auf die Kunde hievon die Gepiden selber an. Im longobardischen Heere stritt Fürst-Alboin, Audoins Sohn. Dieser traf im Getümmel auf des Gepidenkönigs Turisends ältesten Sohn, Thurismod (Thorismund) und es erhob sich zwischen den beiden Jünglingen ein so grimmiger Kampf, daß von Helm, Schwert, Schildrand und den Panzerringen die Funken umhersprühten, Longobarden und Gepiden ließen ab vom Kampf, rings ruhten Schwerter und Mordäxte, und alle Blicke starrten nach den Königssöhnen, bis zuletzt ein mächtiger Streich des stärkeren Alboin Thurismoden zu Boden streckte. Sein Fall entmuthigte die Gepiden, kaum seine Waffen, nicht mehr seine Leiche rettend, flohen sie. Die Longobarden setzten rüstig nach, und kürzten noch manchem Feinde Flucht und Leben.

Als der junge Sieger heimkehrte, begehrten die Krieger von König Audoin daß er den tapferen Sohn an seinen Tisch nehmen, und mit den longobardischen Helden tafeln lasse. Audoin freute sich des siegbekrönten Sohnes, wies ihr

Begehren aber zurück, weil es nicht Brauch sey im Volk der Longobarden, daß der Sohn des Königs bei des Vaters Mahle sitze, und mit Heeresfürsten tafle, eh ihn ein fremder Fürst mit eigener Hand wehrhaft gemacht, durch Ueberreichung der Waffen an Kindesstatt angenommen und neben sich an seiner fürstlichen Tafel habe sitzen lassen. Fürst Alboin, so unerschütterlich er sich im blutigen Kampf bewiesen, so willig entsagte er nun der geforderten Ehre, und wollte von seiner Vaterlandssitte nicht lassen. Ohne Bedenken, ohne erst Erkundigung einzuziehen, begab sich Alboin nur von vierzig Kriegsgefährten begleitet, ins Lager der Gepiden, deren König er beim Todtenmahle des erschlagenen Sohnes antraf. Turisend hörte gelassen seine Bitte an, nahm ihn liebreich auf, und ließ ihn an der Tafel zu seiner Rechten sitzen, auf demselben Platze, der sonst Thurismonds war.

Während des Mahles konnte Turisend beim Anblicke dessen, der ihm den Sohn geraubt, und dem er nun den größten Liebesdienst erweisen sollte, seinen Schmerz nicht ganz bezwingen. Erst seufzte er; dann brach er in die Worte aus: »Der Platz ist mir werth, der ihr einnimmt, aber macht mir großes Herzenleid!« Diese Worte fielen wie Flammen in die Gemüther der aufgebrachten Gepiden. Gleich nahm Kunimund, Turisends zweitgeborner Sohn das Wort auf, und begann die Longobarden mit Stichelreden zu necken und der weißen Binden zu spotten, mit welchen sie ihre Sokken unter den Waden umwunden hatten. »Fürwahr!« begann er, »Trefflich gleicht Ihr

den alten Stutten, die auch unter den Schienbeinen weiß werden; und jene Mähren denen Ihr so ähnlich seyd, sind gar willig und leicht zur Hand!« Den Spott erwiederte ein Longobarde und sagte: »Ja geh nur auf das Gefild Asfeld (Aasfeld!) wo Du erst recht sehen kannst, wie jene Mähren um sich schlagen, wo Deines Bruders bleiche Gebeine mit anderem Aas unbegraben daliegen, ein Spiel der Winde und den Vögeln zur Speise!« — Diesen Schimpf konnten die Gepiden nicht dulden. Sie sprangen von ihren Sitzen auf und machten sich bereit, selben im Blut ihrer Feinde zu rächen. Die Longobarden erwarteten nichts anderes als blutigen Kampf, und schlugen gefaßt die Hand ans Schwertgefäß. Schnell aber fuhr Turisend auf, und warf sich zwischen die ergrimmten Gepiden und Longobarden, mit der Drohung, den aufs härteste zu strafen, der es wagen würde, Streit zu erheben. »Das,« rief er »ist kein edler gottgefälliger Sieg, wenn man den Feind im eigenen Hause erschlägt!« Des Königs Drohung, das verletzte Gastrecht zu rächen, und seine Ermahnungen an Pflicht und Ehre, brachten die aufgebrachten Gemüther zur Besinnung, und stellten die Ruhe her. Das unterbrochne Gastmahl wurde von Gastfreunden und Gästen ruhig und friedlich fortgesetzt und beendigt. Nach vollbrachter Todtenfeier waffnete Turisend den tapfern Alboin eigenhändig mit der Rüstung seines Sohnes, und Alboin schwur, so lange Thu-

rismod am Leben sey, die Gepiden nicht zu bekriegen.

Nach Alboins Rückkehr waren die Longobarden zweifelhaft, was sie mehr bewundern solten; den Muth und die Kühnheit des erlauchten Jünglings, oder den milden, edlen Sinn des feindlichen Königs.

Noch ein Mal gab Turisend ein Beyspiel echter Treue und Redlichkeit. Alboin, nach seinem Vater König der Longobarden, und im Bündniß mit Justinianus dem Kaiser zu Byzant forderte stolz, daß Turisend, ihm und dem Kaiser, einen longobardischen Fürsten ausliefere, den Alboin verdrängt, der Gepidenkönig aber liebreich aufgenommen und geschützt hatte. Turisend hielt mit den Edelsten des gepidischen Volkes Rath, ob er die Forderung jener beiden Herrscher erfüllen dürfe oder nicht. Die Redlichen erwiederten einstimmig mit nein; besser es gehe das ganze Gepidenvolk, mit Weib und Kind zu Grund', als daß es sich einer solchen Gräuelthat schuldig mache. Nach dieser Entscheidung entließ Turisend, welcher die mächtigen Fürsten nicht durch eine abschlägige Antwort, ohne Noth, zu einem verderblichen Kriege reitzen wollte, die Gesandten mit der Antwort: daß er bereit sey, den longobardischen Flüchtling auszuliefern, sobald Alboin jenem Gepidenfürsten seiner Gewalt übergehen würde, welcher, von Turisend vertrieben, beim Könige der Logobarden eine Zufluchtstätte gefunden hatte. Mit Zuversicht konnte Turisend dieß Versprechen geben, da er überzeugt war, daß sich die Longobarden

eben so wenig würden zu solcherlei Schandthat würden bewegen lassen, als die Gepiden. Die beiden Könige brachen daher alle öffentlichen Unterhandlungen ab, und kamen später in Geheimen überein, daß Jeder des Andern Wiedersacher im Stillen wegschaffen sollte.

Maria Grün.

(Innerösterreichische Sage. 1665.)

Still wars und leer in der Stube des Wirths zum Hasen in Grätz; dem sonst so fröhlichen Manne, der um seines herrlichen Weines Willen und seines fröhlichen Gemüths, weit herum gesucht und geliebt wurde, waren Scherz und Schwänke vergangen; denn krank lag sein liebes Weib, sich krümmend und wimmernd in den Wehen herannahender Entbindung.

Tröstend steht er am Bett der Leidenden, hebt die Hände zum Himmel empor, und gelobt: »O Mutter unsers Herrn! verläßest Du die Dulderin nicht, und hilfst ihr wieder gesund empor vom Schmerzenlager; so will ich — wenn einst das Kind, welches sie mir bringt, den ersten Stein heben kann — dort, wo es ihn aus den Händchen fallen läßt, eine Kapelle bauen und weihen.

Und es half Maria der Dulderin auf, sie genas und blühte schöner als zuvor. Auch das Kindlein wuchs frisch und kräftig auf. Einmahl wandelten der Wirth und sein holdes Weib, ihr liebliches Kind an der Hand, durch die neuergrünenden

Fluren des Lenzes. Am Bach hob das Kind einen Kiesel auf, und trug ihn fort im zarten Händchen. Wohl noch lange ging ihr Weg Hügel auf, Thal ab, durch Busch und Wiesenplan, doch immer noch hielt das Kind den Stein fest in den zarten Fingern.

Da kommen sie endlich in ein verwachsenes Waldthal, und weiter können sie sich nicht mehr ergehen. Doch wär auch der Pfad offen gewesen, gewiß, sie wären nicht fürder geschritten; denn Alles lädt sie zu bleiben ein. Die Lüfte sind so rein und blau, es rauscht im Föhrenlaub so lieblich; es plätschert der klare Bach so leis; es blühen und duften die Blumen so süß; es wiegen sich die Halme so lind und weich; es dämmert das Licht so sanft durch das waldige Grün; — und läßt das Paar mit dem Kindlein nicht weiter gehen. Da warfen sich die Gatten, im stillen warmen Gebeth, hin auf den blumigen Rasen, heben die Arme zum Himmel empor, und preisen den Herrn, die Herrlichkeit der die Welt geschaffen und den Menschen geschenkt. Das Kind hebt das Aermchen mit auf — da fällt der Stein aus der kleinen Hand.

Und auf dieser Stelle, im waldigen Grün, errichtete der gläubige Mann das Kirchlein der Mutter des Heilands. Noch heutzutage steht es im buschigen Thal, und weil es im Grünen ward erhoben, so heißt es »zu Maria Grün.« Noch blüht die Thalflur so wunderschön, und ladet sie unwiderstehlich zu bleiben ein.

Alboin und Rosamunde.

(Geschichtliche longobardische Sage.)

Im Jahre 551 hatte Alboin den Thron der Longobarden bestiegen und hielt seinem Adoptiv-Vater Turisend, wie er es versprochen hatte. Als Bundesgenoß des Kaiser Justinianus kehrte er seine siegreichen Waffen gegen die Ostgothen in Italia, half dem byzantinischen Feldherrn Narses den Totila besiegen und die Gothen aus Italia vertreiben. Da beleidigte, nach Justinianus Tode, der argwöhnische undankbare Justinus seinen Feldherrn, und die berüchtigte Eudoxia ließ dem Eunuchen spottend befehlen, heimzukehren und mit ihren Mägden am Rocken zu spinnen. Seines Sturzes gewiß, ließ Narses zurücksagen: »Er wolle Ihr ein Knaul Faden spinnen, das weder Sie noch der Kaiser sollten entwirren können. Darauf rief er zur Rache die Longobarden nach Italia.

Alboin war es wohl zufrieden, das schöne Land zu erobern und dort sich häuslich niederzulassen. Wußte er doch, daß Ottacher (Odoaker) und Dieterich von Bern (Theodoricus Veronensis) unter weit minder günstigen Umständen sich beinah bloß zu zeigen brauchten, um das Land zu ihren Füßen zu sehen. Vorsorgend suchte Alboin sich erst den Rücken zu sichern, und trat in ein Bündniß mit seinem mächtigen Nachbar Klotar dem Könige der Franken, oder wie man sie schon damahls zu nennen pflegte, der Franzosen, und begehrte Klotsvinda dessen Tochter zur Gemahlin, wohl wissend, wie ersprießlich dem ersten Dieterich die

Heirath mit der fränkischen Königstochter gewesen war. Der Freundschaft der Franzosen versichert, schickte er sich zum Aufbruche in das schöne Süderland. Da starb Turisend, und die Krone der Gepiden erhielt aus seinen Söhnen eben jener Kunemund, der Alboin beim Leichenmahle Thurismods beleidigt hatte, und nun sogleich zum Kriege gegen die Longobarden rüstete. Damit diese unerwarteten Feinde nicht, während er an den Po zog, das verlassne Land an der Donau, welches er nicht aufzugeben dachte, verwüsten möchten, trat Alboin mit Baian, dem Chacan (Fürst) der Avaren in ein Bündniß. Ottacher und Dieterich hatten für kein Asyl gesorgt, eh sie die Heerfahrt antraten. Attila hingegen hatte sein Land in der Obhut treuer Stadthalter zurückgelassen, um sich nicht die Möglichkeit eines sichern Rückzuges zu rauben. Ihm wollte Alboin nun nachahmen, der Chacan der Avaren aber vereitelte seinen Plan. Zwar verstand er sich zum vorgeschlagnen Bündnisse, doch unter der Bedingung, daß die Longobarden ihm sogleich den zehnten Theil ihrer Herden schicken, nach Vernichtung der Gepiden, die Beute mit ihm theilen, und vor Allem das ganze Land den Avaren überlassen sollten.

Alboin ging nun von seinem ersten Plan ab. Wußte er doch, daß der Wandalen- und der Gothenkönig, kühner und entschloßner, als der hunnische Brudermörder, ihr ganzes Geschick und all ihre Hülfsquellen mit sich tragend, eben dieser Unmöglichkeit der Rückkehr jenen ungestümen Aufschwung, die glühende Ausdauer und das unaufhaltsame, rastlose Vordringen verdankten, dem die Römer nicht zu widerstehen vermochten. Alboin hatte Atti-

las Vorsicht gebrauchen wollen, nun aber beschloß er, dem ruhmvolleren Beispiele seiner Vaterlandshelden zu folgen. Er willigte in Baians Forderungen, sandte diesem das bedungene Zehntheil der longobardischen Herden, räumte ihm sein Land an der Donau ein, und zog dann gegen den neuen Gepidenkönig zum Streit.

Von West und Ost, durch die Longobarden und Avaren zugleich bedroht, wandte Kunemund sich vergebens an den Kaiser zu Byzant mit der Bitte um Beistand, wofür er den Römern Sirmien, und die Gefilde an der Drau abzutreten versprach. Von dort waren nur hohe Worte und leerer Trost zu erhalten, und die Avaren brachen von dem Ister her, die Longobarden zwischen der Drau und Save ins Gepidenreich ein Kunemund fand räthlich, der Vereinigung beider Heere zuvorzukommen, und den einzelnen Scharen sich entgegen zu stellen. Die Longobarden, als die gefährlicheren Feinde, griff er zuerst an. Die Schlacht war mörderisch, mit wildem Trotze wurde gestritten; doch die Gepiden unterlagen; Alboin schlug und erschlug mit eigener Hand ihren König Kunemund und rieb fast das ganze Genidenheer auf. Der Einbruch der noch viel roheren Avarenhorden vollendete den Untergang des gepidischen Reiches. Mit fühlloser Grausamkeit mißbrauchten die Sieger ihr Glück und sprachen über die Besiegten das harte Urtheil der Knechtschaft, in welche alle Einwohner des Landes, welches Kunemund besessen, ohne Unterschied des Standes und Alters geschleppt wurden. Aus dem Hirnschädel des erschlagenen Kunemund ließ Alboin, nach der wilden Sitte jener nordischen Völ-

ker, sich einen Trinkbecher (scala) machen, um bei Festgelagen daraus zu trinken. Nur Eine Gefangene erhielt Würde und Freiheit. Diese war Rosamunde, Kunemunds Tochter. Sie gefiel dem wilden Sieger, der kürzlich erst seine Gemahlin Klotswinda durch den Tod verloren hatte, und Thron und Lager mit ihr theilend, reichte er ihr die Hand.

Siegreich durchzog er darauf Italia von einem Ende zum andern, unterwarf die Städte, außer Ravenna und noch einigen im nächsten Umkreise, und dem alten Roma mit seiner Umgebung. Ravenna, welches, den reissenden Siegeslauf des Longobarden durch seine Beharrlichkeit, hemmend, sich dem Schwall seines Heeres als Damm entgegenstellte, an welchem die nordische Kriegesfluth sich brach, erstritt dem kleinen Landstriche (der nochmahls das Exarchat hieß) und der weiland Hauptstadt, Unabhängigkeit vom eingedrungenen Herrscher. Drei Herzogthümer errichtete Alboin im eroberten Lande: Friaul, Spoleto und Benevento. Friaul sollte die Mark gegen jene Feinde bilden, welche von Norden her einzudringen gelüstete; Spoleto in Italias Mittelpuncte gelegen, sollte Roma und Ravenna im Auge haben, beide Städte gleichsam in beständiger Belagerung halten, und die Vereinigung von den Streitkräften beider Städte, jener Trümmer der, von Justinianus Feldherrn, in Italia, wieder aufgerichteten römischen Macht wehren; das Herzogthum Benevento im Süden war bestimmt, Roma von der andern Seite her einzuschließen, und zugleich des byzantinischem Kaiserheeres Angriffe auf das südliche Küstenland Italias zurückzuwerfen. Diese zweckmäßige und

mit Geschick ausgeführte Anordnung, zeigte von der wohlberechneten, vorsichtigen Staatsklugheit, und dem ruhig überlegenden Feldherrnblick des Erfinders.

Bald aber setzte Alboin selbst seinem Leben und seinen Siegen ein trauriges Ziel. Zu Verona wollte er sein Siegesglück durch ein Fest feiern, seine Hauptstadt Ticinum (Pavia) einweihen, und die neuerrichteten Herzogthümer feierlich bestättigen. Beim Freudenmahle ließ Alboin der schon trunken war, die Schale bringen, die er sich aus Kunemunds Schädel hatte schnitzen lassen, trank zuerst daraus, und begehrte dann, daß Rosamunde ihm Bescheid thue. Die Königin, welche neben ihrem Gemahle saß, hörte den von Uebermuth und Wein Glühenden mit lauter Stimme vor sich hin sagen: »Mein Weib soll ein Mahl mit ihrem Vater trinken.«

Mit kaum glaublicher Fassung unterdrückte sie ihren Abscheu und ihre Entrüstung, und erwiederte, und nicht die Wuth des trunknen Unmenschen zum Ausbruch zu reizen: »Der Wille meines Herren soll geschehen!« Indem sie aber den unheilvollen Becher langsam erhob und an die Lippen setzte, schwur sie sich den heiligsten Eid, Rache zu nehmen für den grausamen Hohn! Kaum stand der Entschluß, Alboin zu tödten, fest in ihrer Seele, als sie es wagte, Helmichis, Alboins Schildträger das Geheimniß mitzutheilen. Dieser lehnte die Ausführung der Wagethat von sich ab, und rieth der Königinn, den Péredeus, einen, unter allen Longobarden, seiner Stärke und seines Muthes halben berühmten Krieger, hiezu zu bereden. Péredeus schauderte zurück, als er erfuhr, zu welcher That er den Arm leihen sollte, und versagte

seinen Dienst. Rosamundens List mußte ihn zwingen. Vom Zwielicht verschleiert, lauerte sie dem Widerspenstigen auf, welcher mit einem ihrer Fräulein ein geheimes Liebesband geknüpft hatte. Die Geliebte vor sich wähnend, wagte der Liebeglühende die Königin zu umschlingen. — Rosamunde hielt ihn fest und raunte ihm zu: »Nicht Jene bin ich, die Du zu finden glaubtest, Rosamunde, Deine Herrin und Königinn hat Dein kühner Arm gefaßt. Du hast so hohe Gunst genossen, daß Du den König oder Alboin Dich tödten mußt. Wähle!« Ueberrascht, betäubt, von Todesnoth gedrängt, entweder Rosamundens Mordgehülfe zu werden, oder ihr Opfer, sank Péredeus zu ihren Füßen, und verhieß ihren Willen zu vollziehen.

Als Alboin Tags darauf Mittagsruhe hielt, führte Rosamunde — in welcher der Durst nach Rache jedes andere Gefühl erstickt, und sie zum furchtbaren Aeußersten getrieben hatte, — den willenlos sich ihr hingebenden Péredeus an das Lager des Königs. Vorher hatte sie das Schwert des schlafenden Helden an eine Säule des Bettgestells festgebunden. Alboin, im Schlafe durchstochen, taumelte auf, und griff zum Schwert. Da er es nicht aus der Scheide zu ziehen vermochte, ergriff er einen Fußschemmel, und vertheidigte sich noch lange gegen den gedungenen Mörder. — So fand Alboin seinen Untergang durch die Arglist einer Frau; er, der so vielen Niederlagen, und dem Gemetzel so vieler Schlachten entgangen war. Ueberwinder der Gepiden und Ostgothen; Eroberer des größten Teiles van Italia; Gründer eines Reiches, welches zum Theil sich bis auf heute erhalten hat, Regierte er nicht länger als

vierthalb Jahre: Wildheit und Uebermuth, die Gebrechen seiner Zeit, hatten sein frühes Grab gegraben. Die Longobarden begruben ihren Helden mit seinem Schwerte am Fuß der Treppe des Pallastes zu Verona.

Die Königsmörderin und ihr Rathgeber wurde von dem aufgebrachten Volke mit schleuniger Rache bedroht. Darum begaben Rosamunde und Helmichis sich in den Schutz derjenigen Gepiden, die sich am longobardischen Hof aufhielten, und sandten zum Exarchen Longinus nach Ravenna, ihr Begehren einer Freistätte durch die Nachricht unterstützend, daß sie Alboins sämmtliche Schätze mit sich führten. Helmichis hatte den stolzen Wahn gehegt, Alboin im Reiche nachzufolgen, und an Rosamundens Hand den Thron zu besteigen. Nun ward ihm aber bloß die demüthigende Ehre, ihr Gemahl zu werden. Longinus durch Alboins Ermordung von einem gefährlichen Feind befreit, bewilligte den Flüchtligen Gastrecht. Sittenlos, von Goldgierde gequält, schamlos und ohne Klugheit wie er war, lüsterte dem Elenden nicht minder nach den Reitzen der üppigblühenden Königinn, als nach ihren Kleinoden. Von wilder Habgier entflammt, theilte er Rosamunden offen mit, daß er bereit sey ihre schöne Hand zu nehmen, falls sie den neuen Gatten aus dem Wege schaffen wollte! Rosamunde war zu weit gegangen, zu sehr von Exarchen abhängig, um eines neuen Verbrechens wegen anzustehen. Den Mann, der nichts für sie gethan, als daß er ihr das Werkzeug des Mordes bezeichnete, glaubte sie lange genug belohnt zu haben. Sie reichte Helmichis beim Heraustreten aus dem Bade einen

vergifteten Trank. Kaum daß er die Schale zur Hälfte geleert hatte, als er das brennende Feuer in seinen Eingeweiden fühlte. Ein Blick auf Rosamunden verrieth ihm ihre mörderliche Absicht. Da zwang sein gezückter Dolch sie den Rest zu leeren, und beide hauchten nacheinander den Geist aus. So fiel Rosmunde in der eigenen Schlinge; ihr Unglück hatte sie zur Verbrecherin gemacht und sie verdient Mitleid und Abscheu in gleichem Grade.

Der unbekannte Ritter.

(Niederösterreichische, geschichtliche Sage.)

Noch waren die Friedensbedingungen des Schlußes Brettigny nicht erfüllt, klug hatte Karl V. von Frankreich damit gezögert, als die Guienne sich gegen die Bedrückungen des englischen Verwesers, des »schwarzen Prinzen« empörte. Den Aufstand nutzte König Karl und forderte den Prinzen von Wales (gleichsam als französischen Vasallen) vor seinen Thron. Darüber entbrannte der Krieg zwischen England und Frankreich aufs Neue.

Wieder schwamm ein waffenstolzes Heer nach der französischen Küste; wieder raste Verheerung durch die westliche Halbscheide des schönen Reiches an der Seine, Loire und Rhone. Bald aber erfuhren die Brittenritter, daß dießmahl kein Sieg von Kressy und Poitiers*) zu erkäm-

*) Bei Kressy schlug der vierzehnjährige Prinz von Wales von seiner schwarzen Rüstung der »schwarze Prinz« genannt, 1346 das fünffach

pfen sey. Denn nun trat an die Spitze der Westfranken trat 'nun der Connetable Bertrand du Guesilin, der Feldherr des Reiches, der Pfeiler des Thrones, die Zuversicht des Heeres, ein Führer, wie das bedrängte Frankreich ihn lange entbehren mußte. Die Scharen der Engländer aber, beseelte nicht mehr der junge Heldengeist des schwarzen Prinzen, der krank daniederlag und 1376 verstarb, allenthalben wurden die Britten aus den eroberten Ländern geworfen, und die ersiegten Provinzen schrumpften mächtig zusammen. Der Sieg schien von den drei goldnen Leuen gewichen und zu den Lilien gezogen zu seyn.*).

---

stärkere Heer der Franzosen, in welchem der blinde Böhmenkönig, Johann von Luxenburg als Bundesgenoß Philipps mitfocht und selbst tod blieb. Seine Devise »Ich dien« nahm der Prinz von Wales in sein Wappen auf, wo es noch heutzutage zu sehen ist. Die Franzosen verloren 36,000 Mann, 1200 Ritter, 1400 Barone.

1356 gewann Edward der schwarze Prinz die Schlacht bei Poitiers gegen Johann den Guten und bekam ihn sammt seinem Sohne Philipp den Kühnen, nachmahligen Herzog von Burgund, gefangen. Auf Bedingungen wurde König Johann nach Frankreich entlassen. Weil diese aber nicht so schnell erfüllt werden konnten, so stellte er — wie lange vor ihm Friederich der Schöne von Oesterreich Ludwig dem Baier, und Friederichs Bruder Heinrich der Freundliche dem Böhmenkönig Johann, — sich freiwillig wieder in Haft, und starb zu London in der Gefangenschaft.

*) Seit Richard Löwenherz ist Altenglands Wapen drei goldne Löwen im rothen Feld; vorher waren es (gelöwte?) Leoparden. Vor Wil-

Da wars plötzlich, als wollten die Streiter Englands sich zu neuen Siegen emporraffen, und sie bothen wieder die Schlacht. Stolz flatterten die Fahnen Sanct Georgs und Dionys, die Rosse stampften wiehernd, die Tropeten schmetterten zum Angriff, Sanct Georg! — Mont Joie Saint Denys! hallte es hinüber und herüber. Die Heere trafen auf einander. Bald lagen die Lanzen in Trümmern am Boden; Schwerter brachen, Schilde wurden gespalten. — Helme klangen; schon mehr denn tausend Leichen bedeckten das blutige Feld: da siegten die Engeländer, die Franken schwankten, wichen, flohen dann. Der Tag schien verloren. Doch ein einziger Ritter steht noch, kämpft noch und dämmt der Feinde Schwall. Da halten die Franken ihre Flucht auf. Die Oriflamme*) dem fliehenden

---

helm dem Eroberer scheint England kein bestimmtes Fahnenzeichen gehabt zu haben. Frankreich hatte seit Hugo Kapet ein blaues, mit goldnen Lilien bestreutes Feld zum Wapen. Erst unter Karl VI. wurde die Zahl der Lilien auf drei bestimmt.

*) Oriflamme (aurea flamula) hieß Frankreichs heiliges Reichspannier. Eigentlich war es die alte Kirchenfahne, welche der König, Kraft seiner Würde eines Schirmvogtes der Abtei Saint Denys neben der Reichssturmfahne führte. Sie bestand in einem orangegelben Labarum (hängender Wimpel) welches mit einem goldnen Kreuz und vielen goldnen Flämmchen (daher der Nahme) geziert war. An den drei Zipfeln hingen grüne Seidenquasten. — Es scheint daß eine Zeit war, wo auch andere Völker ihre Oriflammen, d. h. eine Heersfahne hatten, deren Feld mit goldnen Flammen bestreut war; was, wie es scheint, ein ganz goldenes Feld ersetzen, oder ein feuriges vor-

Bannerträger entreissend, wirft er sich damit in das dichteste Gedränge. Bertrand gewinnt Zeit, die Franken scharen sich aufs Neue, halten dem Lauf der Sieger stand und die Schlacht, die schon verloren war, wird durch Einen Mann gewonnen.

»Doch wer ist der kühne Held?« fragen König und Feldherr. Lang sucht man vergebens, endlich entdeckt man ihn, einen Fremdling, der Kei-

---

stellen sollte. Wien bewahrt im Belvedere, unter den Ambraser-Kunstschätzen, a. eine große Burgundische Heeresfahne, orangegelb, mit dem ausgeeckten weißen Andreaskreuze, dem goldnen vom Strahlen umgebenen Nahmen des Heilands und vielen goldnen, die Spitzen vom Schaft wegkehrenden Flämmchen, geschmückt. b eine purpurrothe teutsche Reichsfahne mit zierlichem goldnen Rande, den schwarzen Doppeladler zeigend zwischen dessen Hälsen der gekreuzigte Erlöser den Raum ausfüllt. Am Fuß des Kreutzes, dessen Länge die ganze Fahnenbreite einnimmt, ist das, mit der Erzherzogkrone bedeckte Familienwappen Habsburgs, wie es seit Max I. geführt wurde, zu sehen. Das weiße Schamtuch weht zu beiden Seiten so weg, daß er gleichsam den zweiten Arm des Kreuzes bildet (Sonst war das teutsche Wappen ein Adler mit einem griechischen oder Doppelkreuze) des Adlers Fänger sind leer, diese und die Schnäbel schwarz. Die goldnen Flammen stehen wie auf dem burgundischen Banner. c eine fast fleischfarbige Fahne, welche das Bildniß St. Georgs zeigt, wie er den grünen Lindwurm erlegt. Ein Eichenkranz umgiebt den Heiligen. die Flammen gehen von der Mitte aus und richten sich nach allen Seiten. — Auch Böhmens ältestes Wapen bestand in einem schwarzen Kessel im feurigen Felde. Schreiben sich die Flämmchen, die zu den altburgundischen Zeichen gehören, etwa von Maxens burgundischen Heirath her?

nem im Heere bekannt ist, und führt den Ritter vor den Fürsten. Bescheiden tritt er, im schlichten teutschen Harnisch in den strahlenden Kreis, und bittet sich zur Gnade aus, unbekannt zu bleiben. Mag Ein Schwert viel im Streite vermögen, der Nahme thue nichts zur Sache.

Indeß hatten einige Franzosen des Fremden Gezelt gesucht, sein Gepäck durchstört und der Graf Alencon brachte den gefundenen Siegelring dem Könige, der ihm dem Herzog von Nemours, dem weitgereis'ten Länder- und Sprachkundigen reichte, welcher in dem schlichten Teutschen, der löwenkühn sich in mitten der Feindesschaar geworfen, einen Sproßen jenes alten Geschlechtes, das in allen Ländern gepriesen, manchen Sänger und Helden aus seiner Mitte hervorgehen sehen, einen Grafen von Lichtenstein erkannte!

Das Knie bescheiden beugend, bejahte der Held des Herzogs Vermuthen. Da schloß ihn der König in die Arme, die Edelsten drängten sich, den Fremden an ihre Brust zu drücken. Die jungen Franken aber, hoben den Lichtensteiner in wildem Jubel auf die Schultern, und trugen ihn freudig durchs Lager.

Der Wunderbär.

(Polnische Sage.)

Carambert, ein König in England (als es noch in sieben Reiche zerrissen war), war Christi Lehre zugethan, und rottete den Glauben an die

falschen Heidengötter im ganzen Lande aus. Als er im Jahre 646 starb, hinterließ er einen Sohn und eine Tochter. Dem Sohn der Bathild geheißen war, und im Jahr des Heiles 680 selig verschieden ist, (wir feiern sein Gedächtniß am 26. Tag des Eismonath) hatte er noch vor seinem Absterben die Krone zugesichert; der Tochter aber einen großen Schatz von Gold, Perlen und Steinen zubeschieden.

Als die Königstochter heranwuchs, warben viel Könige und Fürsten um ihre Hand, sowohl wegen ihrer unvergleichlichen Schönheit, als auch wegen ihres großen Reichthums.

Der Bruder verhielt ihr die Schätze keineswegs, die bösen Räthe aber wollten ihr solche nicht überkommen lassen. Die Königstochter führte oft durch ihre Vormünder Klage beim Könige, ob halber des verweigerten Schatzes, nicht minder bei den ehr- und gottvergessenen Räthen, die aber fest auf ihrem Willen blieben. Da dreuete die Fürstin am Ende und sprach, daß sie wohl wisse, was ihr zu ihrem Recht verhelfen solle.

Ob solcher Rede erschracken die gottlosen Räthe, und redeten zu einander, was sie nun thun sollten. Da beschlossen sie, die Königstochter ohne des Konigs Wissen zum Tod zu verurtheilen, und dem Bären vorzuwerfen, der für die Verurtheilten Missethäter gehalten wurde. Und solch bösen Entschluß führten sie aus.

Wie sie nun dem Tode entgegengeführt ward, rief die Fürstin als eine fromme Christin Gott um Beistand und Barmherzigkeit an. Sie wurde in den Zwinger gestoßen. Der Bär aber fing bei ihrem Anblick so heftig zu brummen an, daß Jener, der

die Königstochter geführt hatte die Flucht ergriff, und in Furcht und Schrecken die Thüre offen stehen ließ. Worauf der Bär, durch des allmächtigen Gottes wunderbare Schickung, vor der unschuldig verfolgten Fürstin niederkniete, daß sie ohn allen Schaden und Gefahr sich auf seinen Rücken setzte, und also auf ihm durch die Stadt geritten ist. Worüber gewaltige Furcht unter dem Volke entstanden. Ja der König selber, solches erfahrend, verwies es strenge seinen argen Räthen, welche die Fürstin nun flehendlich baten, sie möchte nur absteigen, es sollte ihr Alles werden.

Auf solches führte die Jungfrau den Bären wieder in seinen Zwinger, und ward bald darauf dem Könige von Frankreich und Herzog in Lothringen Klodwig IV. aus dem Haus der Merowinger vermählt, den sie etliche Söhne geboren, von denen der Aelteste seinem Vater als König auf dem Thron folgte. Die Andern aber zogen aus, nach verschiedenen Ländern, durch tapfere Thaten Ruhm zu erobern. Denen befuhl die Mutter, um ihrer Erhaltung ein Denkmahl zu stiften, daß sie ihr altes Lotharingisches Wapen verlassen und eine gekrönte Jungfrau auf einem Bären sitzend, auf Fahnen und Zeichen führen sollten.

Das alte edle Haus Brabansky von Chorzan in Mähren, dessen Manns-Stamm schon 1770 ausgestorben, der weibliche aber in den Familien Forgáts, Alben-Haugwitz, Münch und Rzikowsky noch heute fortblüht, leitete, laut einer sehr alten, handschriflichen Chronik, seinen Ursprung von den Herzogen von Lothringen ab, und führten im Goldfelde einen schwarzen Bären,

auf welchem eine gekrönte Jungfrau mit ausgebreiteten Armen und sitzt im Wapen. Ueber dem Helm und aus der Krone gingen Hirschgeweihe, zwischen denen wieder ein schwarzer, aufrecht sitzender Bär erschien.

In Polen, wo das Geschlecht sich zuerst ansiedelte, und bedeutende Besitzungen errang, hat obige Sage über den Wapenerwerb sich erhalten.

Die Erscheinung auf Lichtenfels.

(Niederösterreichische Legende.)

In der Mitte, bis gegen des Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts lebte Thurso von Lichtenfels, ein Nachkomme jener Thursonen, die seit des großen Karol Zeiten in Oesterreich saßen, ein frommer edler und darum nicht minder tapferer Ritter. Seiner unerschütterlichen strengen Gerechtigkeit halber nahm ihn Jeder gern zum Schiedsrichter, und in sieben und zwanzig Urkunden des Klosters Zwettel, dessen Schirmherr Thurso war, kommt er als solcher vor. Eben so bereitwillig zog er sein Schwert zum Schutz der Unterdrückten. Der ältere Heinrich von Kuenring, welcher verheerend vor Lichtenfels drang, empfand seines Armes Gewicht und wurde noch vollständiger durch Thurso's Edelmuth besiegt.

Zwei der besten von Kuenringers Lehensmännern verirrten sich in dichten Nebel, auf dem Wege von Krems nach Weitra und geriethen vor die Mauern von Lichtenfels. Ohne sich zu

besinnen, ritten sie, im Vertrauen, der Edle werde ihren Unfall nicht zu seinem Vortheile gebrauchen, die Burg hinan und sahen ihr Vertrauen herrlich belohnt. Liebreich, wie von einem Freunde aufgenommen, durften sie ungehindeet weiter ziehen.

Der Kuenringer erfuhr die seltene That, und seine trotzige Seele beugte sich vor des Feindes Tugend. Allen Fehden ein Ende machend, wurde er, von Thurso's Werth erfüllt, aus dem grimmigsten Feinde, dessen innigster Freund.

Gern weilte Thurso im Kloster zu Zwettel, wo die irdischen Reste seiner Gemahlin, in selbst gewählter Gruft ruheten. Dort bethete er oft und inbrünstig für sein Seelenheil. Einst lag er wieder am Hochaltare, vor dem Bildnisse der seligsten Jungfrau, und flehte um ihre Fürbitte. Da erschien ihm die Gnadenreiche, tröstete ihn und heite Ruhe folgte der Erscheinung.

Späterhin lag er einst, in der stillen Woche, am Vorabend des Festes der Auferstehung des Heilands, in seiner Burgkapelle, im Gebethe hingegossen vor dem Bilde des Gekreuzigten. Da erschien ihm dieser, mit freundlichem Antlitze sich mit ihm besprechend. Plötzlich pochte Thurso's Pfleger an die Thüre und trat ein, da schwand das Gesicht.

Der Ausbruch des Krieges zwischen Kaiser Rudolf und König Ottokar, zog Hugo's von Lichtenfels Augen noch ein Mahl zum Irdischen herab. Obgleich seine Nachbarn, die Kuenringer Ottokars Parthei hielten, so blieb Thurso doch dem Kaiser unerschütterlich treu, und sein Erstgeborner Hugo kämpfte in Rudolfs Heere. Dafür hatte er die Freude zu sehen, wie der Kaiser zu Wien den Jüngling mit dem ritterlichen Schwerte

umgürtete, und wie, beim festlichen Kampfspiele, der hundertjährige Konrad Haslau mit dem jungen Thurso, dem Sohne seines Urneffen, zierlich Lanzen brach.

Bald darauf gab Hugo von Lichtenfels all' sein Besitzthum in die Hände der Söhne und trat als Laienbruder in das Kloster Zwettel.

Einst besuchte er seinen Freund Alold von Chaya, welcher ihm beim Abschiede ein Talent Pfennige gab, sich ein neues Ordenskleid anzuschaffen. Alold aber, bald darauf sich im Wald ergehend, fand ein Talent Pfennige in ein Tuch gewickelt, als einen Ersatz vom Himmel für das Thurso'n geschenkte Gold.

Eines Charfreitags war Thurso im Kapitelhause, wo Davids Psalmen erklangen, und trauerte, daß er, der lateinischen Sprache unkundig, in die heiligen Gesänge nicht mit einstimmen konnte. In sich versunken, sah er plötzlich eine weiße Taube über den Bethenden, sich bald auf Diesen, bald auf Jenen herabsenkend. Des Heiligen Geistes nur ihm sichtbare Gegenwart tröstete ihn. — Bald darauf entschlief er im Herrn.

Noch bewahrt das Schloß Ottenfels jenes Kreuzbild, vor dem Thurso Hugo von Lichtenfels im Gebethe lag. Im Kreuzgange von Zwettel hängt sein Ebenbild, und drei Gemälde der Bibliothek daselbst stellen Begebenheiten aus seinem Leben dar.

Der Untersberg.

(Niederösterreichisches Mährchen.)

Der Untersberg, auch Wunderberg genannt, liegt im Erzherzogthume Niederösterreich, Land ob der Enns, Salzburger Kreis, etwa zwei Stunden von Salzburg, an dem grundlosen Moose, wo vor Zeiten die Stadt Helfenburg (Juvavia) versunken ist. Er steht vereinzelt, abgerissen von der Bergkette der norischen Alpen. Reicher Baumwuchs, seltenes Moos, und duftende Kräuter bedecken seine Marmorwände. Sein Inneres soll reich an edlen Metallen seyn, welches sich in vergangenen Zeiten, an vielen Stellen gediegen soll vorgefunden haben.

Gestützt auf die Vermuthungen von reichen Erzen erhoben sich Mährchen von den unterirdischen Schätzen des Berges und den Bergmännlein. Was man von den sogenannnten wilden Frauen sagt, errinnert an die wilden oder seligen Fräulein in Tyrol, und scheint auf Druidinen und heimlichen nächtlichen heidnischen Cultus zu deuten, der hier, in der Wildniß sich vielleicht noch erhielt, als die bebauten Ebenen bereits bekehrt waren. Die Ueberlieferung von Juvavias Untergang durch den heruler Feldherrn Welamir, und der, durch den Heiligen Ruprecht aus deren Trümmern erhobenen neuen Stadt (Salzburg), vom Klausner Maximinus und seine Brüder im fünften Jahrhunderte, nnd den Stiftungen Karol des Großen, verursachten in Verbindung mit den Ueberbleibseln der Lehren des Heidenthums, im träumerischen Gemüthe des umwohnenden Volkes, die Mährchen von dem,

im hohlen Berge wohnenden Priestern, Fürsten und Helden; entstellte Lehren des Evangeliums, von der Zerstörung Jerusalems, dem jüngsten Gerichte, in Verbindung mit dem allgemeinen Schreck vor den Unterdrückern von Osten her (Hunnen, Avaren, Magyaren,) welche Teutschland mit dem Untergange bedrohten, veranlaßten die schrecklichen Prophezeihungen, die man aus diesem Berge will erfahren haben.

Von keinem andern Berge Teutschlands gehen so mannigfache Sagen. Allgemein bekannt sind die ins gränzenlose gehenden Schilderungen von den Reichthümern die er enthält. Die umwohnenden Landleute glaubten, daß der Berg ringsum voll Höhlen und Spalten sey, deren Boden sie sich mit Goldklumpen und Goldsand angefüllt dachten. Die Wände sollen von leuchtenden Diamanten, Rubinen, Smaragden und Amethysten funkeln, an den Decken Korallenzinken und Perlenschnüre, wie Spinngewebe hängen!

Sie träumten, auch daß der wunderbare Berg ganz hohl sey, und seine eigenen Bewohner habe, die sich vor Zeiten den Sterblichen zeigten, und in der Umgegend als wohlthätige Wesen berühmt waren. Von den sogenannten Bergmännlein, (Berggeistern, Bergknappen?) heißt es: »Sie bewohnen einen Theil des Untersberges, hüten seine Schätze, und verarbeiten, nach Gewohnheit ihres Gleichen, das Silber und Gold und die blinkenden Steine zu allerlei kunstreichem Geräth und Schmuck. Niemahls wagt ein Wolf oder Bär sich in die Nähe des Berges, und Hirten, denen ein Thier entlaufen ist, zeigt, wenn

sie auf dem Wunderberge schlafen, ein Traum das Verlorne an.«

»In ihren Behausungen ist Alles, was auf Erden, beim Menschenvolke aus Thon, Eisen, Holz oder Kupfer gemacht ist, aus Kristall, Bernstein, Silber, Gold oder edlen Steinen verfertigt*). Die sogenannten »wilden Frauen« haben langes unbeschreiblich schönes Haar, halfen einst den Bauernweibern gern bei der Arbeit und machten sich mit Kindern zu schaffen, die sie reich begabten. Gewöhnlich hörte man sie kein Wort sprechen, oft aber sah man sie auf den Bergesgipfeln herumschweifen, und hörte ihren lieblichen Gesang.«

Die Geschichten von den Schätzen des Berges erregten die Habgier Vieler, die angelockt von dem vorgespiegeltem Reichthume, den Berg untersuchten. Kein Berggeist aber erschien, sie einzuführen, sie fanden bei Tage nirgends einen Eingang, und der kühnste Wagehals, der verstockteste Bösewicht, wagte keinen Versuch, in die Schluchten und Schachte einzudringen, die dem Mährchen nach, um die mitternächtliche Geisterstunde offen standen. Bei Tage glaubte man allgemein ein unterirdisches Geräusch (von Wasserfällen? eingeschloßnen Windströmen?) das wie Trommeln und Trompeten, auch wie Waffengetöse klang, oder es schallte herauf, wie das Gestampf und Gewieher von Tausenden muthiger Rosse, oder es hallte wie ferne Hammerschläge, als fiele dröh-

*) Dergleichen Mährchen von, in den Bergen angetroffenen ungeheuren Reichthümern finden sich oft und mögen daher stammen, daß derlei Kostbarkeiten wirklich aus Bergen geholt werden.

nend Eisen auf Eisen. Mit dem elften Glockenschlage, glaubte man, höre all' das Toben und Tosen auf, ein blaues Flämmchen zeige sich auf dem Scheitel des Berges, und im fahlen Lichte erschienen Riesenschatten, um den Gipfel herumziehend, und eine Stunde lang gegen Aufgang sehend. Mit dem zwölften Schlage der Glocke aber, verschwanden sie, das Licht erlösche, und das unterirdische rauschen und Poltern beginne vom Neuen.«

Daß die Sage vom mitternächtlichen Spuck auf dem Gipfel dieses, im Heidenthum gewiß religiös wichtigen Berges, sich auf feierliche nächtliche Opfer und Umzüge, so wie die Mährchen von den Bergmännlein und deren unermeßlichem Reichthume, auf nun verfallenen, einst aber vielleicht vorhandenen (und von den Römern bebauten) Erzgängen und Schachten bezieht, wozu vielleicht ein natürlicher Weg führte, ist bereits erwähnt worden.

Nachfolgende Schilderung des Lebens und Wirkens im Inneren des Berges, ist den Erzählungen der umwohnenden Landleute, und den, über diese Sache verfaßten, und im Druck bekannten Geschichten entnommen, so weit all' diese Quellen zusammen stimmen. Es zeigt sich hier eine viel verbreitete, später, nach den Begriffen der christlichen Sagenwelt umgearbeitete germanische Urmythe, von welcher in den meisten und ältesten nordischen Sagen Anklänge zu finden sind. Durch den Umguß wurde Vieles hinzugefügt, was auf die Geschicke der Umgegend Bezug hat, und so wie das — wenn man es ohne Furcht, mißverstanden zu werden, so nennen darf — religiöse Gewand, welches das ganze so feierlich und ehrwürdig erscheinen läßt, ganz

Eigenthum des frommen christlichen Dichters ist, welcher das antike, räthselhafte Mährchen dem Geschmack seiner Mitwelt durch diese Umstaltung näher brachte. Die Einleitung aber, wie diese Bergeswunder sollten der Welt kund geworden seyn, scheint bloß aus den Erzählungen der Landleute hervorgegangen und eine ziemlich moderne, oder doch dazu entstellte Fabel zu seyn.

Mag nun das Mährchen auftreten und die erträumten Wunder Kund thun, wie sie der Jüngling, welcher ihre Schleier hob, auf dem Sterbebette soll geoffenbart haben. Ein Zug, welche die unerschütterliche Festigkeit, mit der das Volk an seinem Wahn hing, charakterisirt, den es zur feierlicherer Beglaubigung einen Sterbenden in den Mund legt.

„Ein junger Mensch wagte sich auf den Berg, wo er an einer Thüre, über welcher viele Buchstaben standen, einen Mönch antraf der Kräuter sammelte. Dieser ließ ihn ein, und führte ihn zuerst durch lange Gänge, nach einer Kirche, zehnmahl größer als der Dom zu Salzburg, mit riesigen Pfeilern und ungeheuren Gewölben. Mehrere Hundert Altäre erhoben sich an Pfeilern und Wänden, tausende von Lampen und Kerzen erhellten den weiten Raum. Im langen Reihen zogen sich Stühle längs dem Schiffe um den Abseiten. Alles war prächtig und schimmernd.“

Wüßten wir nicht aus der Beschaffenheit des Ganzen, welcher Periode die Bearbeitung der Sage angehöre, so müßten wir aus dem Eingang entnehmen, daß es ein Gebild sey, aus einer, leider verklungenen, religiösen, andächti-

gen Zeit. Der Dichter, als er die Wunder des Berges schildern will, beginnt mit einem Gotteshause, und mit wohlthuender Freude, verweilt er lange bei diesem Gegenstande, obgleich dieser auf das Hauptwerk seines Gedichtes gar keinen Bezug hat, und nur dem Charakter des Dichters die Stelle verdankt. Unsere aufgeklärt seyn wollenden Geschöpfe der großen Welt würden mitleidig verachtend, den Mund verziehen und Jenen mit kalten kurzen Blicken über die Achsel ansehen, der ihnen sagen wollte, er weile gern bethend in der Kirche, es mache einen wohlthuenden Eindruck auf ihm, einer gottesdienstlichen Ceremonie beizuwohnen. Ganz anders war es im rohen Mittelalter. Alt und Jung freute sich aufrichtig, und trug nach Kräften dazu bei, daß der öffentliche Gottesdienst mit all dem erforderlichen Glanze, mit all der nöthigen Ordnung, in seinem ganzen Umfang konnte gehalten werden. Und ein neugestifteter großartiger Dom, ein mit möglichster Pracht, zur Ehre Gottes abgehaltenes Kirchenfest, erregte mehr Wohlgefallen und zog mehr Schaulustige herbei, als das prunkvollste Banket, das schimmerndste Waffenspiel. — Uebrigens verläugnet der Dichter die Einfalt seines kunstlosen Zeitalters nicht im Geringsten. Seine Schönheiten bestehen in ungeheuren Vergrößerungen, und er weiß keinen andern Maßstab dafür als Größen und Zahlen.

„Hier harre meiner,“ sprach der Mönch zu seinem Begleiter und verließ ihn. Bald darauf hörte der Jüngling eine Uhr schlagen, und mit großen, helltönenden Glocken zum Gottesdienste läuten. Alsbald kamen viele hundert Mönche

in Procession, baarfuß, mit beschorenem Haupte, ein Schaafsfell um die Schultern, am Leib ein härenes Gewand, jeder ein Buch in den Händen. Sogleich wurden bei allen Altären die Kerzen angezündet, die Glocken gezogen, und eine Orgel weckte mit ehernen Klängen den Gesang. Viele Mönche in schönen Ornaten kamen heraus, fingen am Hochaltare das Amt an, und lasen bei den andern Altären Messe. Dazu sangen und musizierten Mönche auf dem Chore, die unten betheten leise aus ihren Büchern, welche aus bloßem Bast bestanden und Baumrinden gebunden waren. Diese Geistlichen waren freundlich und leutselig mit dem Jünglinge, ließen zu, daß er neben ihnen kniete und aus ihren Büchern bethete. Darinnen las er viele Prophezeihungen, welche er sterbend bekannt gemacht hat.

So verfloßen Stunden. Der Jüngling bemerkte an den Mönchen, daß sie überaus hager und veraltert aussahen, gleich als wären sie aus den Gräbern hervorgegangen, auch schauten sie ernst und düster drein. Endlich war aller Gottesdienst verrichtet, die Orgel verstummte, die Altarlichter wurden ausgelöscht, die Mönche verließen die Kirche in der Ordnung, in welcher sie gekommen waren, und mit derselben Stille.

Jetzt kam jener Mönch zurück, welcher den Jüngling hereingeführt hatte, und nahm ihn mit sich. Nachdem er erst ihn mit Trank und Speise gelabt hat, führte er ihn auf einen hohen Thurm und ließ ihn hier vom Fenster hinab, auf die unüberschbare Ebene schauen, die da seinen Blicken offen lag. Palläste und Kirchen, so gewaltig wie er eben eine gesehen, schaute er hier

in großer Anzahl, und als hätte alle Welt ihre Völker gesendet, wogte hier eine Unzahl von Menschen, jeden Alters und jeden Standes durcheinander.

Aus jedem Fenster zeigte die Gegend sich schöner, das Treiben bunter, der Menschenschwarm gedrängter. Er sah Waffen schmieden, vorrichten und schleifen, Rosse zäumen und tummeln; sah Reihen von Kriegern ihre Bewegungen und Schwenkungen einüben; ihre Waffen versuchen und prüfen; nach dem Ziele werfen oder schießen; dann war es wieder als würde Jahrmarkt gehalten; Kaufherren und Krämer breiteten ihre Waaren aus, Andere suchten darunter, und wählten was ihnen anstand; dort wurden Vorbereitungen zu einem Feste getroffen, weiterhin hatte bereits eines begonnen. Da wurden Waffenspiele gehalten, Preise erstritten und vertheilt, getafelt, getanzt und gespielt.

Am längsten aber fesselte des Jünglings Augen ein Wiesenplan, auf welchem die vornehmsten und reichsten Gestalten, mit zahllosem Gefolge sich durcheinander hin und her bewegten. Ihnen folgten mit ihren Bannern, blank geharnischte, schön berittne Streiter, und Krieger zu Fuß. Als hätte sich hier die Kriegsmacht des ganzen großen Teutschlands seit Jahrhunderten versammelt, so sah man hier aus allen teutschen Landen Waffen blinken.

Da wehte das weiße Roß der Altsachsen auf rothem Grund, und die Löwen von den Rheinlanden, die drei schwarzen Leuen Schwabens und Karantaniens, die Zeichen der Ost- und Westfranken am Rhein und Main,

der Purpuraar*) Oesterreichs der rothe Adler Brandenburgs, und Mährens gleichfarbiger Aar mit dem Kleestänglein; Bavaria's blau und weiß gewecktes Feld, Lotharingiens rothe Binde, Burgunds Andreaskreuz und Goldlilien, die Zeichen der Friesen und Belgier, neben den fast zahllosen Bannern der kleineren Lande der zinspflichtigen Fürsten, der geistlichen Besitzthümer und Herrschaften.«

»In Fürstenhüten, Kronen und goldnen Halsgeschmeiden, in Purpurkleidern und Hermelinmänteln, prangten die Fürsten und Herzoge; Inful, Krumstab, Pallium und Kreuze zierten die geistlichen Machthaber. Es schien eine Versammlung aller Fürsten der Teutschen hoch und herrlich zu schauen. Keiner von Allen aber, so hehr und würdig sie sich gehoben mochten, kam an Größe, Alter und Erhabenheit jenem Greise gleich, der unter ihnen wandelte und um dessen Willen Alle versammelt schienen.«

»Auf dem Haupte und in den Händen trug

*) Ein rother einköpfiger Adler im weißen Felde war das älteste Wapen der Markgrafschaft und des Herzogthums Oesterreich bis 1230 unter dem letzten Babenberger, welcher die weiße Binde im rothen Felde einführte. Erst der Habsburger Rudolf IV. nahm jene fünf goldnen Adler gewöhnlich Lerchen genannt, im blauen Felde an, welches Wapen unter allen österreichischen das neueste und nicht wie Viele fälschlich glauben und schildern das älteste ist. — Friederich der Streitbare behielt das älteste Wapen, den Purpur-Aar bei, neben dem neuen, erst nach ihm verschwand es für immer.

er die Herrscherzeichen, des höchsten Reiches der Erde; der Kaisermantel wallte von seiner Schulter herab; ein Purpurkleid umschloß die lange, Hohheit und Stärke ausdrückende Gestalt; von Wangen und Kinn floß ihm ein weißer Bart, der, obgleich mit Perlenschnüren umwunden, mit Edelsteinen durchflochten, und aufgebunden, in zwei Spitzen herab über die Brust und zu beiden Seiten, gleich silbernen Fähnlein herflatterte.«

»Neben ihm ging eine Jungfrau, die von so hoher Anmuth war, als er herrlich und erfurchtgebiethend. An Kronen Statt zierte ihr schönes Haupt das Gold ihrer Locken; ihr Augenpaar verdunkelte die hellsten Demanten, die glänzendsten Saphire; auf ihren Wangen blühten Lilien und Rosen; röther denn Korallenzinken glänzten die schön gespaltenen Lippen; gleich Perlenschnüren schimmerten zwei Reihen Zähne hervor. Die Weiße ihres Busens beschämte den Alabaster und der Wunderbau der Glieder konnte nur mit sich selbst verglichen werden.«

Eine Stunde lang währte dieß bewegliche Leben, dann zerstreuten sich Alle, als gingen sie zur Tafel. Der Jüngling erfuhr von seinem Führer, daß dieser Greis, dem Alle so hohe Ehrfurcht erwiesen, Sanct Karol der Große sey, welcher mit seiner Tochter, vielen Fürsten und Edlen und Tausenden von Unterthanen und Kriegern die mit und nach ihm lebten, hier eingeschlossen harre, bis ihm die Stunde der Auferstehung schlägt.«

Nach zwölf Tagen, während welchen er noch vielerlei gesehen und allnächtlich dem Gottesdienste beigewohnt, welchen die Mönche des Berges in

den verschiedenen Kirchen der Umgegend, zu denen sie durch unterirdische Gänge gelangen konnten hielten, verließ der Jüngling den Berg, nachdem sein Führer ihm noch manche gute Lehre gegeben hatte. Nach Hause eilend, um seine Aeltern wegen des langen Außenbleibens zu beruhigen, erfuhr er, daß er nicht länger als zwölf Stunden in dem wunderbaren Berg verweilt hatte! Bis an seinen Tod verschwieg er die Geheimnisse des Untersberges, als er aber nicht ersterben konnte, fühlte er, daß etwas in ihm sey, das nicht mit ihm aus der Welt wollte. Da erzählte er was ihm dort begegnet war, und was er dort erfahren.«

»Grauenvolle Prophezeihungen hatte er in den Büchern der Mönche gelesen: Einst wird eine schreckliche Zeit über Teutschland kommen: Treu und Glaube verschwinden; der Bruder darf dann dem Bruder, der Vater dem Sohne nicht mehr trauen, und Nichts findet mehr Schonung. Alle Ordnung der Dinge hört auf; es ist eine Zeit wo Gewaltthat und Laster herrschen.«

»Bis dahin schläft Sanct Karol, sein Kind und sein Heer im Berge. Schon reicht sein Bart sechsmahl um den goldnen Tisch, an welchem er sitzt. Wenn er neunmahl herumreicht, ist sein Schlaf zu Ende und der allgemeine Untergang da. Noch ein Zeichen dieser Zeit erfuhr der Jüngling im Berge. Am Fuß desselben steht ein verdorrter Feigenbaum *); wenn dieser frische Blätter austreibt, ist das Ende der Dinge nahe.«

---

*) Wer erinnert sich hier nicht des Feigenbaumes in der Bibel. Es ist schon gesagt worden, daß diese Prophezeihungen aus einen Gemisch heidnischer und christlicher Ideen entstanden.

»Dann sammeln sich die tief gesunkenen Teutschen um den Berg, der Fürst von Baiern jagt hin nach dem Baume, an dessen Zweigen er sein Wapen aufhängt; und Keiner wird wissen was dieß bedeuten soll. Auf der Heide von Wels*) beginnt die Schlacht, von allen Seiten strömen Feinde der Teutschen und des Rechtes herbei. — Da thut der Berg sich auf mit Donnerschalle — Sanct Karol, der große Kaiser jagt hervor in seinen glänzenden goldnen Waffen, und führt seine Streiter an, zum Kampfe für sein unterdrücktes Volk**). Das Laster aber siegt, die Teutschen unterliegen, was sie auch kämpfen, wie viel Feinde auch von ihren Händen fallen. Ringsum schwimmt und watet Alles im Blut.«

»Wenn der Gerechten so wenige sind, daß sie unter einem Baume Schutz finden, da ertönen die Posaunen des letzten Gerichtes, der jüngste Tag bricht an; Alle empfangen nach Verdienst Lohn oder Strafe***).«

Die religiöse, moralische Tendenz dieser Mähr-

*) Dort ward bereits eine siegreiche Schlacht für Teutschlands Unabhängigkeit geschlagen: »Am 12. December 1800 schlug Erzherzog Johann auf den Welserfeldern die Franzosen unter Lecourbe. Ward auch damit der Krieg nicht entschieden, so trug dieser Sieg doch bei, den Ruhm der österreichischen Waffen aufrecht zu erhalten.

**) Als an diese Mährchen die letzte Hand gelegt wurde, war die Schweden- und Türkengefahr noch im frischem Andenken.

***) Hier ist entschiedne Aehnlichkeit mit der Götterdämmerung, die weder zufällig noch absichtlich gesucht seyn kann.

chen ist anschaulich, und unterscheidet sie gar sehr, von Wunder und Gespenstermähren gemeinen Schlags welche den Begierden der Menschen meist Nahrung geben, oder ihr Gehirn mit Nichtigkeiten anfüllen. Hier sind doch verkleidete Wahrheiten, so gut der Dichter sie zu geben wußte. Ueber diesen Schilderungen des Sittenverderbnisses und des daraus entspringenden Elendes stehen wie mit Sternenlettern die Worte:

Vertrau auf Gott! er rettet den Bedrängten!

Aufgefrischt im Gedächtnisse des Volkes wurden diese uralten Sagen durch die Gefahr, welche Teutschland seit Attila's Zeiten durch mehr als ein Jahrtausend lang vom heidnischen Südost her drohete. Als in neuen Zeiten ein Eroberer einen Weltthron zu errichten, alte Fürstenhäuser aus ihren angestammten Reichen trieb, kein anderes Recht kannte als der Gallier, wie in grauer Vorzeit den Stahl in die Wage der Gerechtigkeit warf und die Losung ausrief: »Dem Mächtigen gehöre Alles« — Da richteten sich Vieler Augen bethend zum Vater über den Wolken, und wünschten, daß die Mähre vom Wunderberg kein Mährchen seyn möchte! — Sie ist auch keines, in sofern sie uns die Folgen des Lasters mahlt und Gottes Beistand verheißt.

Ohne unsern längst entschlafenen Heldenkaiser zu erwecken, sandte uns Gott einen andern Karl, auch einen Franken*), der uns los riß vom Joch der Tyrannei. Und nie werden wir ganz fallen, so lange wir Gott und dem Rechte treu bleiben, so

*) Fürst Karl von Schwarzenberg stammt aus einem, obwohl seit Jahrhunderten in Böhmen ansäßigen, ursprünglich fränkischen Geschlecht.

lange wir nicht verzagt uns selber aufgeben, tapferer Männer freudig kühner Muth ist der beste Schirm, und er fehlt unserm Vaterlande nie! und nie wird es seinen Wahlspruch aufgeben müssen:

Aller Ehren ist Oesterreich voll.

Werd' Andres der Macht und dem Wechsel ein
Spiel,
Doch Oestreich über Alles sobald es
nur will!

Inhalt.



